Kennst du das land?

Columbia University
in the City of New York

THE LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Kennst du das Land?

Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens.

Herausgegeben

von

Julius R. Haarhaus.

Band XII.

Leipzig.
Druck und Verlag von C. G. Naumann.
1898.

Digitized by Google

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARY

Das

Trinkgeld in Italien

sprachlich, touristisch, volkswirthschaftlich

von

Dr. Rudolf Kleinpaul.

Füllt den Handschuh mir mit Kronen
Und gebt dem Burschen ihn. Behalt ihn, Bursch!
Trag' ihn als Ehrenzeichen an der Mütze,
Bis ich ihn fordre.

König Heinrich V. (IV. 8).

Leipzig.
Druck und Verlag von C. G. Naumann.
1898.

Digitized by Google

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARY

945.01
K41
12

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort.

Vor einiger Zeit, es kann an die sechs Jahre her sein, machte sich die Leipziger Zeitung einmal zu dem Organe eines Trinkgeldprotzen. Wenn man eine recht veraltete Ansicht aus dem vorigen Jahrhundert lesen will, so muß man nur zur Leipziger Zeitung greifen. Ein, Gott sei Dank, mittelalterlich erzogener und angehauchter Herr schilderte mit beweglichen Worten den vielfachen Schaden, der durch die leidige Bewegung gegen das Kellnertrinkgeld angerichtet worden sei, und die Noth, die er eben in einem Reformhotel ausgestanden hatte. Er war von Italien gekommen und in der Nacht in Innsbruck eingetroffen, und hatte trotz telegraphischer Vorausbestellung das Personal etwas verschlafen gefunden, die Gnädige Frau hatte eine ganze Viertelstunde auf heißes Wasser warten müssen, und schließlich hatte der Oberkellner durchblicken lassen, daß die Maschine nicht mehr gehe, weil sie nicht mehr geschmiert sei. Anstatt sich an den Wirth zu wenden, wandte er sich an die Leipziger Zeitung, die nun ein Beispiel hatte, zu was für Mißständen die Abschaffung des Trinkgeldes führe, und die ja ihren Lesern selbst eine Beilage macht, so rationell und so klug und so wissenschaftlich wie das Trinkgeld.

Dies war die Veranlassung, daß ich anfing, mich mit dem Trinkgeld zu beschäftigen, und zunächst einmal einen Artikel dieser Marke in die Zeitschrift „Zur Guten Stunde" lancirte. Als dann Herr Julius R. Haarhaus die Liebenswürdigkeit

259704

Digitized by Google

hatte, mich um einen Beitrag für seine Bücherſammlung „Kennſt du das Land“ anzugehen, ſchlug ich ihm vor, ein Büchlein über das Trinkgeld in Italien zu bringen; die Idee wurde von der Verlagshandlung C. G. Naumann beifällig aufgenommen und genehmigt, und ſo hatte ich denn Gelegenheit, wieder einmal nach Italien zu gehen und wie der König Heinrich V. den Handſchuh zurückzufordern, den ich dem Italiener viele Jahre lang mit Geld gefüllt und als Ehrenzeichen an der Mütze zu tragen gegeben hatte.

Ein Buch iſt freilich ein ander Ding als ein Aufſatz in einer Zeitſchrift. Ein befreundeter Verlagsbuchhändler, dem ich von meinem neuen Auftrage ſprach, meinte, er könne nicht begreifen, wie ich ein Buch, ein Buch über dieſen Gegenſtand ſchreiben wolle. Das müſſe eintönig werden. Das Trinkgeld reiche eben nur zu einem Feuilleton, nicht zu einem Buche, es ſei geringfügig.

Aber als ich begann, ihm dieſen kleinen Schmarotzer, der ſchon ſo oft unter die Lupe genommen worden iſt, gleichſam im Spiegel des fremden Landes zu zeigen, ihm die verſchiedenen Geſichtspunkte, von denen aus er ſich betrachten läßt, entwickelte und von den beſonderen Blüthen, die er in Italien treibt, erzählte: befreundete ſich der Mann auch mit dem Vorhaben und gab zu, daß das Thema am Ende ergiebiger ſei, als es den Anſchein habe.

Jetzt wo das Buch vorliegt und in die Welt hinausgeht, iſt vielleicht mancher Leſer in einem Falle wie jener gute Freund, neugierig, eine vorläufige Idee von meiner Arbeit, eine leiſe Andeutung von ihrem Inhalt und von ihrem Plane zu bekommen.

Ich will ſie ihm geben.

Man muß zunächſt wiſſen, daß das Trinken nur eine Beſtimmung unter vielen, vielleicht die edelſte, jedenfalls eine

Digitized by Google

specifisch deutsche Bestimmung ist. In Italien macht man noch ganz andere Dinge namhaft, zu denen das Geld genommen werden soll, zum Beispiel: Handschuhe.

Ursprünglich sind alle diese Dinge selbst gegeben worden, erst allmählich ist das allgemeine Tauschmittel, das Geld an ihre Stelle getreten, und nur im Namen des Geldes eine Erinnerung daran geblieben. Wenn man sich nun die verschiedenen Zwecke ansieht, zu denen unser Trinkgeld in Italien bestimmt wird, und sie werfen auf Sitten und Gebräuche des Volkes ein oft überraschendes Licht: so erhält man dadurch für den Begriff des Trinkgeldes einen ersten Eintheilungsgrund (Capitel I—III, VII—IX).

Einen anderen Eintheilungsgrund bieten die Hauptklassen der Trinkgeldempfänger. Es fragt sich, für welche Arten von Dienstleistungen ein Trinkgeld vornehmlich erwartet und gegeben zu werden pflegt. Das Trinkgeld ist in Italien Landessitte; es erstreckt sich bis ins Thierreich, ja, bis ins Pflanzenreich, wie man aus dem XIII. Capitel sieht, dies allerdings mehr für Kenner. In erster Linie stehen hier die Kellner, die Kutscher, beziehentlich die Eseltreiber und die Schiffer, und die Boten, beziehentlich die Dienstboten (Capitel III—VI, X—XIII). Das XIV. Capitel beschäftigt sich besonders liebevoll mit einem solchen Typus.

Die Bäume erwarten ihr Trinkgeld besonders zum Neuen Jahre oder vielmehr in der ersten Hälfte des Jahres, im Frühling, von Weihnachten bis zum Mai. Die Weihnachtszeit ist die Blüthezeit des Trinkgeldes von jeher. Wir gewinnen damit abermals einen neuen Gesichtspunkt für unser Thema und einen dritten Eintheilungsgrund, den die hohen Zeiten und die Erntefeste der kleinen Leute liefern (Capitel XI—XIII).

Dabei kommen wir unvermerkt zu einer richtigen Anschauung vom Wesen des Trinkgeldes überhaupt. Es dämmert

Digitized by Google

uns die Erkenntniß, daß das Trinkgeld, gegenwärtig nur ein Supplement des Lohnes, ursprünglich der Lohn selbst gewesen ist, wie er sich unter den christlichen Völkern seit Aufhebung der Sclaverei herausgebildet hat. Die Naturalverpflegung, wie sie jedem Arbeiter selbstverständlich gewährt werden muß, verwandelt sich in Zeiten der Geldwirthschaft ganz oder theilweise in Geld; so entsteht der Geldlohn oder der Lohn im engeren Sinne. Dieser Lohn pflegt, sobald sich die Dienstleistungen regelmäßig wiederholen, fest zu werden, und nimmt dann den Namen eines Gehaltes an, mit dem der Lebensunterhalt bestritten werden soll, während die Belohnungen vorübergehend erwiesener Dienste, sowie die gelegentlich über den Hauptlohn hinaus gewährten Sondervergütungen als Trinkgelder fortleben. Wie sich aus dem Boten ein Dienstbote, aus dem Botenbrote ein Gesindelohn entwickelt, die nahe Beziehung der Trinkgelder zu allen Arten von Honoraren, Gagen und Gebühren will namentlich das V. Capitel zeigen.

Mit jedem dauernden Dienstverhältnisse tritt auch an die Herrschaft die Forderung eines festen Gehaltes heran. Wenn gewisse Dienstleute, wie die Kellner und die Kutscher, in Italien noch heute ihren Lohn wesentlich in Form von Trinkgeldern erhalten, so ist das nur die alte, elementare und unvollkommene Löhnung wieder, wie sie einst vor gesetzlicher Regelung des Arbeitslohnes in einer unentwickelten Gesellschaft bestanden hat. Daß diese Arbeiterklassen in der Cultur so zurückgeblieben sind, liegt an einer sonderbaren Verschiebung ihres Dienstverhältnisses, indem sie nicht den Arbeitgeber, sondern das Publikum als ihren natürlichen Herrn betrachten, weil das Publicum manchmal an die Stelle des Arbeitgebers tritt und ihm die Löhnung irrthümlich abnimmt und erspart. In Folge dessen erspart sich der Arbeitgeber, dem das Geld von Egoisten, Prahlhänsen und Einfaltspinseln an den Hals

Digitized by Google

geworfen wird, die Löhne wirklich. Das ist mißbräuchlich und, wie man sagt, ein Krebsschade nicht bloß der Gastwirthschafts-industrie, in den Augen der meisten vernünftigen Menschen, ausgenommen in denen der Leipziger Zeitung (Capitel IV, VI und X). Alle Wetter, freilich! — höre ich den Leser ausrufen, davon wüßte ich am Ende selbst ein Lied zu singen. Der Stoff giebt etwas her! Man könnte ein Buch darüber schreiben! — Ich sagte es ja.

Leipzig, den 9. März 1898.

Rudolf Kleinpaul.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Vorwort V

I. Kennſt du das Land, das Land der milden Hand? 1

II. Das Handſchuhgeld: la Mancia 18

III. Das eigentliche Trinkgeld: Propingelder. Zum Kaffee 31

IV. Ein Vorſchlag zur Güte 50

V. Das Botenbrot (la Mancia della buona nuova) . . 57

VI. Das Kutſchertrinkgeld 74

VII. Die drei Lebensbedürfniſſe 87

VIII. Opfere einen Hammel! 101

IX. Kleine Geſchenke erhalten die Freundſchaft. Das Douceur 112

X. Das Gaſtgeſchenk 126

XI. Der Julblock in Italien: il Ceppo 136

XII. Der Glückwunſch 148

XIII. Der Schlaraffenbaum 160

XIV. Die Spendirhoſen 176

XV. Der Händedruck 195

Sachregiſter 198

Digitized by Google

I.

Kennſt du das Land, das Land der milden Hand?

Das Lied, deſſen Anfangsworte Titel und Motto unſerer von Julius R. Haarhaus begründeten, für die Freunde Italiens beſtimmten Bücherſammlung bilden, ſtammt aus dem Jahre 1785. Goethe dichtete es in Karlsbad, zu einer Zeit, wo er noch nicht ſelbſt in Italien geweſen war, aber von Sehnſucht nach dem Lande, wo die Citronen blühen, verzehrt ward. Eine italieniſche Reiſe war, verſicherte Frau Aja, von Jugend auf ſein Tagesgedanken, Nachts ſein Traum geweſen; im Sommer des Jahres 1785, als er zum erſten Mal Karlsbad beſuchte, kam er endlich im Stillen zu dem Entſchluß, die Reiſe einmal zu machen und den Traum zu verwirklichen, was übrigens erſt im folgenden Jahre, im September 1786, abermals von Karlsbad aus geſchah. Gewiß mochte ihn nicht allein die Sehnſucht, ſondern ein unbeſtimmter Drang, ein gewiſſes Mißbehagen über die Weimariſchen Zuſtände und ſeine dortigen Verhältniſſe treiben; denn man ſagt, er habe nicht ſowohl nach Italien gehen, als vielmehr Deutſchland verlaſſen wollen. Immerhin iſt das Lied als der melodiſche Ausdruck des tiefen Heimwehs zu betrachten, das der Dichter nach Italien bekommen hatte, und gleichſam die Parole aller Deutſchen geworden, die es über

die Alpen zieht, nach dem Süden zieht; Mignon scheint doch nur auszusprechen, was Goethe selber auf seinem Herzen hatte, wie es später wieder Tasso ausspricht, indem dieser, nach Goethes eigenem Geständniß, dem schmerzlichen Gefühle seiner unwiderruflichen Verbannung aus Italien Worte lieh.

Goethe kannte also Italien noch nicht aus eigener Anschauung, als er das ergreifende Lied im Wilhelm Meister zu Papiere brachte, veröffentlicht wurde ja der Roman erst viel später, im Jahre 1795 — er kannte Italien bloß vom Hörensagen her, namentlich aus den Schilderungen seines Vaters, der Italien wirklich gesehen und hier mancherlei gekauft und gesammelt, auch einen ganzen Saal mit römischen Prospecten ausgeschmückt hatte; er schwärmte hauptsächlich von Neapel, das ihm einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen hatte. Der junge Goethe behielt und verarbeitete diese glühenden Schilderungen, wie sich Kinder solche Erzählungen zurechtzulegen pflegen; er lebte sich in seine Phantasien hinein, machte sich im Kämmerlein ein Bild von dem Wunderland und besaß wie alle jugendlichen Schwärmer, denen das Leben erst noch bevorsteht, wie Schiller und Jean Paul, wie die damaligen Deutschen überhaupt, von Land und Leuten, Klima, Luft und Vegetation, ja von den Ruinen selbst etwas übertriebene Vorstellungen, die erst durch die Erfahrung ein wenig herabgestimmt und verirdischt und auf ihr richtiges Maaß zurückgeführt werden konnten.

Soll ich es kurz sagen? — Goethe malte sich Italien aus wie eine Insel der Seligen, wie ein ideales, elysisches Gefild. Er schilderte es, wie die religiösen Dichter, die Zionsharfenspieler, die Knak den christlichen Himmel schildern — eben darum sind seine Verse so wunderbar und schön. Wenn der Berliner Pastor, der unentwegte Orthodoxe, der an der biblischen Weltanschauung gegenüber dem Kopernikanischen Systeme unerschüttert festhält, in seinen Mußestunden von dem himm-

Digitized by Google

liſchen Jeruſalem, von der Stadt der goldenen Gaſſen, von dem Paradies, dem Paradies, dem Gelobten Land erzählt, ſo hat man auch die Empfindung eines Fernen und Ueberirdiſchen.

Paradies, Paradies,
Wie iſt deine Frucht ſo ſüß!
Unter deinen Lebensbäumen
Wird uns ſein, als ob wir träumen.
Bring uns, Herr, ins Paradies! —

Dahin, dahin geht unſer Weg! o Vater laß uns ziehen! — Dieſelbe Sehnſucht, dieſelbe Innigkeit, dieſelbe ſüße Schwermuth, wie ſie die Verſe des Kindes im Wilhelm Meiſter athmen.

Heutzutage können Unzählige, Goethe und Nicht-Goethe, auf die Frage: Kennſt du das Land? — mit einem lauten Ja antworten. Nicht nur die Kunde der Apenninenhalbinſel, die Kenntniß des geſammten Weltalls iſt erheblich geſteigert worden, ſeitdem ſich die Alpenſtraßen in Alpenbahnen verwandelt haben; ſeitdem man in achtzig Tagen, ja, mit Hilfe der Sibiriſchen Eiſenbahn, in einunddreißig Tagen, die Mutter Erde umkreiſen kann.

Die Menſchen unſeres Jahrhunderts pflegen nicht bloß Italien, ſondern auch den Orient zu kennen und nicht bloß die Alpen, ſondern auch den Himalaja und den Kuenlün zu überſchreiten; ſie paſſiren nicht die Meerenge von Meſſina, ſie paſſiren die Linie. An die Stelle des Mittelländiſchen Meeres iſt der Atlantiſche Ocean und an deſſen Stelle nachgerade der Stille Ocean getreten. Damit ſind auch ganz andere Anſchauungen, ganz andere Maßſtäbe in die Welt gekommen, man weiß jetzt, was man von dem italieniſchen Himmel, von dem ſanften Winde, dem Libeccio und der Tramontana zu halten hat, man vergleicht Griechenland, das noch viel ſchöner, viel heller, viel claſſiſcher iſt — und wenn man Italien auch nicht etwa plötzlich unterſchätzt, alte Liebe roſtet nicht: ſo verhält man ſich doch

Digitized by Google

merklich kühler und iſt auch gegen die Schattenſeiten des italieniſchen Klimas nicht mehr blind. Zu den letzteren gehört zum Beiſpiel die weite Verbreitung der Malaria, die hier ärger als in anderen Mittelmeerländern hauſt.

Die Italiener, die zwar Amerika entdeckt haben, aber im Ganzen wenig reiſen, ſind mit Recht entzückt von ihrem Lande; ſie ſprechen nicht anders als von dem bel Paese. Dante definirt in ſeiner Hölle (XXXIII, 80) Italien als das ſchöne Land, wo man: sì ſagt:

il bel paese là dove il sì suona —

nämlich wenn man Ja ſagen will; das Sì-land ſteht im Gegenſatze zum Languedoc, wo man: oc, und zu Frankreich, wo man: oui ſagt. Der Name der Provinz Languedoc iſt aus der anderen Form der Bejahung hervorgegangen, die, ſonderbar genug, das unterſcheidende Merkmal abgiebt. Er bedeutet wörtlich die mit oc bejahende Sprache (Langue); ſo wäre Nord-Frankreich die Langue d'oui oder die Langue d'oïl und Italien die Lingua di sì geweſen. Das sì iſt das lateiniſche sic, wofür der alte Römer: ita ſagte; das oc das alte lateiniſche hoc, das oui oder das oïl das lateiniſche hoc illud, ſoviel wie: das iſt's. Petrarca definirt Italien geographiſcher, er ſagt in ſeinem 96. Sonette mit bemerkenswerther Kürze: da er mit dem Ruhme ſeiner Laura nicht die ganze Welt anfüllen könne, ſo ſolle ihn wenigſtens das ſchöne Land hören, das die Apenninen theilen und das Meer und die Alpen umgeben:

udrallo il bel paese
ch' Apennin parte, e 'l mar circonda e l'Alpe.

Aber das Prädicat der Schönheit haben ſich am Ende auch andere Länder beigelegt, auch Frankreich nennt ſich: la belle France, auch Griechenland heißt: ἡ ὡραία Ἑλλάς,

Digitized by Google

in Athen giebt es ſogar ein Kaffeehaus dieſes Namens; und das ſehen die klugen Italiener nachgerade ſelber ein. Sie haben das Sprichwort: Tutto il mondo è paese, womit ſie ausdrücken wollen, daß ſich's überall leben läßt, daß jeder Platz, beſucht vom Aug' des Himmels, für einen weiſen Mann ein Glückeshafen iſt und daß jede Gegend ihr Gutes, ihr weniger Gutes hat. Möchten ſich das doch die den Mund ſo gar voll nehmenden Enthuſiaſten hinter die Ohren ſchreiben! — Nichts iſt am Ende ſpaßhafter und beſchränkter, naiver, altfränkiſcher, als wenn dieſe oder jene italieniſche Stadt von einem, der ſie gerade kennt, kurzweg: als die ſchönſte Stadt der Erde; oder wenn Norwegen von einem Paſſarge in der Widmung ſeines Buches: als das ſchönſte und glücklichſte Land der Erde ausposaunt wird. Was für eine einfältige Hyperbel! Du liebe Eitelkeit! — Wer mehr als einen Winkel der Erde geſehen hat, kommt häufig zu der Anſicht, daß ſich's allenfalls auch im Samlande leben läßt.

Was die Bevölkerung und den italieniſchen Nationalcharakter anbelangt, ſo iſt das Urtheil der Deutſchen überhaupt niemals ſo überſchwenglich ausgefallen, eine Reduction deſſelben gar nicht nothwendig geweſen. Die Italiener ſind der Meinung, daß man ihr Land erſt dann kennen und ſchätzen lerne, wenn man vorher Spanien geſehen habe, das katholiſche, rohe, geſunkene, für Glaubensgerichte und Stiergefechte ſchwärmende Spanien:

Non conosce l'Italia e non la stima,
Chi provato non ha la Spagna prima —

der Baron von Archenholz, der kurz vor Goethe in Italien war und hier vom Pferde ſtürzte und das Bein brach, hatte England zuvor geſehen, und er liebte nun, das claſſiſche Land der Freiheit über das Vaterland der Lazzaroni, der Banditen, der Kaſtraten und der Päderaſten zu erheben und über den

Digitized by Google

finstern Winkel ohne alles Verständniß, wie ein rechter Philister herzuziehen. Und so kann man viele Länder vorher gesehen und erfahren und wie Odysseus ihren Charakter kennen gelernt haben. Aber jeder Italienreisende hat doch wenigstens ein Land vorher gesehen, wie Goethe: sein Heimathland; es ist überhaupt natürlich, daß von den Deutschen zunächst Deutschland bei ihren Beobachtungen zum Maaßstabe genommen wird. Nun, die Herren Deutschen haben an den Italienern von jeher viel auszusetzen gehabt — wenn man ihnen glauben sollte, so war Italien nicht viel besser als eine Mördergrube — in Italien gab es lauter Erzspitzbuben, die einem das Fell über die Ohren zogen und dem Touristen jeden Genuß vergällten — er fand nichts Ordentliches zu essen, denn die Japper nährten sich nur von Apfelsinen und Zuckersachen, sie arbeiteten nicht, sondern lotterten den ganzen Tag auf der Straße herum —, sie waren über alle Maaßen unwissend, faul und schmutzig, ihre Würste voller Knoblauch, ihre Gassen voller Dolche, die Wirthshausbetten voller Flöhe. Im ganzen Lande Kirchen über Kirchen, aber kein Dutzend erträglicher Stühle. Dergleichen Vorurtheile spuken in einzelnen Köpfen jetzt noch. Im Großen und Ganzen sind sie überwunden, wobei unentschieden bleiben mag, wie viel von der guten Meinung auf eine gründlichere Bekanntschaft mit dem Volke, wie viel auf thatsächliche Besserung der Verhältnisse zu setzen ist; denn die Italiener sind im neuen Reiche fortgeschritten wie die Deutschen. Man ereifert sich jetzt mehr vom Standpunkte der Thierschutzvereine über den im Lande der Kunst betriebenen Vogelmassenmord und darüber, daß bei der Hochzeit des Kronprinzen von Italien über zweitausend Singvögel, Schwalben, Rothkehlchen, Finken und Nachtigallen, auf Schwarzbrot geröstet, verspeist worden sind.

Man hat heutzutage vielmehr eine Schwäche für das in vieler Hinsicht liebenswürdige Volk, wie man eine solche

Digitized by Google

Schwäche für das romanische Wesen und für die romanischen Sprachen bei allem Culturstolz niemals verleugnete; man gefällt sich unter den Italienern und fühlt sich jetzt in Toscana oder in Rom vielleicht minder fremd, als sich ehedem der Ostpreuße in Süddeutschland fühlen mochte. Die Italiener sind nicht bloß ein Künstlervolk, geistreich und voll Begeisterung für das Schöne; sie sind auch im allgemeinen kaum weniger reinlich, weniger ehrlich, weniger betriebsam und fleißig als die Deutschen. Das dolce far niente, von den Italienern schon sprachlich als unitalienisch und anstößig zurückgewiesen, ist ein von den Franzosen aufgebrachter Mythus. Die Italiener leben auch nicht bloß von Früchten und von Maccaroni, wie sich mancher denkt — die italienische Küche ist gar gut, natürlicher, gesünder und schmackhafter als die deutsche, namentlich was die Zubereitung des Fleisches anbelangt, die mit geriebenem Parmesan gewürzte Suppe, das Oelgebackene, der Risotto, der italienische Braten, Schinken und Käse jedem unvergeßlich, der einmal in Italien gelebt hat. Gerade Süßigkeiten und Conditorwaaren werden in Italien viel weniger gegessen, als zum Beispiel in Norddeutschland, auch minder gut hergestellt; unsere Compots sind kaum dem Namen nach bekannt. Die Italiener sind auch nicht so hitzig und leidenschaftlich wie in Deutschland die Rede geht, wo sogar Mephistopheles von ihrem feurigen Blute ein Aufhebens macht — die lymphatische Constitution, il Sistema linfatico herrscht vor, die Kinder sind häufig skrophulös, die Frauen häufig schwindsüchtig, die Männer Familienväter, die Mütter Hausfrauen wie sie im Buche stehen — ich sage das nur, damit man nicht denke, daß die Italiener alle sammt und sonders von Lebenslust überschäumen, daß sie nichts als Liebesabenteuer im Kopfe und ein Privilegium auf die Schönheit haben. Sie sind vielmehr ein Volk von Diplomaten als von Heißspornen. Tutto il mondo è paese; selbst

Digitized by Google

der italieniſche Wein iſt nicht immer feurig, geſchweige denn das Blut. Vielleicht iſt es in Deutſchland bisweilen feurig. Und ſo ſind auch die Italiener nicht lauter Banditen, Meuchelmörder und Lazzaroni, die Raſſe iſt ausgeſtorben — es wird zwar noch wie in allen katholiſchen Ländern viel gebettelt, es laufen ſogar Bettler in weißen Handſchuhen und mit einem Bändchen im Knopfloche herum, ſogar die Soldaten betteln noch jezuweilen, wenn auch nicht mehr wie früher unter dem Gewehre und im Schilderhaus, aber Italien iſt doch nachgerade ein moderner Staat geworden, in dem es Arbeiter, unzählige Arbeiter giebt, und dieſe betteln nicht. Am erſten könnte man noch ſagen, daß alle Italiener auf Trinkgelder erpicht und daß ſie nicht nur alle ohne Unterſchied des Standes und der Geburt bereit ſind, Trinkgelder anzunehmen, ſondern es auch meiſterlich verſtehen, bei jeder Gelegenheit ein Trinkgeld herauszuſchlagen, was dann allerdings nur eine andere Form der Bettelei iſt.

Der Italiener iſt von Natur überaus gutmüthig und gefällig, zugleich ſehr anſtellig und geſchickt; die Herzensgüte fällt einem namentlich in Südtirol und in der Lombardei auf, wie es denn in Italien ſelber heißt, daß die Lombarden die beſten Italiener ſeien. Sie helfen dem Fremden in ſeinen tauſend Nöthen gerne, ſuchen ihn zu verſtehen und leſen ihm ſeine Gedanken an den Augen ab, theilen ihm von ihrem Reichthum mit und greifen überall zu, wo es einem Deutſchen, einem Engländer nicht einfallen würde; in Bellagio ſpringt einer einen ſteilen Berg herunter, um ein paar Deutſchen, die mit ihrem Kahne nicht zurechtkommen, beizuſtehen, und iſt am Ende mit 10 Centeſimi zufrieden. Anderſeits haben ſie etwas mittelalterliche Vorſtellungen von den Pflichten des Edelmanns und von ſeiner unbeſchränkten Großmuth, und ſchließlich liegt ihnen die Geldliebe, die Trinkgeldliebe allerdings im Blute. Sie ſind,

Digitized by Google

es hängt das mit ihrem ſcharfen Verſtande zuſammen, die ſparſamſte Nation Europas, wenn ſie ſich auch gern ſehen laſſen und Pferde und Wagen halten. Sparſamkeit, gelegentlich Geiz, man denke an Veſpaſian und Paganini, bildet einen Hauptcharakterzug, womit keineswegs geſagt ſein ſoll, daß ſie das Geld immer für ſich behalten; im Gegentheil, es iſt rührend zu ſehen, wie die armen Italiener, die im Auslande bei Eiſenbahnbauten beſchäftigt ſind, allwöchentlich von ihrem Verdienſt an ihre Eltern nach Hauſe ſchicken. Sie ſind nur nüchtern und ſparſam und geborene Geldleute; die Erfahrung lehrt aber, daß alle Financiers das kleine Geld faſt noch mehr lieben als das große. Das kleine Geld hat die Galiera und die Torlonia reich gemacht und der Peterspfennig Sanct Peter gebaut.

Die Folge iſt, daß die Quattrini wohl nirgends in der Welt eine ſolche Rolle ſpielen, wie in dieſem ſchönen Lande, und daß Jedermann, Fürſt oder Bettler, vor einem Soldo den Hut abnimmt. Die Italiener gehen auf in Zahlen, ſie leben, denken, ſprechen, geſticuliren, träumen in Zahlen — ſie haben die Lotterie und die Tombola erfunden, ſie ſpielen an allen Straßenecken ihre Mora, ſie beſitzen durch die Bank hervorragenden Handelsgeiſt. Sie brauchen Geld, erſt Geld, dann Ehre, zuletzt Weiber — Denaro, Gloria, Donne. Und der Italiener nimmt das Geld, wo er es bekommt, am liebſten aber von den Fremden, die hier ſo zahlreich und nach ſeiner Meinung alles Milordi ſind, deren Beſuch auch wirklich für das Land von der größten wirthſchaftlichen Bedeutung iſt. Ganz gewöhnlich bekommen die Lohndiener, die einen Fremden ins Geſchäft bringen, von den Ladeninhabern Procente.

Der Italiener kennt die Fremden; er ſtudirt ſie und nutzt ſie aus. Warum ſollte er das nicht? — Als guter Kaufmann hat er die Anſicht, daß nichts in der Welt umſonſt ſei, und daß jede kleine Gefälligkeit, jede Pantomime, ja, jeder Fingerzeig

Digitized by Google

mit Gold aufgewogen werden müſſe. Er geht noch weiter; ſein Unternehmungsgeiſt läßt ihn nicht ruhen. Er wartet nicht ab, daß ihn der Fremde braucht und ſeine Dienſte thatſächlich verlangt: er haſcht nach jeder Gelegenheit, wo ihn der Ausländer etwa brauchen könnte, und kommt daher oft in den Fall, für aufdringlich zu gelten. Will der Fremde in die Peterskirche gehen? — Drei, vier Mann ſpringen herzu, um ihm den Kutſchenſchlag zu öffnen, um ihm den ſchweren Vorhang, mit dem die Thüre wie mit einer biegſamen Wand verſchloſſen iſt, den ſogenannten Coltrone aufzuheben, um ihn auf den Händen hineinzutragen, wenn er das verlangt. Aeußert der Fremde einen Wunſch, etwa einem Volksfeſte beizuwohnen, eine Tarantella tanzen, ein Haus abbrennen zu ſehen? — Auf der Stelle wird alles arrangirt, und ſogar ein altes Ehepaar und Vieh hineingeſetzt und gerettet. Ja, der dienſteifrige Mann thut noch viel mehr, drängt dem Touriſten Genüſſe auf, die gar nicht ins Programm gehören, überliſtet ihn gleichſam mit ſeinen Darbietungen, ſeinen Schauſpielen, ſeinen Ausſichten, ſeinen Scherzen, ſeinen Künſten, ſeinen Pifferate, indem er ſich dann alles bezahlen läßt, was der Fremdling anzuſehen und anzuhören unvorſichtig genug geweſen iſt. Auf dieſe Weiſe pflegt ſchon bei jedem nothwendigen Dienſte ein Nebendienſt abzufallen, den zu leiſten keine Verpflichtung vorlag und über deſſen Preis keine Abmachung beſteht, der vielleicht überhaupt nicht nothwendig bezahlt werden muß, den man aber aus Dankbarkeit, aus gutem Willen anerkennt und vergütet; und damit zu dem verdienten Lohne jener kleine Nebenverdienſt hinzuzukommen, den man ſeit dem Mittelalter als Trinkgeld bezeichnet. Und ein ſolcher Nebenverdienſt, dem claſſiſchen Alterthume fremd, iſt das Lebensziel aller Italiener, das ganze Volk legt es darauf an, ein Trinkgeld zu bekommen, es iſt noch eifriger auf den Trinkgelderfang als auf

Digitized by Google

den Vogelfang verſeſſen und, was die Hauptſache iſt: das Trinkgeld geben ihm die Fremden.

Der Reiſende, der die Italiener fortwährend braucht und tagtäglich mit tauſend dienenden Geiſtern zuſammenkommt, er hat den Eingeborenen tagtäglich tauſend Mal die Milde Hand zu geben. La Buonamano, die gute, die milde Hand; ſo nennt man hier das Trinkgeld.

Da das Trinkgeld zumeiſt perſönlich, mit der Hand in die Hand gegeben wird, ſo kann man ſich unter der Guten Hand ſowohl die des Gebers als auch die des Empfängers denken. Toccare altrui la Mano, einem die Hand berühren, etwas in die Hand drücken, ſagt man in Italien ſchlechthin für Trinkgeld geben, und Manus ſelbſt iſt die Bezeichnung für ein Geſchenk, das der heilige Vater an hohen Feſten, namentlich bei ſeiner Thronbeſteigung der Geiſtlichkeit zu machen pflegt. Es heißt auch Presbyterium. Dem Volke ſpendete der neuerwählte Papſt ſeine Groſchen oder Grossi von der marmornen Sedes Stercoraria, dem Nachtſtuhle aus, der in der Vorhalle der Lateran-Baſilica, vor der heiligen Thüre ſtand und auf den er ſich bei der ſogenannten Beſitznahme, bevor er nach Sanct Peter aufbrach, ſetzen mußte, um ſeiner menſchlichen Natur und ſeiner menſchlichen Bedürfniſſe eingedenk zu bleiben; das war die Elemosina del Grosso, das Almoſen des Groſchens oder der 5 Bajocchi. Münzen, ſogenannte Missilia, wurden bei der Krönung des Papſtes, wie bei der des Kaiſers, auch ſonſt unter die Menge geworfen.

Das Trinkgelderunweſen iſt in Deutſchland ſo gut eingeriſſen wie anderswo; in Berlin allein werden jährlich 13 Millionen Mark, in Wien allein jährlich 8 Millionen Kronen an Trinkgeld gegeben und verthan — Wien galt bisher für die claſſiſche Stadt der Trinkgelder, was ſie nicht mehr iſt. Auch Rußland bezeichnet man mitunter als das claſſiſche Land des

Digitized by Google

Trinkgeldes; andere Male heißt es wieder, die „Trinkpfenge", die Drickspengar blühen nirgends so üppig wie in Schweden. Das Kleingeld ist am Ende nirgends zu entbehren; natürlich auch in Italien nicht. Italien hat nur einen verhängnißvollen Vorzug vor anderen Ländern, der eben mit seinen wirklichen Vorzügen, mit seiner Schönheit und dem starken Fremdenbesuche zusammenhängt. Die Italiener bekommen und nehmen ihre Trinkgelder von den Fremden. Die Fremden geben in Italien mehr Trinkgeld als anderwärts. Und zwar seit den Zeiten der Völkerwanderung.

Unter einander schenken sich die Italiener nicht mehr und nicht reichlicher als wir uns in unserer Heimath — alle Häuser, die von den Fremden noch nicht inficirt sind, pflegen sich durch eine gewisse Anspruchslosigkeit auszuzeichnen, sogar die übelberüchtigten. Wo man unverständige Trinkgelder geben sieht, sind es gewöhnlich Fremde, die Italiener machen es höchstens den Fremden nach. Und es ist eben das Unglück der wohlhabenden Classen in Italien, daß die Leute, die sie doch auch brauchen, durch den Fremdenbesuch verwöhnt sind; man kann geradezu sagen, daß die armen Italiener durch die Fremden verdorben werden. Die Fremden, und nicht zuletzt die reisenden Deutschen und Oesterreicher, haben viele Fehler und Schwächen des Volkes auf ihrem Gewissen. Die nicht immer aus den vornehmsten und feinsten Kreisen stammenden, oft so wenig gebildeten Touristen, die für große Herren gelten und die Milordi wirklich spielen wollen, die nicht nur außer Landes, sondern auch aus Rand und Band sind, ihren Muthwillen treiben und durch keine Convenienz in Schranken gehalten werden, sie verziehen das Volk und machen Italien zu einem Trinkgeldlande erster Ordnung, und was schlimmer ist: zu einem Fremdentrinkgeldlande. Und was der eine vormacht, macht der andere nach, oft nur nothgedrungen. Der Fremde herrscht nicht

Digitized by Google

mehr politisch über Italien; Spanien, Frankreich und Oesterreich, sogar der Kirchenstaat haben aufgehört, erdrückend auf dem geistigen und materiellen Leben der Nation zu lasten. Privatim und wirthschaftlich besteht eine bedauerliche Fremdherrschaft noch heute.

Und der Unabhängigkeitssinn, das stolze Selbstbewußtsein einer freien Nation entwickelt sich nicht auf einmal; noch kommt der Charakter des italienischen Volkes seinen Tyrannen auf halbem Weg entgegen. In Deutschland hat das Trinkgeldgeben und das Trinkgeldannehmen seine Grenze. Schon der Wirth bekommt diesseits der Alpen nicht gern ein Trinkgeld, sondern nur der Kellner, höchstens, daß ihn einmal eine allerhöchste Person, wenn sie ganz besonders zufrieden gewesen ist, mit einer Busennadel schmückt — ein wohlhabender Mann, der aus der Gastfreundschaft gar kein Gewerbe macht, sondern sie nur zufällig einmal gewährt, wird wahrlich kein Entgelt haben wollen. Er wird vielleicht wie der prosaische Holländer den Gast beim Abschied aufmerksam machen, daß es hier zu Lande Sitte sei, die Dienerschaft mit einem *Fooitje* zu bedenken; aber für seine Person ist er über solche Emolumente erhaben. Er ist ein Gentleman. In Italien dagegen macht alles hohle Pfötchen, der Wirth so gut wie der Kellner, hier kann man es alle Tage erleben, daß der Besitzer eines Grundstückes, das man aus irgend einem Grunde betreten hat, und wäre es ein *Principe*, wenn er einen selbst zur Thür hinauslaßt, beim Abschiede die Hand ausstreckt, nicht um sie einem zu geben, sondern um die Milde Hand, das Trinkgeld einzuziehen. Aber es ist der Besitzer! — Das thut nichts. Der Besitzer genirt sich nicht. Ebenso wenig wird sich der Sohn geniren. Hat derselbe irgend eine Stellung, die ihn mit den Fremden in Berührung bringt, so wird er ohne Bedenken die zwei Lire einstecken, die ihm der Herr Baron nicht ohne Bedenken anzu-

Digitized by Google

bieten wagt. Jeder Mensch hat seinen Preis, sagt der Lord Chesterfield. In Italien ist der Preis niedrig.

Zumal in Unteritalien, wo noch vor vierzig Jahren der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten keinen Paß visirte, wenn ihm nicht zuvor ein Piaster geopfert wurde, und wo das seine Haupteinnahmequelle war; und die Zollbehörden nur von der Bestechung lebten. In diesem alten Spanien, diesem Vor-Orient spielt die Gute oder Milde Hand geradezu die Rolle des Backschisch, das einfach: Geschenk bedeutet. Es ist eine milde Gabe, die unverschämt und ohne weitere Vorrede vom Touristen gefordert wird, nicht sowohl ein Almosen als vielmehr ein Tribut, zu dem der Fremdling den Eingeborenen gegenüber verpflichtet ist, nicht weil sie ihm gefällig gewesen wären, sondern weil er überhaupt da ist, weil der Reiche dem Armen mittheilen soll, weil das im Koran steht! — Die Fremden in Neapel sind wie die Metöken im alten Athen, die der Stadt ein Schutzgeld bezahlen mußten; und Jedermann fühlt sich berufen, ein Schutzgeld zu begehren. Man reite durch die erste beste Ortschaft im Neapolitanischen, so kommt Jung und Alt gelaufen, sich vor dem Reiter aufzupflanzen, seine Milde Hand zu erproben und das Trinkgeld einzunehmen wie ein Chausseegeld. Die Leiden und Freuden einer italienischen Reise lernt man überhaupt erst dort unten kennen — dort sprechen sie italienisch mit den Fremden, parlano italianamente, was nicht ganz so viel wie parlar italiano ist. Oft heißt es in dolce Napoli, wenn der Fremde einmal über den erhobenen Ansprüchen die Geduld verliert, und ein Tasti Tastondo, daß dich das Donnerwetter! — losbricht, man wolle italianamente parliren, will sagen: ruhiger, wie es die gesitteten Italiener thuen, all' italiana — das Eigenthümliche dieser italienischen Redeweise ist, die Ansprüche durchzusetzen. Italianamente! — Das sieht noch mehr all' indiana aus. Dieses Volk nähert sich schon mehr den Wilden.

Digitized by Google

In der Baſilicata verkaufen ja ſogar die Eltern ihre Kinder an Unternehmer, die ſie als fahrende Leute mit in die großen Städte Europas, zum Beiſpiel nach Paris, nehmen. Wo wären die Bettler, die Hauſirer, die Kuppler, die Führer, die Schiffer, die Droſchkenkutſcher, die Eſeler ſo aufdringlich wie in Neapel? Wo wird der Fremde ſofort bei ſeiner Ankunft von tauſend Plagegeiſtern wie Actäon von einer Meute Hunde oder wie ein Pferd in einem Blutegelteiche überfallen und in Beſchlag genommen? Wo wird ſo viel durch die Blume gebettelt wie in Neapel? — Hier iſt denn auch das Trinkgeld am meiſten zur Landesſitte, einer Sitte, mit der man rechnen muß, ja, die man unter Umſtänden zu ſeinem Vortheile benutzen kann, geworden; denn der Neapolitaner ließe ſich eher die Hand ſelbſt abhacken, als die Buonamano. Der Preis iſt Nebenſache. Auf das Trinkgeld kommt es an.

Alles was Midas berührte, verwandelte ſich in Gold. Was der Neapolitaner berührt, verwandelt ſich in Trinkgeld. Es iſt ſelbſtverſtändlich; es fällt wie Manna vom Himmel herunter; es regnet Trinkgeld auf dieſen glückſeligen Boden. Es iſt das Fremdengeld, das alljährlich von allen Enden der Welt hierher getragen und in viel großartigerem Maaßſtabe als in den alten griechiſchen Staaten erhoben wird. Den Italienern ſelber wird die Abgabe von den Cavalieri di Napoli nicht immer erlaſſen, wenn ſie das Paradies aufſuchen, das früher: il Regno hieß. Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte.

Im Norden ſind ſie wenigſtens ſo billig, daß ſie das Geld nicht ganz umſonſt haben, ſondern es durch irgend eine Induſtrie, und wäre es nur durch einen Saltarello, verdienen wollen; übrigens iſt der Unterſchied nicht allzu groß. An jedem italieniſchen Kirchthurm ſteckt die Gute Hand wie eine Wetterfahne, ſie hängt zu den Stadtthoren heraus wie die rothe Hand zu einem Handſchuhladen, ſie verdiente auf jeder Stadtmauer als

Digitized by Google

Siegeszeichen wie ein Feindeskopf aufgepflanzt zu werden und am Wappen Italiens wie an dem von Antwerpen und von Schwäbisch Hall zu prangen. Wenn die Italiener einem zuwinken, so gesticuliren sie nicht bloß wie wir mit dem Zeigefinger, den wir in einem solchen Falle in der Richtung nach uns zu bewegen, unserem Manne den Weg vormachend — sondern sie heben die ganze offene Hand empor, kehren sie dem Angerufenen zu und lassen die Finger in der Richtung nach ihm zu spielen, so daß es aussieht, als ob sie ihm abwinken und den Laufpaß geben wollten, was die Berliner: Schippenwinken nennen. Es ist eigentlich nur ein Gruß: schon die kleinen Kinder gewöhnt man so zu grüßen und ihren Diener zu machen: fagli Servo a quel Signore! — doch hat die Geberde nachgerade die Bedeutung eines Winkes angenommen. Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg? — Hoch oben auf dem Gotthard, wenn die Schaaren der armen Maler, der Brustkranken und der Romfahrer gleich Kranichen angezogen kommen, sitzt Frau Italia und winkt mit ihrer weißen Hand, damit sie selbst ihre milde Hand aufthuen, die gute Hand rühren und den italienischen Brüdern ohne Ansehen der Person fleißig reichen mögen. Denn bei uns heißt es: mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land; aber durch das gelobte Land Italien kommt man mit dem Gelde in der Hand, hier braucht man nur die gute Hand zu zeigen und aufzumachen, so springen alle Pforten wie in dem arabischen Märchen bei den Worten: Sesam, öffne dich! — und die stärksten Festungen ergeben sich, wie wenn der Esel kommt, der mit Gold beladen ist, während man den Hut in Italien gewöhnlich wie in England aufbehält. Und darum, weil hier die Buonamano gleichsam aus den Wolken reicht und die Signatur der Apenninenhalbinsel bildet, darum haben wir uns entschlossen, das Land, wo die Citronen blühen, vielmehr: das Land der milden

Digitized by Google

Hand zu nennen, wie das alte Babylonien in den Keilinſchriften: das Land des Bogens heißt, oder wie Afrika das Land des Fetiſches, Amerika das Land des Revolvers, Schottland das Land der religiöſen Schwärmerei, Tirol das Land der Glaubenseinheit, Bayern das Probierlandl, Oeſterreich das Land der Gemüthlichkeit und das Land der Unwahrſcheinlichkeiten, England das Matter-of-Factland und nebenbei das Paradies der Weiber und der Spinſters betitelt wird; und den geliebten Todten, wie jener Redner ſagte, einmal von der andern Seite zu betrachten. Man muß ſie auch kennen lernen.

Digitized by Google

II.

Das Handſchuhgeld: la Mancia.

Nimmt er den Handſchuh mit keckem Finger.
Schiller.

Mit der Hand, mit der Hand kommt man durch das ganze Land. Anſtatt des Hutes könnten wir auch den Handſchuh wählen; es könnte auch heißen: mit dem Handſchuh kommt man durch ganz Italien.

Handſchuh iſt nämlich ein anderer italieniſcher Ausdruck für Trinkgeld. Handſchuhe heißen jetzt auf italieniſch: Guanti, was (wie alle italieniſchen Worte, die mit *Gu* anlauten; mit *Gu* wird das deutſche *W* wiedergegeben) ein deutſches Wort iſt. Die Guanti entſprechen, wie die franzöſiſchen Gants, den deutſchen Wanten, die im Mittellatein als Wanti und Guanti erſcheinen und das uralte Wort für die Bedeckung der Hände ſind. Es lebt noch in Schweden und Dänemark, wo Vante (neben Handske) in dieſem Sinne vorkommt; Fauſthandſchuhe heißen in Kopenhagen: Vanter, ſeidene Handſchuhe in Stockholm: Silkesvantar. In Deutſchland ſelbſt erloſch es, daher hier der Begriff neu, durch eine Zuſammenſetzung gewonnen werden mußte. Es iſt nichts Seltenes, daß in den romaniſchen Sprachen germaniſche Worte und germaniſche Wortformen erhalten ſind, die ſich im Vaterlande verloren haben. Umgekehrt erloſch in Italien, von den nordiſchen Wanten verdrängt, das hier eigentlich heimathsberechtigte Wort für

Digitized by Google

Handschuh, um fortan nur noch in dem Sinne von Trinkgeld fortzuleben.

Dies ist das Wort Mancia. Dare Mancia, dare la Mancia heißt Trinkgeld geben — neben der Buonamano reicht man in Italien auch die Buona Mancia. Beide Ausdrücke haben die Franzosen von den Italienern angenommen; die Buonamano nennen sie: Bonne-Main, die Buona Mancia: Bonne Manche.

Mancia ist soviel wie Aermel oder Handschuh, Begriffe, die im Mittelalter zusammenfielen wie Strumpf und Hose. Das Wort geht auf das mittellateinische Manicia zurück, das in mittelalterlichen Urkunden über Cessionen und Schenkungen häufig vorkommt. Sua sponte cessit, heißt es zum Beispiel bei Muratori, et perdonavit eis ipsos CXC. Mancos (Art Geld), et suscepit ab eis launechild, *similiter Manicias par unum.* Das heißt: er empfing von ihnen Launechild oder Lohngeld, will sagen: ein Gegengeschenk, was man auch ein Wider-donum, italienisch, wieder mit der Verwandlung des *W* in *Gu:* un Guiderdone nannte; desgleichen Handschuhe ein Paar. Manicia oder Manicium entspricht wieder dem altlateinischen Manica, und dies ist natürlich wieder von Manus, Hand, abgeleitet. Es bedeutet die Handbekleidung.

Man kann einem die Hand, man kann einem einen Handschuh geben; der Unterschied ist nur, daß man seine Hand nach einem Weilchen zurückzieht und wieder an sich nimmt, den Handschuh aber dem andern in der Hand läßt. Die Dame des Mittelalters pflegte ihrem Ritter, wenn er auf Abenteuer auszog, einen Handschuh von sich als einen Talisman mitzugeben, und zwar einen linken, denn die linke Hand kommt vom Herzen. Daher auch die Dame, die Schiller: Kunigund getauft hat, gerade einen Handschuh in den Zwinger fallen ließ, eine ursprünglich italienische Novelle. Die Hauptbestimmung des

Digitized by Google

Handschuhes aber war, den armen Mann zu belohnen, der dem Inhaber einen Dienst erwiesen hatte, ohne daß er gerade dazu verpflichtet gewesen wäre.

Welch eine eigenthümliche Gegenaufmerksamkeit! — Und doch giebt es in ganz Europa keine, die beliebter gewesen wäre. Sofort fällt einem hier der spanische Ausdruck Paraguantes ein, der wörtlich: für (para) Handschuhe (Guantes) oder: zu Handschuhen bedeutet und der durch die Spanier auch nach Frankreich und nach Italien selbst gekommen ist. Die Italiener haben auch das spanische Fremdwort Paraguanto; sie sagen sogar, weil sie die spanische Präposition para nicht merken, pleonastisch: dar per Paraguanto. Ein Erfinder erhält zum Beispiel vom Ministerium: un Paraguanto di Mille Lire. Dieser Ausdruck klingt ein wenig altfränkisch, der Spanier, der ein Trinkgeld giebt, sagt gewöhnlich bloß: Für Sie (para Usted), wie es in Italien heißt: per Lei; und das spanische Trinkgeld heißt: Propina. Propinare, προπίνειν bedeutet eigentlich: zutrinken; und es ist merkwürdig, daß sich aus dem Begriffe des Zutrinkens, genau so wie aus dem des Schenkens, bereits im Alterthum der des Zum-besten-gebens überhaupt entwickelt hat. Propina hat im Mittelalter den Sinn eines gegebenen Schmauses, nachgerade den einer Gabe und eines Geschenkes schlechthin angenommen. Dieser Ausdruck existirt in Italien auch, doch wird hier darunter speciell der Doctorschmaus und die Summe Geldes verstanden, die der Examinator bei einer Doctorpromotion von dem Jobs zu erhalten pflegt. Ein Professor hat 4000 Lire Gehalt; aber mit den Trinkgeldern steht er sich auf 5000. Con le Propine, arriva alle cinque mila. Mancia ist das vornehmere Wort; es klingt edler als Propina, wird daher auch vorzugsweise gebraucht.

Uebrigens sind die Handschuhe, los Guantes, in Spanien noch immer für Schenkalien und Gratifikationen typisch, wie es

Digitized by Google

die Luvas in Portugal, die Gants in Frankreich, die Gloves in England und die Händschen in der Schweiz und auch in Deutschland sind: es gilt was auf ein Paar Handschueh! — ist in Bayern eine bekannte Bestechungsformel, eine Versicherung, daß man sich erkenntlich beweisen werde. Das Wort, das in den romanischen Ländern allgemein im Sinne von Geschenk gebraucht wird, das Wort Regalo hat in Portugal auch die Bedeutung eines Muffes; das läßt tief blicken. In Frankreich und England ist es bekanntlich den Richtern verboten, in Handschuhen Recht zu sprechen. Das heißt: sie sollen keine Trinkgelder annehmen, sich durch keine den Bittschriften beigelegten Handschuhe, kein Glove Money bestechen lassen; sie sollen sein wie die Statuen ohne Hände, welche die alten Thebaner ihren Richtern nach deren Tode errichteten.

Die Anschauung hat auf den ersten Blick etwas Befremdliches; man kann sich zweierlei denken, um sich das Handschuhgeld zu erklären. Sollten etwa die bis an den Ellbogen reichenden Handschuhe eine Art improvisirter Börse abgegeben haben, wie die Strümpfe? — Einer schönen Dirne giebt man wohl etwas in den Strumpf, das sie thatsächlich in den Strumpf steckt — der Strumpf, das Brusttuch und der Gürtel sind die alten primitiven Taschen und Geldtaschen, die immer herhalten müssen, und auf die man immer wieder zurückkommt, wenn es an richtigen Taschen gebricht. Das älteste Portemonnaie war der Mund; dann benutzte man in erster Linie den Gürtel, in den die persische Prinzessin Paryſatis, wie Xenophon in seiner Anabasis erzählt, ihre Apanage, d. h. ganze Dörfer steckte — der Orientale benutzt zu gleichem Zwecke, wie aus der Geschichte des Seilers Hassan erinnerlich ist, die Falten seines Turbans. Lange Zeit hat man das Geld, besonders das Reisegeld eingenäht. Dann begann man allmählich eigene Taschen zu tragen und umzuhängen wie einen Pompadour; derart war

Digitized by Google

die mittelalterliche Almosentasche oder Aumonière, die man mit einer Schnur am Gürtel befestigte. Endlich brachten die Schneider, ein großer Fortschritt und eine Errungenschaft der Neuzeit, in den Hosen und in den Röcken Taschen an, und zugleich wurden kleine Beutel und lederne Geldtäschchen hergestellt, die man in die Hosentasche stecken konnte. Wer nun diesem Luxus noch nicht huldigte, zumal ein armes Fräulein behalf sich mit einem Strumpfe — oder mit einem Handschuh, der eigentlich einem Strumpfe noch mehr glich als einem Schuh und der freilich einstmals auch ein Luxusartikel, aber immer noch eher da war als eine andere Schatulle.

So wäre es zugegangen, daß Strümpfe und Handschuhe allesammt in einen Ruf kamen wie der Glückssäckel des Fortunatus. Wie oft benutzen die lieben Frauen ihre Handschuhe noch heute, während sie dieselben anhaben, um kleines Geld und Fahrkarten zu verwahren! Und stecken nicht die Bauern ihre Ersparnisse noch heute in einen alten Strumpf? — Wenn die höheren Stände nichts mehr auf die Strumpfbank legen, so brauchen doch alte Leute dergleichen gern noch als Attrapen, wenn sie auf gute Art schenken wollen — das ist überraschend, das ist witzig, das ist diskret.

Die Sitte, den Kindern zu Weihnachten Aepfel und Nüsse in Strümpfe zu stecken, beruht auf diesem altväterischen Scherze — ich kenne eine alte würdige Dame in dem altenburgischen Städtchen Gößnitz, die als junges Mädchen von ihrer Tante alle Jahre zu ihrem Geburtstage ein Paar Strümpfe voller Thaler zum Geschenk erhielt. Und so erhielt vor Kurzem eine Magd auf einem Gute in der Umgebung von Freiberg von ihrer Herrschaft ein Paar Handschuhe zur Hochzeit.

Auguste, die eine ziemliche Reihe von Jahren Stubenmädchen gewesen war, verließ endlich den Dienst, um sich zu verändern. Sie spitzte sich nun als Muster von einem Mädchen,

Digitized by Google

das die rechte Hand der Herrschaft gewesen war, auf einen recht großen Jahrmarkt. Der große Jahrmarkt kam an, und was erlebte Auguste? — Daß es ein Paar Brauthandschuhe waren. O, ihr Kummer! Ihre getäuschten Hoffnungen! In der Wuth warf sie die Händschken ins Feuer, daß sie in Rauch aufgingen. Hintennach stellte es sich heraus, daß in den Händschken ein Fünfzig-Markschein gewesen war. Sie hatte Handschuhgeld, in Sachsen: Mancia erhalten, wobei man allerdings nicht verkennen wird, daß solche Ueberraschungen bisweilen mißlich sind. In Leipzig bekam der Prokurist einer angesehenen Buchhandlung bei deren 25jährigem Jubiläum für 25 Jahre treuer Dienste von der Firma eine elegante Schreibmappe geschenkt. Ganz zufällig entdeckte er später, daß zwischen den Löschblättern 20 Hundertmarkscheine lagen.

Aber ein Handschuh war nicht bloß dazu gut, ein Trinkgeld hineinzustecken: er konnte auch den Dank des gnädigen Herrn bedeuten und für den Empfänger eine theure Anerkennung, ein Lehnbrief, eine Bestätigung seiner heiligen Rechte sein. Der Glöckner, der die Baseler Messe einläutet, bekommt vom Magistrat einen rechten Handschuh; der Glöckner, der sie ausläutet, einen linken. Also belohnt der Baseler Magistrat seine pflichtgetreuen Diener; denn ein Handschuh ist gleichsam die Hand selbst und diese wieder Stellvertreterin der ganzen erhabenen Person. Er gleicht einem Siegelringe, einem Hute, wie ihn der Landvogt Geßler aufgesteckt hat: wo des Kaisers Handschuh aufgepflanzt ist, da steht der Kaiser; der Handschuh König Heinrichs I. hat Städte gegründet, das Marktrecht und alle Privilegien verliehen und Frieden gewirkt. Wo man neue Städte bauet, heißt es im Sachsenspiegel, da muß man ein Kreuz setzen auf den Markt und des Königs Handschuh daran hängen, daß man sehe, daß es des Königs Wille sei. Aus diesem Grunde führen noch manche deutsche Städte, z. B. Antwerpen, Alten-

Digitized by Google

burg und Schwäbisch-Hall, Hände oder Handschuhe in ihrem Wappen.

Per hanc praesentem paginam vendicionis, heißt es bei Muratori in einer Urkunde vom Jahre 936, *et per duas Manicias* hac tradere visus sum, et corporaliter facio tibi investituram venditionis justa legem meam Alemagnorum. Handschuhe von Wildleder oder Otterfell waren die Symbole der Investitur.

Und als der letzte Sprößling des Schwäbischen Kaiserhauses der Hohenstaufen am 29. October 1268 auf dem Marktplatze zu Neapel enthauptet werden sollte, trat er an den Rand des Schaffots, versicherte mit lauter Stimme seine Unschuld und warf seinen Handschuh hinab: man sollte ihn Peter von Aragonien überbringen, der mit dem Handschuh in Konradins Rechte auf Apulien und Sicilien eintrat. Graf Heinrich Truchseß von Waldburg vollstreckte den letzten Willen des Prinzen.

Daher auch wieder der Vasall dem Lehnsherrn seinen Handschuh wie eine Handtreue überreichte und den Königszins, wenn er ihn ablieferte, in einen Handschuh steckte. Im 16. Jahrhundert hatte die Stadt Königsberg dem Herzoge von Preußen zu huldigen. Sie sandte ihm einen linken Handschuh mit 300 Pfennigen alten Geldes, das war das Zeichen, daß sie den Herzog für ihren Herrn anerkannte. Und wer hätte nicht in Goethes Wahrheit und Dichtung von dem alten Pfeifergericht gelesen, einer Gerichtssitzung des Frankfurter Schöffenraths, die alljährlich zur Zeit der Herbstmesse, am letzten Gerichtstage vor Mariä Geburt, im großen Kaisersaale abgehalten zu werden pflegte? — Dann erschienen in feierlichem Aufzug, in rothen Mänteln, von Pfeifern begleitet, Abgeordnete der Städte Nürnberg, Worms und Altbamberg und überreichten dem Schultheißen einen hölzernen Pokal voll Pfeffer; darauf lag ein Paar weiße lederne geschlitzte, mit Seide gesteppte Handschuhe

Digitized by Google

und auf diesen eine alte Silbermünze mit dem Mainzer Rad auf dem Revers, der sog. Räderalbus. Das Rad war eigentlich ein Kreuz, das von einem Kranze umgeben war. Damit erbaten die Deputirten von dem kaiserlichen Oberzolleinnehmer die Bestätigung ihrer Meßprivilegien, namentlich Zollfreiheit. Der kleine Goethe bekam gelegentlich die Handschuhe vom Großvater geschenkt, während sich die Großmutter den Pfeffer zu Gemüthe zog; er ahnte damals noch nicht, daß er einst selbst im Lande der Mancia recht viele Handschuhe auszutheilen haben werde. Man sieht, Handschuhe waren im Mittelalter mehr als Attrapen und Nothbörsen; sie waren die vorschriftsmäßigen, officiellen Säcke, in denen Tribut bezahlt ward, wie die Geldkörbe, in welche die Civilliste der alten römischen Kaiser zu liegen kam und die den Namen Fiscus führten, wie die Budgets in England oder wie die ledernen Beutel des Großherrn.

Damit wären wir also glücklich wieder auf dem alten Flecke. Die Handschuhe Geldbeutel. Börsen und immer wieder Börsen! Nur die Decke und die Hülle, die Schale vom Kern! Dem Briefumschlag zu vergleichen, in den wir einen Hundertmarkschein legen! Nicht besser als das Taschentuch, in das die orientalische Prinzessin 50 Goldstücke einbindet und das sie nach einer lustigen Nacht dem Droll mit der Anweisung einhändigt: Geh' damit in's Bad! — Höchstens daß dem Umschlag etwas von der alten deutschen Treue, ein feudaler Charakter anhaftete. Und doch liegt es auf der Hand, daß ein Lehenzins gar keine Verwandtschaft mit einem Handschuhgeld in unserem Sinne hat, das mittelalterliche Rechtssymbol überhaupt nicht recht zu dem leichtsinnigen Gegenstande paßt. Allenfalls paßt es zu der Bedeutung Angeld oder Handgeld, die das Wort Mancia bisweilen annimmt, wie es denn überhaupt sozusagen das Geld selber geworden ist; ein Handelsmann, der sein erstes Geschäft

am Tage macht und sein erstes Geld löst, erhält Handgeld. Io ho preso la prima Mancia, sagt der Kaufmann, der seinen Laden aufgemacht und etwas von seiner Waare verkauft hat, wörtlich: ich habe den ersten Handschuh eingenommen. Weil ihm das erste Geld für ein Unterpfand der Treue, für ein Versprechen gilt, daß weitere Kunden nachkommen werden. Er redet sich ein, der Handkauf sei ein Symbol seiner Investitur, seiner Belehnung, seiner Anstellung, gleichsam der Handschuh des Publikums gewesen. Das Handgeld heißt sonst in Italien: Caparra, wir kommen an einem anderen Orte darauf zurück. Es hat wie das Hinwerfen des Handschuhs etwas Juristisches, Bindendes, das dem Trinkgelde völlig abgeht.

Deshalb wollen wir lieber bei dem einfachen Garderobestücke bleiben und uns daran halten, daß Handschuhe Luxusgegenstände gewesen, aus Luxusgegenständen unentbehrliche Gebrauchsgegenstände geworden sind. Wir wollen mit der lieben Eitelkeit rechnen, ob wir damit nicht ebenso gut, am Ende noch bequemer, zu einem Paraguantes gelangen möchten. Handschuhe könnten doch auch einmal um ihrer selbst willen gegeben worden sein; Glacéhandschuhe und seidene Strümpfe schenkt man ja heute noch zu Weihnachten und zum Geburtstage, namentlich den Frauen. Ein Paar gute Handschuhe ist heute noch nicht zu verachten, obgleich man sie nicht mehr mit der Hand näht, sondern Handschuh-Nähmaschinen hat; übrigens wird extrafeine Waare, was man: Handstepper nennt, noch immer durch Handarbeit hergestellt. Wie wird sich erst die italienische Fürstin des 16. Jahrhunderts mit ihren Handschuhen gethan haben, auf die ihr Wappen gestickt war und die nach Moschus und Patschuli dufteten! — Der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit trägt in Italien solche kostbare, individuelle Handschuhe noch heute. Italien, damals noch das vornehmste Land Europas, hatte auch die besten Handschuhe, die berühmten

Digitized by Google

parfümirten Handschuhe wurden aus Italien mitgebracht; der Kardinal Richelieu verehrte z. B. im Jahre 1629 der Königin Maria von Medici, um erster Minister zu werden, ein halbes Dutzend Paar Handschuhe aus Rom. Das war die Zeit, wo die Universität Cambridge der Königin Elisabeth, der hohen Gönnerin, die der Universität ihre Verfassung gegeben hatte, als sie im Jahre 1599 zu Besuch kam, nichts Besseres anzubieten wußte als einen Satz Marzipan, zwei Hüte Zucker und ein Paar parfümirte Handschuhe (a Pair of sweet Gloves); und wo auch in Jena die Doctoren Handschuhe erhielten.

Als dann die Handschuhe gemein geworden waren, als sie, gleich den Taschentüchern, zur Toilette auch des Mittelstandes und zu den unentbehrlichen Requisiten gehörten, die bei Männern und Frauen, bei Vornehm und Gering, bei Jung und Alt den Anzug vervollständigten, ohne die man sich nicht auf der Straße zu zeigen wagte: da kam auch die Zeit der Handschuhschenkalien und des Handschuhgeldes. Namentlich Kutscher und Lakaien brauchten sie, also gerade diejenigen, die am häufigsten Trinkgelder beanspruchten und bekamen. Wie nahe lag es also, den Leuten Handschuhe zu schenken und das baare Geld, das niemals gern unverblümt gereicht wird, weil es sonst wie ein Almosen erscheint, zu Handschuhen, para Guantes zu bestimmen! — Ein Trinkgeld ist eben seiner Natur nach immer klein und nur ein großartig über den Preis hinzugegebener Soldo. Dem entspricht nicht ein mit Gold gefüllter Handschuh, sondern der Handschuh selbst. Die Mancia.

Diese zweite Erklärung scheint aus dem Grunde vorzuziehn, weil sie sich mit Analogien stützen läßt; denn auch sonst beglückt man die Leute gerne damit, daß man für ihre Garderobe und die kleinen Toilettenbedürfnisse sorgt. In Frankreich wird nicht bloß das Handschuhgeld, sondern auch das Nadelgeld bewilligt — c'est pour les Épingles des filles,

Digitized by Google

sagt man zu seiner Waschfrau, wenn man ihr die Rechnung bezahlt und eine Kleinigkeit zulegt; ce sont les Épingles de Madame, heißt es, wenn man mit dem Lieferanten einig geworden ist und seiner Gattin ein Präsent machen will. Daher verlangt auch der Burgunder beim Verkauf seines Clos Vougeot als Angeld Nadeln, während in Italien und Deutschland der Mann der Frau zur Bestreitung ihrer persönlichen Ausgaben, in Kleidung und Leibwäsche, ein Nadelgeld auszuwerfen pflegt. Si dà un tanto il mese alla moglie per gli Spilli; das Nadelgeld heißt in Italien: lo Spillatico. Von dem italienischen Spillo, das: Stecknadel bedeutet und mit dem französischen Épingle identisch ist, kommt unser Ausdruck Spillgeld, wofür aus Mißverständniß auch wieder: Spielgeld gesagt wird. Vielleicht, daß auch die Dörfer, welche nach dem obigen die persische Prinzessin Parysatis εἰς ζώνην erhielt, nicht dazu bestimmt waren, in den Gürtel gesteckt zu werden, sondern zur Bestreitung ihres Gürtels und ihres Schmuckes dienten, also ein Gürtelgeld in demselben Sinne darstellten, wie wir von einem Nadelgelde sprechen.

In Molières „Schule der Frauen" giebt der großmüthige Arnolphe der Bäuerin gleich Geld zu einem ganzen Unterrocke:

> Cependant par avance, Alain, voilà pour boire,
> Et voilà pour t'avoir, Georgette, un Cotillon,

was nach unseren Begriffen schon mehr ein Weihnachten wäre als ein Trinkgeld. École des Femmes IV, 4.

Wäre Georgette nicht gerade ein rechter Bauerntrumpf gewesen, so hätte sie vielleicht Handschuhgeld bekommen. Handschuhgeld, das den Lohn ergänzte wie der Handschuh den Dress; Handschuhgeld, das der Diener, der Handwerker, der Maler ausdrücklich stipulirte. Wenn der Meister des 16. Jahrhunderts eine größere Arbeit gefertigt hatte, erbat er sich für die Ge-

Digitized by Google

sellen, die ihm beigestanden, sogar für seine Frau ein Trinkgeld; und dieses Trinkgeld hieß das Handschuhgeld oder kurz: der Handschuh. Ein Patrizier in Frankfurt a. M. hatte bei Albrecht Dürer für die dortige Dominikanerkirche ein Altarblatt, eine Himmelfahrt und Krönung der Maria bestellt: im Jahre 1509 war das Bild vollendet, und nun schrieb der Künstler, der vor ein paar Jahren von Venedig zurückgekehrt war, in einem noch erhaltenen Briefe an den Frankfurter Handelsherren von wegen der nothwendigen Mancia für seine Frau Gemahlin. Und als Rubens hundert Jahre später, ebenfalls von Italien zurück, mit dem Antwerpener Domkapitel den Vertrag über seine Kreuzabnahme schloß, bedang er sich für seine junge Frau, Elisabetha Brant, een Paar Handschoen im Werthe von 8 Gulden und 10 Stüber. Mit dieser mittelalterlichen Gepflogenheit hängt es vielleicht zusammen, daß die Freimaurer noch heute, bei ihrer Aufnahme in den Orden, ein Paar weiße Handschuhe für die Frau bekommen.

Handschuhe werden in Italien besonders in Neapel, Genua, Turin, Mailand und Venedig fabricirt; in Neapel giebt es allein 41 Handschuhfabriken, die 7239 Arbeiter beschäftigen, Neapolitaner Handschuhe werden wie alle hiesigen Lederwaaren sehr geschätzt und nach ganz Europa, ja, bis nach Amerika ausgeführt. In Rom trägt man Handschuhe aus der Fabrik von Chanal auf der Via di Monserrato. Nach den Handschuhmachern, den Guantai, sind wie nach den Strumpfwirkern, den Calzaioli, ganze Straßen in Italien benannt; auch in Paris bilden die Maîtres Gantiers, die Maîtres et Marchands Gantiers-Parfumeurs eine alte Zunft, deren Statuten bis zum Jahre 1190 reichen.

Die wahren Handschuhmacher sind die Fremden.

Sie machen das Handschuhgeld, das sich aus dem Handschuh entwickelt hat wie das Viehgeld aus dem Vieh oder wie

Digitized by Google

das Pelzgeld aus dem Pelze, und nach dem die Italiener nicht rechnen — auf das ſie rechnen.

Sie haben einſt nothgedrungen die Wanten angenommen — jetzt fordern ſie die Mancia dafür ein. Sie büßen die Barbaren um den Handſchuh, ſie wollen den Handſchuh über den Preis, ſie machen es wie Brennus, der um 1000 Pfund Goldes abzuziehen verſprach, aber, da ſich die Römer beim Abwägen über das ſchwere Gewicht der Gallier beklagten, noch ſein Schwert in die Wagſchaale warf — die alte Mancia, der ſchwere Eiſenhandſchuh des Mittelalters iſt ihr Schwert.

Vae Victis! —

Digitized by Google

III.

Das eigentliche Trinkgeld: Propingelder. Zum Kaffee.

Es ist Doctorexamen auf der Sapienza in Pisa; die philosophische Facultät im Collegio filosofico versammelt. Sieben ordentliche Professoren sitzen in schwarzer Toga, auf dem Haupte ein Barett mit goldenen Galons, um einen halbmondförmigen Tisch herum, auf jeder Seite drei, in der Mitte der Decan; ihm gegenüber, innerhalb des Bogens, ebenfalls in Toga und Ueberschlägelchen wie ein protestantischer Geistlicher, der Kandidat. Alle sieben Professoren haben ihre Stimme abzugeben; drei examiniren. Da wird über die Filosofia di Hegel, del Gioberti, del Rosmini, die antiche Filosofie viel gefragt: der Prüfling erweist sich in Physik und Metaphysica, nicht minder in Lettere wohl beschlagen, er ist ein zweiter Galluppi, wie der Wiederhersteller der philosophischen Studien in Italien genannt wird. Deshalb kann die Facultät nicht umhin, ihm den Lorbeer zu reichen und ihn zu krönen.

In Italien steht der Lorbeer bekanntlich hoch, und nicht bloß die Dichter werden gekrönt, sondern auch die Dochter. Die Doctorwürde heißt: Laurea dottorale, promoviren: laureare; was wir einen Doctorand nennen, ist in Italien ein Laureand, der Professor, der die Doctorwürde erteilt: il Professore laureante, und wer Doctor der Philosophie geworden ist: Laureato

Digitized by Google

in Filosofia. Daher die Italiener auch den Baccalaureus, den Baccelliere für eine Lorbeere oder eine Laurbeere erklären, aus der einmal ein Lorbeer werden kann — quasi saggio dell' alloro che poi dovrà coronarlo. In der Aula magna erhält also der Kandidat auf einstimmigen Beschluß der Facultät den ersehnten Lorbeerkranz aufgesetzt; auch der Weg von der Universität bis dahin pflegt mit Lorbeer bestreut zu werden. Und die Glocke der Sapienza wird gezogen, damit man in Pisa erfahre, daß die Zunft einem Gesellen das Meisterrecht verlieh. Unehrerbietig und ohne alles Verständniß für die akademische Feierlichkeit pflegen die Einwohner zu sagen, sie hätten einen neuen Esel gemacht: è fatto un altro Ciuco! — Uebrigens klingt Ciuco nicht ganz so grob wie Asino.

Nun kommen die Propine. Die Propina, das Substantivum zu dem alten propinare, das Zutrinken, ein Begriff wie Brindisi, das deutsche Bring dirs, das Zubringen, ist ein Schmaus. Sowohl seinen Kollegen, als auch den gestrengen Herren Examinatoren hatte sonst der neugebackene Doctor einen Doctorschmaus, beziehentlich den Doctorwein zu geben, wie anderwärts der Jungmeister den Meistern das Meistereſſen gab. Allmählich wurde der Schmaus wenigstens den Lehrern gegenüber mit einem Gelde abgelöst, das nun die Propina hieß und eine willkommene Ergänzung der Promotionsgebühren oder des Meistergeldes war. Schon vorhin nahmen wir Gelegenheit, zu bemerken, wie die Propingelder, die drauf und dran sind, abgeschafft zu werden, gleich den Collegiengeldern auf den deutschen Universitäten, für die Akademie eine Nebeneinnahme bilden. Propingelder kennt auch die päpstliche Kanzlei, die Cancelleria Apostolica in Rom: jeder neuernannte Bischof, Abt oder Domherr hat dergleichen für die Abschrift seiner Urkunde zu entrichten; ja, der heilige Vater selbst bekam von dem neuen Pfründner die Propina. Edite, bibite, collegiales! — Die Propin-

Digitized by Google

gelder sind die Bibalien oder die Biberagien der guten alten Zeit; auf deutsch heißen sie: Trinkgelder, ein Wort, das schon im Mittelhochdeutschen vorkommt.

Auch die Fremden haben Propingelder zu geben, wenn sie von ihren Universitäten kommen, um die hohe Schule Italiens zu beziehn und sich in den classischen Villen und Gärten zu belorbeeren; ja, sie geben sie schon während ihrer Lehrzeit. Und das ganze italienische Volk belorbeert sie mit Freuden und ertheilt ihnen unter der einzigen Bedingung der Propine großmüthig das Diplom und die Laurea dottorale, ohne sie für diesmal als Esel zu qualificiren. Im Gegentheil, man betitelt sie Excellenz (Eccellenza).

Die Durstigen zu tränken, dar da bere agli Assetati, ist im Codex der christlichen Moral eins der Sieben Werke der Barmherzigkeit, welche die Robbia am Fries des Ospedale del Ceppo in Pistoia in buntglasirten Thonreliefs und leuchtenden Farben abgebildet haben. Man sieht, wie die blauen Oblaten der Madonna vom Bett, die den Dienst in der großen Wohlthätigkeitsanstalt versehen, nicht bloß die Kranken pflegen und die Todten begraben, sondern auch die Hungrigen speisen und die Verschmachtenden mit kühlem Wein und frischem Wasser laben; und beginnt zu ahnen, was es doch für ein wunderbares Ding um die christliche Charitas ist. Die Durstigen zu tränken, scheint aber auch eine heilige Pflicht des Menschenfreundes zu sein, der über die Alpen geht und die Dienste der guten Italiener in Anspruch nimmt, beziehentlich annimmt und sich geduldig gefallen läßt: er darf die braven Leute, die sich den ganzen geschlagenen Tag für ihn abäschern, doch nicht verdursten lassen, er muß ihnen laute Propine, er muß ihnen Wein, er muß ihnen Kaffee, er muß ihnen auch eine Wasserbibita gewähren, wie sie hier zu Lande ein so großes Bedürfniß ist und mit tausend kostbaren Säften be-

Digitized by Google

reitet wird, denn es heißt: a mangiar male o bene, tre volte bisogna bere.

Nur die Schafe brauchen nicht zu trinken, sie halten jahraus jahrein ihr trockenes, unbenetztes Schafmahl, das die Franzosen: un Repas de Brebis nennen — sie schweningern bei ihrem Weidegang, die poverelle Pecorelle. Aber was ein Mensch ist, muß trinken! Und was ein Ochs ist, muß trinken! — Ich mache es, sagte jener Ungar zum Speisenträger, um ihn über die Reihenfolge der menschlichen Bedürfnisse aufzuklären, ich mache es wie der Ochs: erst esse ich, dann trinke ich! — Und damit reichte er dem Speisenträger selbst ein Borrawaló, ein Trinkgeld, wörtlich: auf Wein.

So wollen denn auch die italienischen Kellner etwas zu trinken haben. Oder das Geld dazu, das bei der bekannten Generosität der Fremden gewöhnlich sehr reichlich ausfällt und mehr als die Kosten deckt; unter dem namhaft gemachten Getränke wird gewöhnlich das Geld verstanden. Der Trunk ist allmählich mit dem Trinkgelde, der Pot de Vin mit dem pourboire abgelöst und damit auch auf diesem Gebiete der Culturfortschritt angebahnt worden, der den Uebergang von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft überall begleitet. Jedermann erhielt einst seine Kanne Wein, seinen Pot de Vin, seine Propina in Frankreich, der Geistliche bei der Trauung, der Gerichtsschreiber beim Prozeß, der Verpachter beim Pachtcontract, die Stadt bei der Bürgerrechtsertheilung, wie vorhin die Universität; jetzt erhält jedermann sein Pourboire oder sein Tringuelte oder sein Dringuelle, wie es in der Grafschaft Artois und in der Picardie nach dem niederländischen Drinkgeld heißt. Trunken müssen wir alle sein, sagt Goethe; man kann kein passenderes und angenehmeres Geschenk machen als ein Trinkgeld, daher es auch für alle außerordentlichen Belohnungen vorbildlich geworden ist. Das Zutrinken, das Propinare hat

Digitized by Google

die Bedeutung des Schenkens angenommen, wir sprachen schon davon .... was Propinare! Schenken selbst hat ja gar keinen anderen Sinn gehabt. Schenken selbst ist ja eigentlich so viel wie einschenken, die Bedeutung des Weineingießens die älteste und die ursprünglichste, erst nachmals hat sich die des Gratisgebens und des unentgeltlichen Darreichens überhaupt daraus entwickelt. Man will, daß die Verallgemeinerung auf den mittelalterlichen Brauch zurückzuführen sei, dem Gaste mit dem Trunke zugleich das Trinkgefäß zu überlassen, wie man einem Bedürftigen nicht nur Geld, sondern auch gleich die Börse dazu gab, wobei dann die Brühe oft theurer kam als das Fleisch. Der fahrende Sänger im Wilhelm Meister hätte dann wohl gewußt, was er wollte, indem er bat:

Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Der Brauch ist übrigens antik und wird schon von Pindar erwähnt: der Schwiegervater pflegte seinem Eidam bei der Verlobung die Schaale zuzutrinken (*φιάλαν προπίνων*).

Aber auch wenn kein goldener Becher dabei gewesen wäre, hätte sich ein Schluck Wein doch wohl in Gold und in ein unverhältnißmäßig werthvolleres Geschenk verwandeln können, denn es ist für alle Arten Trinkgelder charakteristisch, daß man das Geringfügige, das Ueberflüssige nennt, aber das Nothwendige meint. Jedenfalls sind unsere Italiener für dieses gediegene, goldige, liberale Schenken, d. h., sie wünschen sammt und sonders ihre Bibite in purem Golde abgelöst zu sehen — das Aurum potabile stillt ihnen den Durst am besten, heilt alle Krankheiten, verjüngt das Alter und verlängert das Leben.

Man schenkt ihnen also wie in Frankreich zum Trinken (pour boire) oder wie in der französischen Schweiz und in Portugal zu einem Tropfen (pour une Goutte, para una Pinga); und zwar gewöhnlich nicht zum Weine, nicht zum Biere, nicht

Digitized by Google

zum Schnapse, sondern zum Kaffee, per un Caffè, wie man in Rußland zum Thee (na-tschai) und in den amerikanischen Kreolenstaaten zur Chocolade giebt. Das gewöhnliche Trinkgeld in Rußland ist freilich ein Gläschen Branntwein, die berufene Rümka Wodki, wie in England: a Glass of Beer; ein Theegeld existirt aber auch in China, das Kaffeegeld (neben dem Badegeld) auch in der Türkei. Was Wunder? — Kaffee wird in Italien allgemein getrunken, er ist fast immer gut, selbst an den kleinsten Orten und Stationen, man kann ihn sogar, ein Beweis, daß man sich hier darauf versteht, frisch gekocht, apposta bestellen und erhalten; auch die Sorten, die man verwendet, in besseren Wirthschaften meist Mocca und Portorico, sind gewöhnlich gut. Man kann sagen, der Kaffee ist in Italien Nationalgetränk, wie die Chocolade in Spanien; die Italiener haben den Kaffee im Abendlande eingeführt und damit in das Leben unseres Erdtheils ein Element gebracht, das so wichtig werden sollte wie der Alkohol und der Tabak. Ein italienischer Arzt Prospero Alpini, der 1580 den Consul Giorgio Emo, einen Gesandten der Republik Venedig, nach Aegypten begleitete, war der erste Europäer, der in Cairo Kaffee gesehen und Kaffee getrunken hatte; nach seiner Rückkehr gab er (Venedig 1591) ein Buch de Plantis aegyptiis heraus, in dem er von dem Kaffeebaum im Garten Ali Bey's und von dem: Kahwa genannten Getränk aus seinem Samen, zugleich von der Papyrusstaude und der Balsamstaude viel Rühmliches erzählte. Zwar hatte das um dieselbe Zeit auch ein deutscher Arzt, Leonhard Rauwolf, ein Augsburger, gethan, der botanische Reisen im Orient machte und den Kaffee in Aleppo kennen lernte; doch mußte das Getränk in Italien schon deshalb früher Eingang finden als in Deutschland, weil der Kaffee im 16. Jahrhundert noch nicht außerhalb Afrikas und Arabiens angepflanzt ward, die Waare mithin auch nach

Digitized by Google

der Entdeckung des Seewegs nach Oſtindien aus der Levante nach Europa kam und nach wie vor in den Händen der Venetianer blieb. 1645 gab es bereits in Venedig ein Kaffeehaus, erſt mehrere Jahrzehnte ſpäter entſtanden deren in Frankreich und in Deutſchland. Eins der älteſten iſt der ſogenannte Kaffeebaum in der Kleinen Fleiſchergaſſe zu Leipzig, in dem bereits Auguſt der Starke verkehrt haben ſoll. Venedig, damals noch reich und mächtig, das gebildetſte Volk der Welt in ſich faſſend, ſah zuerſt unter den Bogengängen ſeines Marcusplatzes mit dem Kaffee orientaliſche Pracht und orientaliſchen Luxus, ein neues, buntes, anheimelndes Leben einziehen; in einer alten venetianiſchen Stadt, in Padua, wo Proſpero Alpini ſtudirt hatte und ſtarb, beſteht noch heute ein merkwürdiges, großartiges, mit (Anno dazumal) unerhörtem Glanze ausgeſtattetes Kaffeehaus, das die herrlichſten Concert- und Feſtſäle, nebenbei eine verkehrt gemalte Wandkarte, enthält und das Niemand in der ſtillen Univerſitätsſtadt, in der Heimath des Livius ſuchen ſollte, das Caffè Pedrocchi. Das Kaffeehaus iſt die zweite Heimath des Italieners, wie das Bräuhaus die des Deutſchen und die Kabacke die des Ruſſen, ſein Converſationsſaal und ſein Clubhaus, wie es früher die Apotheken waren, die an manchen kleinen Orten noch jetzt die Sammelbecken der Neuigkeiten und Stadtklatſchereien bilden — und ſie tranken immer noch einen Caffè nero, ehe ſie gingen. Das iſt das Italien, wo einſt Francesco Redi, auch ein Arzt, aber ein begeiſterter Verehrer des Bacchus, in ſeinem Dithyrambus auf den Bacco in Toscana und auf den purpurfarbenen, königlichen Montepulciano, im 17. Jahrhundert ſagte, er wolle lieber Gift nehmen als den bitteren, ſchädlichen Kaffee trinken:

Beverei prima il veleno,
Che un bicchier che fosse pieno
dell' amaro e reo Caffè! —

Digitized by Google

Seine Nachkommen betrachten den Kaffee als ein Lebensbedürfniß, die italienischen Hausfrauen würden sich wie die Türkinnen scheiden lassen, wenn ihnen der Mann den Kaffee verweigerte, sie setzen schon den Kindern am frühen Morgen Caffè e Latte vor, und was die Bitterkeit anbetrifft, so halten sie sich an das Sprichwort: bitter in den Mund sei für das Herz gesund, l'amaro tienlo caro, was mir fast so vorkommt wie die Idiosynkrasie jenes italienischen Officiers, der behauptete, alle guten Sachen seien gelb.

Wenn nun aber der wackere Deutsche im Caffè Pedrocchi oder im Caffè Doney oder im Grande Caffè Aragno, in irgend einem eleganten italienischen Kaffeehause sitzt, den unvermeidlichen Caffè nero schlürft, die Tasse mit 20 oder 25 Centesimi bezahlt und dann noch außerdem 5 Centesimi für den mehr oder minder vorschriftsmäßig, gewöhnlich mit einer weißen Schürze bekleideten Garzone di Caffè oder für den Piccolo, den kleinen Kellnerjungen, als Trinkgeld hinlegt: so bezahlt er demnach zwei Kaffees. Erstens den Kaffee, den er selber trinkt; zweitens den Kaffee, den der Kellner trinkt, davon wenigstens eine Quote, 25 vom Hundert. In den Speisehäusern heißt der Kellner: Kammerdiener oder Cameriere; auch dieser pflegt für jede Lira der Rechnung 10 Centesimi an Trinkgeld oder Kaffeegeld zu erhalten, als ob die Lira nicht 100, sondern 110 Centesimi hätte. Wirklich ist es auch so in der Welt, überall hat man eine Furcht vor den runden Summen und den geraden Zahlen, überall pflegt man freiwillig ein Uebriges zu thun. Selbst die Marktfrau giebt für eine Mandel Eier 16 Stück. Keine Schuld wird im Orient ganz genau gemessen: wenn einer 10 000 Rupien ausleiht oder borgt, so wird geschrieben: 10 001. Der bekannte Titel „Tausend und eine Nacht" beruht auf dieser Gepflogenheit. So bekommt auch der Sträfling in Ostindien nicht 100 Stockhiebe, sondern 101, wie der neu-

Digitized by Google

geborene Prinz 101 Kanonenschüsse; dagegen der Gottlose, der nach jüdischem Gesetze 40 Schläge erhalten soll, umgekehrt nur 39. Nach dieser Regel ist Kiao-Tschau auf 99 Jahre verpachtet worden. Good luck lies in odd numbers, sagt Shakespeare. Abgezogen wird in Italien seltener; meistentheils zugelegt, bedenkt das, ihr weisen Hausväter! — Liebe Italienfahrer, Ihr braucht nicht bloß für Euch selber, sondern auch für andere Leute Geld. Für die Kellner, die Kammerdiener, die Kammerjungfern, die Kammerkätzchen und die Kammermäuschen, für tutti gli Inservienti, die alle trinken wollen. Es giebt zweierlei Gelder, die sich durch eine doppelte Bestimmung grundsätzlich und verhängnißvoll unterscheiden; nicht alles Geld ist für Euch. Das Reisegeld habt Ihr, um Eure eigenen Reisekosten zu bestreiten — das Fahrgeld habt Ihr, um eine Fahrkarte von Berlin nach Brindisi zu erwerben — das Lehrgeld bezahlt Ihr, um selbst etwas zu lernen, das Eintrittsgeld, um selbst in's Theater zu gehen, und das Lösegeld, um Euch selber auszulösen, wenn Ihr in die gewaltige Hand der italienischen Räuber gefallen seid. Aber das Trinkgeld habt Ihr nicht um Euch selber satt zu trinken, sondern Ihr gebt es anderen zu vertrinken; und nur weil das Eure verfluchte Pflicht und Schuldigkeit ist, allen Italienern, mit denen Ihr zusammenkommt, die Mittel zum Trinken zu gewähren, müßt Ihr bei der Veranschlagung des Reisegeldes einen wichtigen, außerordentlichen Posten ansetzen: Für Trinkgelder.

J, warum nicht gar? Sollen wir denn verdursten? Sollen wir denn nicht lieber mit unserer Wohlthat bei uns selbst anfangen? — Ja, ja, Ihr armen Leute, Ihr wollt selber auch etwas trinken. In Italien ist das Trinken nicht umsonst, nicht einmal das Wasser. Demnach müßt Ihr strenggenommen ein gutes Trinkgeld auch für Euch selbst einstecken. Aber die Verhältnisse liegen nun einmal so apart — Trinkgeld ist wie Kost-

Digitized by Google

geld hauptsächlich für andere Leute da. Ihr selbst kommt mit Euren Wünschen und mit Euren Bedürfnissen gar nicht in Betracht; Ihr mögt Euch kümmern. Auch die Armen, die Durstigen kommen zunächst nicht in Betracht — sie zu tränken ist wohl Gott wohlgefällig und ein Werk der Barmherzigkeit, aber Niemand verlangt es von Euch. Sie mögen sich auch kümmern. Ihr könnt allenfalls vom Gotthard bis zur Meerenge von Messina gelangen, ohne einen Centesimo an Almosen und Trinkgeld für die Durstigen zu geben. Aber ich zweifle, daß Ihr soweit kämt, ohne an die begehrlichen Schaaren in den Hotels, in den Trattorien, Osterien und Pasticcerien und in den Botteghe di Caffè, an alle durstigen Kehlen in dem ungeheuren Durstlande, das Italien heißt, das Trinkgeld abzuführen.

In diesem Lande scheint das Trinken im Lebensunterhalte der Menschen niemals einbegriffen zu sein! — Wir haben eine Barke genommen, die uns sammt unserem Gepäck an Bord der Veloce oder eines Dampfers der Gesellschaft Florio-Rubattino bringen soll. Die Rothmütze verlangt fünf Lire; wir bieten ihr anderthalb; sie ist zufrieden. An Bord erlegen wir unsere anderthalb Lire — la Mancia, Signore! — Der Cicerone hat uns durch alle Kirchen und Paläste der Stadt geschleift — wir lohnen ihn nach Uebereinkunft ab — es ist noch nicht richtig, was fehlt? — Es fehlt der Kaffee. Ganz überflüssig mit einem Facchino, einem Schiffer, einen Preis zu stipuliren, da er doch am Ende, womöglich schon unterwegs zu Kaffee haben will. Und so ist denn auch in den Kaffeehäusern selbst die Einrichtung getroffen, daß jeder Gast nicht bloß seinen Kaffee bezahlt, sondern auch den Kaffee, den die Aufwartung benöthigt und der bei der einfachen Abrechnung noch nicht herauskommt. Erst legt er 20 Centesimi hin und sagt: per il Caffè; damit meint er den Kaffee, den er getrunken hat. Dann

Digitized by Google

legt er noch 5 Centesimi hin und sagt wiederum: per il Caffè. Damit meint er: zu dem Kaffee, den Sie, mein Schenk, mein Pincerna, mein trefflicher Ganymedes, einzunehmen geruhen wollen. Leben und leben lassen! Trinken und zu trinken geben! Auf diese Weise besteht die italienische Volkswirthschaft, und nicht bloß der Herr kann leben, sondern auch der Diener, der, wenn er kein Trinkgeld bekäme, unfehlbar verdursten würde.

Mitunter giebt es wie in Oesterreich einen eigenen Zahlkellner, der als solcher den bloßen Speisenträgern gegenübersteht, eine sehr vornehme Person; mitunter giebt es wie in den großen Pariser Localen eine eigene Kasse, an der bezahlt wird. Dann steht hier eine Büchse, in die der Gast beim Weggehen ein für die Bedienung bestimmtes Scherflein gleiten läßt. Die Kellner geben wohl acht, ob dies geschieht, und hören am Klange, wie das Geld im Kasten klingt, ob es nur ein Soldo oder mehr gewesen ist.

Wer sich darüber wundern und die nationalökonomische Nase rümpfen wollte, der würde zunächst nur eine Unkunde der Verhältnisse verrathen. Er würde z. B. die Stellung des Cafékellners ganz verkennen, die ein Trinkgeld nöthig oder wenigstens wünschenswerth macht. Trinkgeld ist eine Vergütung für Dienste, die zu leisten keine Verpflichtung vorliegt, über deren Preis keine Abmachung besteht, ja, die überhaupt nicht nothwendig bezahlt werden müssen. Sothane Dienste können eigene kleine Gefälligkeiten sein, wie wenn einer einen Gang für mich oder eine Handreichung thut — sie können aber auch in Verbindung mit anderen Diensten stehen, deren Bezahlung geregelt ist, ja, vielleicht nur auf eine ausgezeichnet gute und pünktliche Ausführung der letzteren hinauslaufen, wo dann in Gestalt des Trinkgeldes eine Sondervergütung eintritt. Im ersten Falle ist die Entschädigung noch mehr Pflicht als im zweiten, ein Gefalle überhaupt niemals zu verlangen,

Digitized by Google

vollends nicht von einem Unbekannten. Was thut denn aber der Cafékellner, wenn er dem Fremden, den er zum ersten Male sieht, eine Tasse Kaffee bringt? — Nur einen Gefallen.

Man muß nicht mit vorgefaßten Meinungen ins Kaffeehaus eintreten. Der Fremde betrachtet wohl diese armen Leute, die Inservienti di un Caffè als zum Gesinde, zur Familie des Cafévirths gehörig, der notorisch gute Geschäfte macht, ja, vielleicht wie Herr Dimitru Marinescu-Bragadin in Bukarest, der Inhaber einer kleinen Conditorei in der Strada Carol I, durch diese kleine Conditorei ein steinreicher Mann geworden ist. Ich sage, der Fremde hält die Kellner für Mitglieder der Bottega, weil sie augenblicklich wie Samiel erscheinen, wenn man Bottega! ruft. Das wäre allerdings noch schöner, wenn die Cafévirthschaft selbst ein Kaffeegeld haben wollte! — Ei, würde man den Leuten mit Recht entgegnen, wozu kocht Ihr denn eigentlich Kaffee? Und wo kommt denn das Geld hin, das wir für unsere Portion bezahlen? Legt Ihr es etwa in die Armenkasse? Oder nimmt es Euch irgend ein Prepotente ab? — Denn das versteht sich am Ende doch von selbst, daß Ihr von Eurem Erlöse leben müßt. Wenn der Kaffee zu Eurem Regime gehört, wenn Euch eine gute Tasse Kaffee den italienischen Magen in Ordnung bringt, wie Ihr behauptet, rimette lo stomaco, so solltet Ihr Euch doch nicht geniren. Essen und Trinken erhält den Leib. Was? Die 20 Centesimi reichen nicht dazu? Ihr seid wie die italienischen Landleute, die den Wein bauen, ohne den Wein zu trinken? Wie der Ochse, der da drischet und dem man das Maul verbindet? Ihr werdet doch nicht! — Die Fremden haben gut klugreden und vernunften, aber so sind die Cafékellner in der That. Den Kaffee bekommen sie wohl, aber auch nicht viel mehr. Wir sprechen von den Servierkellnern und den dienstbaren Geistern überhaupt.

Digitized by Google

Sie sind nicht was sie scheinen; sie bilden nichts weniger als die Familie des Wirthes. Ihr irrtet Euch die ganze Zeit in mir! — ruft der Geist, der sich: Piccolo nennt, entschwebend. Er ist gleichsam der Lehrjunge, der Apprendista in dem Geschäfte, während die Kellner die Gesellen oder die Garzoni, französisch: Garçons darstellen. Bei den Kaufleuten nennt man's Handlungslehrling und Handlungsgehilfen; der Wirth ist der Meister oder der Geschäftsherr oder der Principal. Nun, die Gesellen nahm einst der Meister in Kost und Wohnung, der Lohn war gering; gegenwärtig erhalten sie einen höheren Lohn und besorgen sich Kost und Wohnung selbst. Aber die Gesellen in den Kaffeehäusern und in den Speisehäusern werden meist noch nach altem System gehalten: sie bekommen wenig Gehalt, vielleicht 15—20 Lire monatlich, oft auch nur Procente vom Umsatze, oft gar nichts. Sie sind weit schlechter gestellt als der Koch, der ein festes Salario, 50, 100, 200 Lire monatlich bezieht. Ihre Beschäftigung bringt es allerdings mit sich, daß sie in's Haus und gleichsam zur Familie des Wirthes gehören; deshalb erhalten sie wie die Dienstboten, die das Jahr über etwa 500 Lire gerechnet werden, in der Hauptsache einen Naturallohn, d. h.: Kost und Wohnung, was außerdem in einem Wirthshause besonders naheliegt. Der Geldlohn kommt dabei weniger in Betracht. Es giebt ja genug italienische Kellner, die außer dem Hause schlafen und des Abends fortgehen, es giebt sogar verheirathete Kellner, aber beköstigt werden sie in der Regel von ihrem Principal; sogar die sogenannten Lohnkellner oder Aushilfskellner, die nur tagweise angenommen werden, erhalten doch gewöhnlich (weil sie erst Nachmittags anzutreten pflegen) ein Abendbrot. Mit anderen Worten: die Kellner werden durch die Natur der Verhältnisse in den Formen der Naturalwirthschaft zurückgehalten, ihr Stand läßt einen reinen Geldlohn, der sie unabhängiger stellen und eine wirth-

Digitized by Google

schaftliche Verwendung ermöglichen würde, schwer aufkommen. Und doch brauchen sie inmitten der modernen Geldwirthschaft Geld auf jedem Schritt und Tritt — schon um sich ihre Kleidung anzuschaffen, die in dem Naturallohn nicht mit inbegriffen ist, ihnen nicht wie eine Livree geliefert wird (n'est pas livrée); aber auch zum Betriebe der Wirthschaft selbst. Sie haben dem Wirthe gleichsam sein Geld zu wechseln, nämlich die Marken und Bonbücher abzukaufen, auf die sie die Speisen und Getränke am Büffet entnehmen und die sie vom Publikum langsam wieder herausbekommen, worauf sie sich am Abend mit dem Wirth verrechnen — die kleinen Annehmlichkeiten des Lebens, die Zündhölzer, die Schnupftabaksdosen, die Zeitungen und Extrablätter liegen vielfach ihnen ob — sie möchten den Kellnerjungen, den Messerputzer, den Serviettenleger schmieren. Und was sie etwa monatlich an baarem Gelde erhalten, wird schon durch die vielen Abzüge, die ihnen der Padrone macht und die sie sich gefallen lassen müssen, auf Null reducirt; sie müssen z. B. für das zerbrochene Geschirr aufkommen. Sie laufen überdies noch Gefahr, einmal von einem Zechpreller betrogen zu werden oder sich zu ihrem Schaden zu verrechnen, obgleich das letztere, in Deutschland nicht unerhört, in Italien so gut wie niemals vorkommt. Gewöhnlich ist es hier der Fremde, der bluten muß. Er ist es auch, der diese Enterbten, diese Stiefkinder des Glückes durch seine Trinkgelder aus ihrer Misere herausreißt.

Und der nur seine Schuldigkeit thut, wenn er den armen Teufeln auf die Strümpfe hilft und ihnen den Lohn aufbessert. Sie bekommen ja gar keinen Lohn, heißt es, weil sie den Naturallohn und die freie Station nicht rechnen: sie stehen am Schenktische wie die Dienstmänner an der Straßenecke. Sie haben nur eben das Recht, dazustehen und ihre Dienste anzubieten, beileibe nicht die Pflicht — dagegen haben die Gäste

Digitized by Google

Pflichten gegen sie. Wer einen Lohndiener engagirt, bezahlt ihn. Ei, der Herr könnte sich ja auch allenfalls selbst helfen und sich selbst bedienen und sich das Gewünschte selbst holen, wie im Münchener Hofbräuhause, nicht wahr? — Weil ihm das aber zu viel ist, so pactirt er mit einem Kellner. Er sagt höflich zu ihm: lieber Freund, caro Amico mio, willst Du mir nicht einen Caffè nero bringen? — Du bekommst auch einen Soldo. Meinetwegen auch zwei Soldi, drei ..... je mehr wir ihm zugestehen, um so besser werden wir bedient — zahlen wir dem Kellner 10 vom Hundert, so kommt er gesprungen, zahlen wir $33^1/_3$ vom Hundert, so kommt er geflogen, zahlen wir 50 vom Hundert, so kommt er gestürzt — zahlen wir gar nichts, so kommt er kaum gegangen oder geschlichen. Das ist der Lauf der Welt; wer gut schmiert, der fährt gut, das nennen die Italiener: unger le Carrucole. Und wie gut fahren wir! Unser gewohnter Platz fehlt uns dann nicht, unsere Zeitung liegt parat, was es heute in der Küche Empfehlenswerthes giebt, erfahren wir gewiß, allen unseren Wünschen kommt der Engel in Menschengestalt zuvor, er hilft uns sogar beim Weggehen mit tausend Bücklingen in unsern Ueberrock. Er hat es ja überhaupt in der Hand, dem Kunden das Leben zu versüßen. Ei, wer möchte das nicht? — sagte der Abt von Bosa. Alle mögen es und richten sich darnach. Das Publicum besticht also die Bottega, ein Gast überbietet immer den andern an Liberalität und spickt dem Kerl den Beutel, daß er nun gar nicht mehr weiß, wohin zuerst springen, wohin stürzen, wohin fliegen, und sich begnügt, ins Blaue hineinzurufen: Un Momento! Un Momentino! Vengo subito! — was so viel heißt wie unser: Gleich, Herr! Gleich! — oder im Englischen: Anon, anon, Sir! — und einen Prinzen zu der Bemerkung veranlaßt: Wie nur der Geselle weniger Worte haben kann als ein Papagei.

Digitized by Google

Die Folge ist, daß sich die Kellner in einem besuchten Locale sogar recht gut stehen und besser stehen als der Koch, der nicht den Vorzug des persönlichen Dienstes hat. So gut stehen sie sich, daß am Ende der Besitzer von den reichlich eingehenden Trinkgeldern einen Gewinnantheil beansprucht und den Posten vergiebt wie eine Pfründe. In Deutschland wird das Bier an die sogenannten Büffetiers verpachtet, die Billards werden an die Billardkellner verpachtet; die Zahlkellner der Wiener Cafés, die Portiers großer Hotels, die Hausknechte in den Logirhäusern berühmter Bäder entrichten für ihre Stellen eine Art Pacht. Solche Usancen haben sich auch in Italien ausgebildet, wo die eingenommenen Trinkgelder gewöhnlich des Abends dem Wirthe abgeliefert werden, und dieser sich mit den Kellnern in den Raub theilt; an Orten, wo Fremde das ganze Jahr hindurch verkehren, auf dem Marcusplatze in Venedig, auf dem römischen Corso oder an der Piazza di Spagna ist es eine Lust Kellner zu sein. Außerhalb des Striches sind die Einnahmen gering, denn der Italiener giebt nicht regelmäßig Trinkgeld, einen Tag um den anderen, und nicht halb so viel. An den kleinen Plätzen kommen die Kellner wie die Bettler mit den Mance eben aus, während sie an den Haupt-Winterstationen den Bettlern an den großen Wallfahrtsorten gleichen. Etwas fällt immer für sie ab: si campa, wie es heißt. Das Publicum, das großmüthige, das splendide, das dankbare Publicum heckt ihnen Geld und sorgt, daß sie nicht wirklich betteln gehen.

Etwas anderes ist, ob diese Versorgung auch unserer erleuchteten, hochgebildeten Zeit entspricht; ob ein denkender Gast mit einem Systeme einverstanden ist, das ihn zwingt, dem armen Manne im Fracke fort und fort ein Almosen zuzuwenden, und ob die Kellner selbst damit einverstanden sind.

Die französischen Kellner sind es nicht: in Paris und in

Digitized by Google

Marseille haben sie einen Feldzug gegen diesen Gelegenheitslohn eröffnet. Sie verlangen, daß ihnen ihre Principale ein Gehalt aussetzen, welches sie der Trinkgelder und der Sorge darum enthebe. Sie fühlen das Unwürdige ihrer öconomischen Lage, die Unsicherheit des Geschäfts, das Mißliche einer Vergütung, die freiwillig erfolgt und rechtlich nicht beansprucht werden kann, ja, bei reiflicher Ueberlegung auch völlig unstatthaft und einfältig erscheint.

Sache des Wirthes ist es, die bei ihm verkehrenden Gäste zu bedienen oder bedienen zu lassen, so gut wie jeder Ladeninhaber seine Kunden durch die Handlungsgehilfen bedienen läßt. Er hat nach menschlichem und göttlichem Rechte die Leute, deren er bei größerem Betriebe benöthigt ist, zu engagiren und seine sämmtlichen Unkosten auf den Preis des verabreichten Essens oder Getränks zu schlagen. Das heißt: er hat seinen Kunden die Kellner zu halten, die doch gleichsam nur seine Arme und Hände sind, mit denen er sich verstärkt und wie ein moderner Briareus hantirt; es ist dies zum wenigsten die Art, wie er dem Publicum entgegenkommen und sein Haus angenehm machen könnte. Wer das nicht thun wollte, könnte natürlich nicht dazu gezwungen werden; aber der Wettbewerb, sollte man meinen, müßte ihn dazu zwingen: denn in diesem Falle würden sich bald andere Wirthe finden, die für eine gute und aufmerksame Bedienung sorgten und ihm die Kundschaft wegnähmen und zu sich herüberzögen. Ich sage: so sollte man meinen; daß die Concurrenz erst jetzt langsam anfängt, sich dieses einfachen Kunstgriffes zu bedienen, liegt — an der Einfalt des Publicums und an einem empfindlichen Mangel an Gemeinsinn, in Folge dessen der Einzelne dem Wirthe in die Quere kommt, die Bezahlung und die Bestechung des Kellners auf sich nimmt und dadurch alle aufs Ganze gerichteten Maßregeln vereitelt. Die gesammte Kund-

Digitized by Google

schaft hält sich eigentlich das Wirthshaus wie ein Clubhaus und stellt, indem sie aufgehen läßt, was ihr beliebt, den Wirth wie einen Director an, damit dieser wieder seine Kellner und seine Hausknechte anstelle, die einem Kunden so gut wie dem andern gehören. Der Fremde, der zum ersten Male ein italienisches Kaffeehaus besucht, tritt damit auch in diese Kundschaft ein und wird Mitglied dieser großen juristischen Person, denn er läßt ebenfalls etwas aufgehen. Aber er fühlt sich nicht als Mitglied, er hat keinen Gemeinsinn, er giebt Trinkgeld. Wir kommen in einem besonderen Abschnitte darauf zurück.

Das Hotelwesen hat sich in Italien noch nicht in dem Sinne eines Zukunftsstaates entwickelt. Einstweilen sind die italienischen Kellner noch Lohnbediente, die in den Wirthschaften herumgehen, innerhalb ihrer abgegrenzten Reviere die Jagd auf Trinkgelder betreiben und des Abends zusammenthun, was sie den Tag über eingenommen haben, um brüderlich zu theilen; Lohnbediente des Publicums, das sie launenhaft besoldet, nicht des Wirthes, der sie für ihren anstrengenden Dienst bezahlen sollte, aber lieber mit ihnen gemeine Sache macht, um die Fremden zu beluchsen, die allgemeine Bedientennatur des Volkes am wenigsten verleugnend. Die italienischen Kellner brauchen die Propina noch wie die Professoren in Pisa, denn sie wollen zu trinken haben — sie sind wie Flink und Lanz, die beiden Diener der Two Gentlemen of Verona, die beständig darauf spannen, einen Ducaten, einen Teston für ihre Bemühungen zu ergattern, aber, nach Mailand gesegelt (sic), sofort ins Bierhaus gehen, um die dicke Wirthin zu begrüßen — willst Du mit mir ins Bierhaus gehen: gut; wo nicht, so bist Du ein Hebräer, ein Jude, und nicht werth, ein Christ zu heißen ... weil Du nicht so viel Nächstenliebe in Dir hast, mit einem Christen zu Biere zu gehen (II, 5). Die Komödie spielt im Jahre 1529: das Ale-House in Mailand ist einer der vielen

Digitized by Google

Anachronismen in dieſem Stück, das keinen ſo rein italieniſchen Charakter hat, wie z. B. der Kaufmann von Venedig. Heutzutage giebt es freilich nicht nur Wein- und Kaffeehäuſer, ſondern auch Bierhäuſer in Mailand, nach denen ſich mancher Lombarde in Unteritalien zurückſehnt und die vielleicht auch den zugereiſten Veroneſer locken. Seitdem die Reblaus die Weinberge vernichtet, wird in Italien ſelber angefangen, Bier zu brauen. Wenn ſich die Italiener auch noch das Biertrinken angewöhnen, wo ſoll es dann mit ihnen hin? — Sie haben noch mehr Sete, und brauchen noch mehr Monete.

Digitized by Google

IV.

Ein Vorſchlag zur Güte.

Bei Feſten, die in öffentlichen Etabliſſements gefeiert werden, pflegt in Deutſchland am Schluſſe des Mahls der Teller mit dem Zahnſtocher herumzugehn. So auch bei dem deutſch-amerikaniſchen Verbrüderungsfeſt, das vor beiläufig 20 Jahren in Bingen ſtattfand und von dem Rudolf von Jhering in ſeinem Trinkgelde erzählt. Man war eben beim vorletzten Gange, beim Fürſt Pückler-Eis angekommen, als der Oberkellner mit ſeinen Zahnſtochern erſchien. Die Deutſchen wußten, was die Glocke geſchlagen hatte; nicht ſo die überſeeiſchen Theilnehmer. Der erſte Gaſt, den unſer Franz ſüß lächelnd begrüßte, ein Stockamerikaner, nahm den dargebotenen Stocher und legte ihn neben ſich auf den Tiſch. Thank you, das war alles. Der Kellner wartete ein wenig, ſeine Miene wurde ernſter; dann ging er kopfſchüttelnd weiter. Er legte einen anderen Zahnſtocher auf. Aber der nächſte Gaſt ſagte wiederum: I thank you, und zog ſeinen eigenen, elfenbeinernen Zahnſtocher aus der Taſche. Auf dieſe Antwort des Bruders Jonathan meinte Franz: 's nicht wohlgethan — der Dritte kam an die Reihe. Dieſer nahm ſich nicht nur einen, ſondern gleich zwei Zahnſtocher, ohne darum mit dem Einen, was noth war, herauszurücken: dem Trinkgeld. Das that erſt der Vierte: der Vierte, ein

Digitized by Google

Rheinländer, zog wirklich seinen Beutel und wollte der Zahnstocherbüchse eine Kleinigkeit zuwenden. Da rief aber eine Donnerstimme: Halt! — Es war der Vorsitzende, der das Manöver stillschweigend und unwillig mitangesehen hatte, ein Deutschamerikaner. Er confiscirte den Teller und deutete gebieterisch auf die Thüre, durch welche der Jüngling ganz außer sich verschwand. Hinaus mit ihm! — hieß es jetzt, nachdem man begriffen hatte, worum es sich handelte; turn him out! Out with the dog! — und was dergleichen Amerikanismen mehr. Man ließ den Wirth kommen und machte ihm den Standpunkt klar. Es war ihm bewilligt worden, was er gefordert hatte, ohne Abzug, ohne langes Handeln; darüber hinaus gab es keinen Deut. Er solle sich schämen, er, der Wirth zum Mäusethurm, zum Nibelungenhorte! — Diesmal war die Ernte unergiebig.

Es wäre wohl an der Zeit, auch einmal mit dem italienischen Wirthspersonal ein Wörtchen zu reden. Wir wollen die armen Kerle nicht so barsch beim Kragen nehmen; wir wollen, wenn die weiße Schürze kommt, nicht gleich rufen: Fuori, Canaglia! — Wir wollen einen Vorschlag zur Güte machen. Einigt Euch, wohllöbliche Padroni und Camerieri! Thut Euch zusammen, Ihr Schufte, und macht nicht zweierlei Bottega! Concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur! Schafft Euch etwas Selbstachtung und etwas Rückgrat an, Garçons! Dringt auf festen Gehalt, erhöht, wenn es nicht anders ist, die Preise, aber laßt mich mit dem armseligen Bajocco ungeschoren! Weg mit der Armenbüchse! Eßt kein Bettelbrot! —

Seht, wir selber könnten uns ja schon untereinander einigen, daß etwas Menschenwürdiges daraus entstände. Warum sollten sich die Gäste, namentlich Stammgäste, Vereine, Gesellschaften nicht mit den Kellnern setzen und ihnen ein Monatliches geben? —

Digitized by Google

Viel besser wäre es, das Trinkgeld gänzlich abzuschaffen. Es müßte auf die Preise geschlagen und den Kellnern von den Wirthen ein Salär gegeben werden, wie es hier heißt. Der Internationale, ungefähr 700 Mitglieder zählende Verein der Gasthofsbesitzer, der seinen Sitz in Köln hat und dem auch einzelne italienische Gastwirthe beigetreten sind, hat es unlängst in die Hand genommen, die öffentliche Meinung für einen so folgenreichen Fortschritt zu bearbeiten. Einzelne große Hotels der Schweiz, der Schweizer Hof in Luzern, der Schweizer Hof in Neuhausen bei Schaffhausen, das Hotel Beau-Rivage in Lugano sind hierin vorangegangen; andere kleinere, aber durchgängig sehr gute, ja, ausgezeichnete Häuser, der Habsburger Hof in Innsbruck, der Askanische Hof in Berlin, Kastens Hotel in Hannover haben sich angeschlossen. Sie haben mit dem leidigen Kellnertrinkgeld grundsätzlich und definitiv gebrochen: dem angestellten Personal wird die Annahme willkürlicher und außerordentlicher Belohnungen untersagt und das Publikum gebeten, diese wirthschaftliche Unart zu unterlassen, weil Bedienung und Licht, Service und Bougie, im Zimmerpreis einbegriffen sei. Auf den Rechnungsformularen ist zu lesen und an den Wänden angeschrieben: M. M. les Étrangers sont priés de ne plus donner de pourboire aux Employés de l'Hôtel. Tout le service dans l'intérieur de l'hôtel ainsi que l'éclairage est compris dans le prix de l'appartement. Das Wichtige, das Epochemachende ist der Titel Employés — die Kellner, die Hausknechte, die Portiers, werden als Beamte, als Angestellte des Wirths bezeichnet. Sie sind, wie der Italiener sagt: Impiegati — dieses Impiegati ist nur die italienische Form von Employés, Impiego dasselbe wie Emploi (von dem lateinischen implicare, einwickeln, einfügen, dem Dienst einfügen). Sogar die Hospize der Inneren Mission und die Herbergen zur Heimath, die in etwas an die Stelle der katholischen Klöster getreten sind,

Digitized by Google

haben sich dieser Einsicht nicht verschlossen; ihre Beliebtheit bei einem gewissen Theile der Bevölkerung danken sie nicht zum wenigsten dem Umstande, daß hier neben anderen Kosten auch die Trinkgelder wegfallen. In dem Hospize der Berliner Stadtmission, das von einem ehemaligen Kellner, Herrn Hartmann vortrefflich geleitet wird, besteht die Einrichtung, daß den Gästen, je nach der Dauer ihres Aufenthaltes, ein fester Prozentsatz ihrer ganzen Hotelrechnung als Trinkgeldvergütung mit dem dringenden Ersuchen angekreidet wird: keine weiteren Trinkgelder an irgend welchen Bediensteten zu zahlen Dafür bekommen Portier und Oberkellner monatlich je 250 Mk. festen Gehalt, die Kellner monatlich an 100 Mk. Lohn nebst freier Station.

Diese Trinkgeldvergütung ist das alte Service wieder. Zu dem Behuf, das Trinkgelderwesen zu regeln und den Gästen eine unangenehme und kleinliche Ueberlegung zu ersparen, war eben seit den vierziger Jahren das sogenannte Service berechnet worden. Das heißt, der Wirt nahm ein Trinkgeld zu einem mäßigen Satze an und schrieb es auf die Rechnung. Der Gedanke war vollkommen richtig; die Gäste verdarben nur wieder alles mit ihrem Unverstand und ihrer plebejischen Liberalität. Die Reisenden gaben Trinkgeld und die Kellner nahmen Trinkgeld wie zuvor. Die Folge war, daß die Wirthe das Service für sich behielten und in ihre Tasche steckten, die Kellner nicht besser gestellt und die einkehrenden Gäste schlimmer daran waren als bisher. Die letzteren, die kleinen unartigen Kinder, hatten an dem Mißerfolge Schuld. Sie müssen eben wie Kinder überwacht und nachdrücklich vom Trinkgeldgeben wie von einem Laster abgehalten werden, sonst fängt die Misère wieder von vorn an. Am besten ist es wohl, das Trinkgeld wie in den Schweizer Gasthöfen bis auf den Namen gänzlich abzuschaffen. Es existirt nicht

Digitized by Google

mehr in einem anständigen Wirthshause. Man kennt es nicht mehr, wie man das Chausseegeld, das Werbegeld, das Schürzengeld, das Schmiergeld und so viele andere mittelalterliche Gelder nicht mehr kennt.

In den Gasthöfen ist die Reform etwas leichter als in den Cafés und in den Restaurants, weil der Hotelkellner niemals so ausschließlich auf Trinkgeld angewiesen war wie der Servirkellner in der Wirthschaft. Indessen zeigt die Erfahrung, die z. B. ein Wiener Restaurant gemacht hat, daß auch eine Bottega sehr gut bestehen kann, ohne die Bedienung aufs Publikum abzuwälzen. Die Wirthe müssen nur Reclame damit machen, daß sie die Bedienung stellen, daß in ihrem Hause nicht bloß gute und aufmerksame Bedienung, sondern auch Freibedienung ist wie Freiconcert, daß die Gäste den Kellner à discrétion haben wie das Brot (das freilich in Italien auch besonders bezahlt zu werden pflegt) — und das Trinkgeldgeben muß ausdrücklich verboten werden wie das Rauchen oder das Mitbringen von Hunden oder wie das Betteln und Hausiren. Fürchtet man etwa, die Piccoli werden dann nicht mehr laufen? — Es ist ja in ihrem eigenen Interesse, wenn das Haus recht viele Gäste hat und wenn diese zufrieden sind. Uebrigens kann der Wirth den Kellnern gegenüber ganz anders auftreten, sobald sie in seinem Dienste stehen.

Mit alledem ist freilich den Trinkgeldprotzen nicht gedient. Diese edlen Menschenfreunde, die sich nur wohl fühlen, wenn sie ihr Geld loswerden, gehen in kein Reform-Hotel — sie boykotten solche Häuser und behaupten, daß man in ihnen, seitdem der Wirth eine so verderbliche Maßregel ergriffen habe, schlecht aufgehoben sei. Kein Trinkgeld! Das ist ja Mangel an Lebensklugheit. Kein Trinkgeld! Das ist ja gegen die Natur: sie berufen sich auf die Pferde, die abgerichtet werden, und die man mit einem Stückchen Zucker belohnt, wenn sie

Digitized by Google

auffitzen lassen — auf die Jagdhunde, denen bei der Parforcejagd die sogenannte Curée gegeben wird — auf Schnauzl, dem sie eine Wurst versprochen haben und der schnell in den Garten gelaufen und mit einem Jelängerjelieber wiedererschienen ist. In einem Wirthshause zu Rixdorf ist thatsächlich ein Schnauzl Kellner, der ab und zu ein Stück Wurst als Belohnung erhält. Ein schottischer Schäferhund nimmt auf einen Pfiff die Bestellungen entgegen, indem er den Gästen mit der Schnauze eine Schiefertafel präsentirt, übermittelt sie dem Wirthe, der sie ausführt, und läßt sich schließlich auch bezahlen, wobei er sogar wechselt und herausgiebt. Also Wurst, wieder Wurst, mein Freundchen! — Zum Glücke giebt es noch Touristen, die nicht bloß Geld, sondern auch etwas nationalökonomische Bildung haben, und denen es nicht darauf ankommt, dem Wirth eine theure Rechnung zu bezahlen, denen aber das kleine Trinkgeld durchaus zuwider ist.

Das sind die vornehmen Leute, die Dienstleute haben und ihre Dienstleute reichlich nähren und besolden — der Pöbel, der gewohnt ist, sich selber zu bedienen, weiß sich vor Freude gar nicht zu lassen, wenn er einmal in einem Gasthofe befehlen kann, und wenn die Leute recht kriechend, recht demüthig, recht unterwürfig sind.

Eigentlich sind nicht die Kellner, sondern die Gäste zu erziehen; diese betragen sich einfältig und pöbelhaft. Wird die Bedienung vom Wirth getragen, die Rechnung darnach bemessen und doch noch Trinkgeld gegeben, so ist das ein Dummerjungenstreich, der eine Züchtigung verdient. Er liegt nichts weniger als im Interesse des Wirthes, dessen weise Reform dadurch vereitelt und rückgängig gemacht wird. Er kann leider nichts dagegen thun, sintemal auch die Götter seines Schlages mit der Dummheit vergebens kämpfen sollen. Dennoch beharren die einsichtsvollen unter ihnen auf dem einmal ein-

Digitized by Google

geſchlagenen Wege. Die Beſtechung wird freilich niemals aus der Welt geſchafft werden. Aber die Hauptſache bleibt doch, ſeine Leute ſo zu ſtellen, daß ſie keine Beſtechung brauchen. Es ſo weit zu bringen, daß der Kellner den hingeworfenen Soldo ſtolz zurückweiſen kann, nicht, weil es ihm zu wenig Trinkgeld wäre, ſondern — weil er keine Geſchenke annimmt, und weil in dieſem Hauſe nicht die Gute Hand, ſondern die Gerechtigkeitshand regiert, die den feilen Trinkgeldempfänger ſtraft, aber den frommen und getreuen Knecht liebkoſt und belohnt.

Die Könige von Frankreich und England führten als Zeichen des Rechts und der Gerechtigkeit eine Hand auf ihrem Scepter; Gerichtshände haben ſich auch in Deutſchland mehrere erhalten. Dieſelbe Hand aber konnte auch eine Gnadenhand ſein: als die Nachricht vom Sieg bei Waterloo in Gent beim König von Preußen eintraf, umarmte und küßte er den Boten, was beiläufig die Veranlaſſung war, daß Rothſchild in London die Nachricht vom Sieg der Alliirten zuerſt erhielt. Ein Angeſtellter des Bankiers hatte dies in Gent mitangeſehen, geſchloſſen, daß der Bote den Sieg gemeldet habe, und ſich, ohne einen Augenblick zu verlieren, auf den Weg nach England gemacht. So wird der Chef ſeine Boten küſſen und umarmen — es iſt gut, wenn wir uns mit dieſer Belohnung in einem eigenen Capitel beſchäftigen.

Digitized by Google

V.

Das Botenbrot (la Mancia della buona nuova).

Dem Boten, der ankommt und vielleicht einen weiten Weg zurückgelegt, ſich hungrig und müde gelaufen hat, reicht man in Italien die Strümpfe (le Calze e Calzette), bei uns das Botenbrot. Man giebt ihm zu eſſen und zu trinken. In der Pfalz, in dem gleichnamigen bayriſchen Regierungsbezirke liegt die berühmte Stadt Deidesheim; eine halbe Tagesreiſe entfernt, über dem Berge das, ſeit 1888 ebenfalls zur Stadt erhobene, Dorf Lambrecht-Grevenhauſen. Die Lambrechter haben eine alte Weidegerechtigkeit; ſie haben das Recht, ſich auf der Hardt, im Deidesheimer Walde Holz und Streu zu holen. Das Recht iſt verſiegelt und verbrieft, aber an eine Bedingung geknüpft, die unverbrüchlich eingehalten werden muß, ſonſt wäre das Recht verloſchen. Alljährlich am Pfingſtdienſtag hat die Gemeinde Lambrecht an die Stadt Deidesheim als Zins einen Geißbock abzuliefern. Es muß ein tadelloſes Exemplar ſein, gut gebeutelt und gut gehörnt; hätte er den geringſten Fehler, ſo bekäme die Weidegerechtigkeit ein Loch. Der Geißbock wird vom Gemeindehirten geführt und vom jüngſten Bürger Lambrechts begleitet; und zwar ſoll das Trio mit Sonnenaufgang in Deidesheim ſein, daher es die Nacht durch wandern und am Montag Abend in Lambrecht aufbrechen muß. Punkt

Digitized by Google

zwölf Uhr Mittags wird der Geißbock auf den Marktplatz von Deidesheim geführt und allhier vom Bürgermeister und dem Rathskollegium feierlich in Empfang genommen, meist zum Preise von 60—70 Mark versteigert. Gewöhnlich kauft ein Gastwirth das Thier an und läßt es dann auskegeln. Der Erlös wird verjubelt. Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's! — Der Ueberbringer aber bekommt, so will es der Brauch, ein Käsebrot und eine Flasche Deidesheimer.

Der Deidesheimer ist bekanntlich einer der besten Pfälzer Weine, der die Kehle hinabgleitet wie eine Elle Sammet; das Käsebrot der hergebrachte patriarchalische Ausdruck für Essen überhaupt. Brot und Käse sind die Elemente der deutschen Gastfreundschaft wie in Rußland Brot und Salz. Der junge Lambrechter erhält ein Botenbrot und einen Naturallohn, wie ihn sogar eine Lady Macbeth ausgetheilt wissen will.

Give him Tending, gieb ihm das Nöthige, sagt sie zu dem Diener, wie sie hört, daß ein Bote außer Athem und halb todt vor Eile mit großer Zeitung angelangt sei; he brings great News. Geh, pflege sein, erquicke ihn, speise ihn, er soll sich's bequem machen, es gut haben und ausruhn.

Die Gerechtigkeit will, daß diese Güte an dem Boten auch dann bewiesen werde, wenn er eine Hiobspost gebracht hat — er kann ja nichts dafür. Sein Verdienst bleibt dasselbe wie das des Postboten, der die Glückwünsche so gut wie die Todesanzeigen bestellen muß. There's for thy Labour, Montjoy! — sagt König Heinrich V. zu dem französischen Herold Montjoye, da ihn der König von Frankreich durch seinen Mund beleidigt und frech herausgefordert hat: das Botenamt ist ehrwürdig und unverletzlich. Nur ein Tyrann wie Richard III. läßt es den Boten entgelten, wenn seine Botschaft schlimm ist — er schlägt den armen Menschen, der ihm von der Armee Buckinghams berichtet, noch dazu voreilig. Denn was er meldet, ist gerade

Digitized by Google

das Erwünschte, sodaß der König dem Boten Schmerzensgeld bezahlt und seine gefüllte Börse hinwirft.

Die Börse ist nämlich ein anderes Botenbrot. Solange die Bedürfnisse noch einfach, die Verkehrsverhältnisse noch wenig entwickelt sind, hat man auch dem Boten nichts als seinen nothwendigen Unterhalt zu reichen. Mit den Thieren, die vielfach als Boten verwendet werden, stehen wir auf diesem Fuße; z. B. mit den Tauben und den Falken. In Florenz begegnet man nicht selten weißen Pudeln, die wie die Dienstboten mit einem Körbchen im Maule von Haus zu Haus gehn und Einkäufe machen. Sie holen Wein, sie holen Brot, bezahlen ordentlich und lassen sich wiedergeben, das Geld nehmen sie wie die alten Griechen und die Araber ins Maul. Ihnen selbst kann man freilich kein Geld geben, sie sind mit einem Knochen oder einem Stückchen Wurst zufrieden. Bei den Menschen wird die Wurst oder das Käsebrot im Laufe der Zeit mit Golde abgelöst. Sagt der Berliner nicht, wenn er die Zeche bezahlt, er schreite zur Verjoldung? — Das Botenbrot zu verjolden hatte der Empfänger mehr als einen Grund, es konnte der Verjoldung gar nicht entgehen. Einerseits wurde das Brot schon an sich wie jeder andere Naturallohn allmählich durch Geld ersetzt oder wenigstens ganz in Schatten gestellt, so daß es als reine Nebensache erschien; die Boten erhielten nachgerade einen klingenden Botenlohn: wollte man ihnen außerdem noch ein Butterbrot geben, so stand das frei, doch that man ein Uebriges. Anderseits war es nur zu natürlich, den Boten, der eine gute Zeitung, eine buona Nuova oder gar ein Geschenk aus einem befreundeten Hause brachte, besonders auszuzeichnen und nicht bloß zu bewirthen, auch königlich zu belohnen. In Leipzig ließen es sich sonst die Freunde einander sagen, wenn ein freudiges Familienereigniß eingetreten und ein kleiner Weltbürger angekommen war: wenn es ein Junge war,

Digitized by Google

gab man dem Boten 8 gute Groschen, wenn es ein Mädchen war, die Hälfte. Desgleichen war es früher in Leipzig Sitte daß der Kaufmann seinen Kunden zur Zeit der ersten Heringe zu Ostern, zwei holländische Heringe durch den Markthelfer schickte. Sie sollen immer ausgezeichnet gewesen sein. Nun, der Markthelfer bekam natürlich ein gutes Trinkgeld. In Holland selbst wird noch jedes Jahr der erste neue Hering der Königin überreicht. Die Fischer, die ihn gefangen haben, schmücken sich mit orangefarbenen Bändern, fahren in einem bunt bewimpelten und beflaggten Wagen zum Residenzschlosse und bekommen ein Geldgeschenk. Aehnliche Bräuche finden sich bei den Halloren und überall.

Also auch in Rom. Wenn uns die Frau Baronin zu Ostern ein Buona Pasqua und dazu eine Torte mit einem Agnus Dei sendet — oder wenn wir aus der wohlbekannten Villa ein Körbchen voll auserlesener Früchte, einen Blumenstrauß, ja, wenn wir nur eine Einladung, ein Briefchen von der Herzenskönigin erhalten: möchten wir dem Ueberbringer nicht am liebsten um den Hals fallen, fühlen wir uns nicht gedrungen, ihm ein Zeichen unserer besonderen Genugthuung und Dankbarkeit zu geben? — So gut wie Kriemhild.

Im Nibelungenliede spielt das vergoldete Botenbrot eine hervorragende Rolle; es pflegt hier thatsächlich mit eitel Gold und Edelgestein belegt zu werden. Wie die Königin von Island glücklich erobert und die Braut heimgeführt worden ist, wird Siegfried als Bote nach Worms vorausgesendet, der königlichen Familie den Einzug Gunthers und Brunhildens anzukündigen. Die Frauen ängstigen sich, sie meinen, Herrn Siegfrieds Kommen bedeute gewiß nichts Gutes, wahrscheinlich hatte der arme Bruder Leib und Leben bei der gefahrvollen Expedition verloren. Der kühne Ritter sagt aber:

nu gebet mir botenprôt! —

Digitized by Google

Trocknet Eure Thränen, es ist alles gut abgelaufen. Wir haben das Weibchen! — Nein, so eine Freude hat Prinzessin Kriemhilde noch gar nicht gehabt. Sie bittet den Boten Platz zu nehmen; sie bedauert, daß sie dem reichen und vornehmen Manne keinen klingenden Botenlohn anbieten kann. Sie bittet ihn indessen, vierundzwanzig schwere goldene Armbänder, die mit Edelsteinen besetzt sind, annehmen zu wollen. Es ist bekannt, daß im Heldenzeitalter Armbänder auch von Männern getragen wurden. Siegfried behält sie gleichwohl nicht, wenn er sich auch darüber freut, sondern theilt sie sofort unter die Dienerschaft aus. Das war prinzlich.

In der 24. Aventiure, wie Wärbel und Swämmel die Botschaft wurben, giebt es noch einmal ein glänzendes Wormser Botenbrot. König Etzel sendet zwei Spielleute an den Rhein, die den Burgunden den Gruß Hunnenlands entbieten und sie allesammt auf die nächste Sommersonnenwende an den diesseitigen Hof zur Hochzeit laden sollen. König Gunther ist glücklich zu erfahren, daß es dem Herrn Schwager und der Frau Schwester gut geht, erbittet sich aber Bedenkzeit und heißt die Boten inzwischen in ihre Herberge gehen und sich pflegen; sie sind zwölf Tage unterwegs gewesen. Wie sie wieder heim wollen, werden sie vom König und den Prinzen reich beschenkt. Gunther läßt ihnen Schilde voll Gold und neue Anzüge reichen. Schilde waren die Präsentirteller des Mittelalters, auf Schilden wird im nationalen Epos das Gold getragen und geboten, sie dienten zugleich als Maß. Man sagte: über Schildes Rand, wie jetzt: in Bausch und Bogen. Die armen Teufel zieren sich wie gewöhnlich; König Etzel hat ihnen verboten, Trinkgeld anzunehmen. Da aber Gunther auf seinem Willen besteht und in sie dringt, so nehmen sie das Trinkgeld wie gewöhnlich. Das Botenbrot ist offenbar nur eine wichtige Unterart des Trinkgelds.

Digitized by Google

So gewiß ist das Botenbrot als ein regelrechtes Trinkgeld anzusehn, daß das letztere in manchen Ländern einfach: das Wegegeld genannt wird, was doch auf dasselbe wie Botenbrot hinauslänft. Man gestatte mir zu dem Ende eine Kombination. In Holland, einem fruchtbaren Boden für diese volkswirthschaftliche Specialität, heißt das Trinkgeld: Fooi oder diminutiv: Fooitje. Das etymologische Wörterbuch von Dr. Johannes Franck sieht darin ontwijfelbaar das französische Foi, das lateinische Fides — es ist merkwürdig, daß die Sache gewöhnlich nicht richtig ist, wenn sie als ontwijfelbaar hingestellt wird. Fooi, mittelniederländisch: Fooie ist vielmehr das französische Voie, das lateinische Via und bedeutet Weg. Die Wallonen in den südlichen Niederlanden betonen: Vôie; dies wurde von den Holländern erst mit Fooie, sodann mit Fooi wiedergegeben. Das F für V braucht niemand Wunder zu nehmen; man schreibt im Holländischen und im Deutschen viele lateinische Worte, die im Anlaut, Inlaut oder Auslaut ein V besitzen, mit F. Zum Beispiel: Fey (Vaio), Feiel (Veilchen), Firnis (Vernis), Stiefel (Stivale), Käfig (Cavea), Tafern (Taverna) und Brief (Breve). Beweisend ist vor allem das Diminutivum Fooitje, das gar nicht anders erklärt werden kann. Es geht auf das abgeleitete Viaticum zurück, wovon im Holländischen: Fooit übrig blieb, ein Neutrum, während Fooi wie Voie ein Femininum ist. Viaticum giebt uns an die Hand, was eigentlich gemeint ist. Die Fooi ist ein Viaticum und eine Wegezehrung, wie sie einem armen Reisenden gereicht, ja, noch dem Sterbenden auf seine letzte Reise mitgegeben zu werden pflegt.

Weg und Wegzehrung sind Wechselbegriffe wie Leben und Lebensunterhalt. Man verdient in Frankreich und Italien sein Leben, wie bei uns sein Brot (gagner sa vie, guadagnare la Vita); man behauptet, das Leben sei heutzutage theuer (oggi la Vita è cara). So muß der Reisende auch seine Reise, seine

Digitized by Google

Provision de Voyage, seine Wegzehrung haben, wenn er die Reise glücklich vollenden soll — wie nahe sich die Begriffe Reise und Reisegeld stehen, sieht man daraus, daß Voyage und Viatique, Viaggio und Viatico, Viagium und Viaticum etymologisch zusammenfallen.

Der Begriff der Wegzehrung tritt noch in einer Bedeutung hervor, die das holländische Wort Fooi neben der des Trinkgeldes hat. Es bedeutet einen Abschiedsschmaus, wie man ihn seinen Freunden vor ihrer Abreise zu geben pflegt; also etwas Aehnliches wie der Vin de l'Étrier oder das Minnetrinken der alten Deutschen. Natürlich; man pflegt ja nicht bloß den Boten, sondern auch den scheidenden Gästen ein Butterbrot einzuwickeln, damit sie unterwegs etwas zu knabbern haben, und außerdem veranstaltet man ihnen zu Ehren am letzten Tage ihrer Anwesenheit ein solennes Mittagsessen, eine sogenannte Henkersmahlzeit, die dann ebenfalls den Namen Viaticum erhält. Aber auch sonst mußte sich der Begriff des Botenbrots ogut wie der des Dienstboten selbst erweitern. Wenn man den Boten, den Eilboten reichlich bewirthen läßt — nun, alle Dienstleute, alle Arbeiter sind ihrer Speise werth, wie es im Evangelium (Matthäi X, 10) heißt, dignus enim est operarius cibo suo: der Bauherr giebt den Maurern, wenn das Haus gerichtet ist, einen Richtschmaus, der Gutsherr den Landleuten nach dem Einbringen des Getreides einen Ernteschmaus und das Erntebier, der Fabrikbesitzer dem Personal ein Sommerfest; und so kann es kommen, daß der Holländer selbst auf Reisen geht und bei seiner Rückkunft eine prachtige Fooi ausrichtet, nicht für die, welche unterwegs gewesen, sondern für die, die zu Hause geblieben sind. Zum Beispiel Mijnheer ist mit seiner Familie einige Monate in Italien gewesen und zu Pfingsten nach dem geliebten Zeeland oder nach Vlaenderen zurückgekehrt. Mijnheer findet alles, Haus und Hof, Blumen-

Digitized by Google

garten und Parkanlagen, die lieblichen Quispeldortje in der schönsten Ordnung, nett und zindelijk; Knechte und Mägde haben ihre Schuldigkeit gethan, das Porzellan abgewischt, die Tulpen wohl verwahrt und die Papageien nicht verhungern lassen. Mijnheer giebt ihnen also eine Fooi, das heißt ein Festessen, eine Kirmes; eben in Seeland und in Flandern wird das Wort Fooi in diesem liberalen Sinne häufig gebraucht.

Für gewöhnlich aber ist die Fooi ein Trinkgeld und dies eben als ein Wegegeld, ein *'Εφόδιον*, ein Botenbrot gedacht, das man den Dienstboten für die Wege, die sie zu laufen haben, giebt. Daraus sind alle Gesindeordnungen hervorgegangen. Wir haben bisher nur eine Seite des Botenbrots betrachtet und sind bei dem mehr oder minder opulenten Mahle stehn geblieben, das der Empfänger der Botschaft dem ankommenden Boten zu gewähren für gut befindet. Es springt aber in die Augen, daß damit der Begriff des Wegegeldes noch lange nicht erschöpft ist: es giebt ein dreifaches Botenbrot, und was wir vorhin unter diesem Namen vorsetzen und vergolden ließen, ist, wie wir merken, nur eine, und zwar gerade die anfechtbarste der drei Formen. Zuallererst muß doch der Bote, vorausgesetzt daß er eine weite Reise zu machen hat, von seiner Herrschaft, wenn er abgeht, Botenbrot und Wegzehrung bekommen. Dann bekommt er etwa am Ziele seiner Reise von dem Hofe, an den er geschickt wird, ein Botenbrot, doch rechnet er darauf nicht. Dagegen bekommt er sicherlich zum dritten von seinem Herrn und König, wenn er wieder zurück ist und alles gut ausgerichtet hat, zur Belohnung ein Botenbrot. Hier ist für Deine Mühe, here is for your pains, sagt der Veroneser Edelmann zu seinem eigenen Boten, sogut wie vorhin der König von England zu dem französischen Herold. Sehen wir einmal von weiten Reisen ab und halten wir uns an die kleinen Besorgungen, zu denen wir die sogenannten Dienstboten alle Augenblicke brauchen.

Digitized by Google

Dann tritt das Brot, das wir sothanen Boten als Dienstherren zu reichen schuldig sind, fast ausschließlich in den Vordergrund, während ein Unterhalt, den ein Drittes unsern Dienstboten zu gewähren hätte, mehr oder weniger ganz wegfällt. Die Dienstboten nennen wir unser Gesinde und ihr Botenbrot, das zum Theil noch in natura verabreicht wird und Wohnung und Kost einschließt, den Gesindelohn.

Die Bebrotung des Boten ist Sache der Dienstherrschaft; sie hat den Knechten und Mägden ihre Apanage und ihr Salär zu geben. Das heißt eben ihr Brot und ihr Salz — was die Italiener il Salario nennen, der stehende Ausdruck für die Gages des Domestiques, die englischen Wages oder unser Lohn, ist ursprünglich die Ration an Salz, welche die römischen Soldaten, und das Deputat an Salz gewesen, welches die Magistratspersonen auf Reisen oder in der Provinz erhielten. Das Salz ist nachmals in Geld umgewandelt worden. Und wenn ein Prinz auf Apanage gesetzt wird, so wird er auf Brot gesetzt, so gut wie ein Bote; die Apanage ist eigentlich das zu seinem Unterhalt bestimmte Brot, il suo Appannaggio, sein Apanagium, sein Panisbrief, sein Teller, wie es bei den Kardinälen gewöhnlich heißt (Piatto). In England bekommen die Leute nicht bloß Brot und Salz, sondern auch Vieh.

Es giebt ein Wort in England, das nicht selten mit Trinkgeld übersetzt und mit dem holländischen Fooi vereinerleit wird, aber vielmehr mit unserem Vieh zusammenhängt, das ist das Wort Fee. Man versteht darunter eine Belohnung, wie man sie für professionsmäßige Dienste zu verabreichen pflegt und deren Höhe bald beliebig, bald durch Gesetz oder Herkommen geregelt ist. Man spricht z. B. von den Fees der Aerzte und Rechtsanwälte, von den Schreibe-fees, den Gerichts-fees, den Stol-fees u. s. w., wo wir in Deutschland von Honoraren, Sporteln und Gebühren zu reden pflegen. Das sind Dinge, die

Digitized by Google

man im Mittelalter: Bibalien nannte und die den Trinkgeldern nahe stehen, sie unterscheiden sich aber insofern, als der Feenehmer dem Fee-geber gesellschaftlich gleich steht, während das Trinkgeld den Empfänger eo ipso zu einer untergeordneten Person stempelt. Uebrigens werden manchmal auch richtige Trinkgelder unter den Fees, das Wort ist gewöhnlich ein Plural, verstanden; in diesem Sinne sieht man das Wort z. B. in Venedig, im Dogenpalast gebraucht. Hier ist im Saale des großen Rathes in vier Sprachen der Ukas angeschrieben: daß jeder Beamte, der Trinkgelder annehme, unverzüglich seines Amtes enthoben werde; und bei der englischen Uebersetzung für „Trinkgelder" eben das Wort Fees gesetzt, was freilich an sich nicht gerade maßgebend sein würde, aber sachentsprechend ist.

Eine ähnliche Insinuation war während des zweiten Kaiserreichs auch in Frankreich, in den zugänglichen kaiserlichen Schlössern angeschlagen, auch hier sollten keine Trinkgelder und keine Fees gegeben werden, la Visite des Châteaux impériaux étant absolument gratuite. Leider liest man diese anständige Verordnung nicht in den englischen Schlössern selbst, so wenig wie im Vatican.

Also Fee, Mylords and Gentlemen, Fee, Fee, Fee, Fee! — Gott verdammich, nennt mich der Mensch ein Vieh? Sind wir hier in einem Viehstall? — Wirklich klingt das englische Fee genau so wie Vieh. Es erinnert an die alte germanische Viehwirthschaft. Nach Analogie des lateinischen Pecunia hat sich das Vieh in ein Viehgeld, das Viehgeld in Geld schlechthin und das Geld am Ende in ein Trinkgeld umgewandelt, das sonach gleich den ältesten Münzen zur Erinnerung an seinen Ursprung das Bild eines Ochsenkopfes zeigt. Haydn hätte noch einmal ein Fee in bester Gestalt bekommen.

Der Schöpfer der Jahreszeiten wurde eines Tages in Gumpendorf durch den Besuch eines Wiener Metzgermeisters

Digitized by Google

ausgezeichnet. Der wackere Mann ſtand im Begriffe, ſeiner Aelteſten die Hochzeit auszurichten, und wollte den Hochzeitsgäſten eine Ueberraſchung bereiten, indem er ihnen einen Tanz von dem berühmten Joſeph Haydn ſpielen ließe; er beſtellte alſo ein Tänzchen. Er war reich und konnte ſich das leiſten. Der liebenswürdige Komponiſt nahm auch den ehrenvollen Auftrag an. Er ſchrieb ihm ein Menuett; der Fleiſcher war überglücklich. Nach ein paar Tagen hört Haydn Muſik ankommen: es iſt ſein Menuett. Er tritt ans Fenſter und ſieht einen prachtvollen Ochſen, einen wahren Pfingſtochſen mit vergoldeten Hörnern, voller Bänder und Blumenkränze, der von der Zunft auf ſein kleines Beſitzthum zu geleitet wird. Zugleich erſcheint der Fleiſchermeiſter wieder, macht dem Meiſter der Töne ſein Compliment und ſpricht: Ich glaubte, daß ich als Metzger meine Erkenntlichkeit für ein ſo ſchönes Menuett nicht beſſer an den Tag legen könnte, als indem ich Ew. Gnaden meinen ſchönſten Ochſen widmete! Was war da zu machen? — Haydn hatte ein Ochſen-Menuett geſchrieben, und einen Ochſen mußte er als Honorar annehmen. Schon der Patriarch von Aquileja ſtellte einſt der Republik Venedig alljährlich am feiſten Donnerſtage einen Ochſen nebſt zwölf Schweinen; und noch jetzt wird ein Ochſe zum Karneval mit Muſik durch die Straßen von Paris geführt, dieſer aber, wie der Pfingſtochſe, von der ehrbaren Fleiſcherzunft ſelbſt geſchlachtet und verzehrt.

Man muß ſich einen feudalen Sinn anſchaffen und in die mittelalterliche Viehwirthſchaft zurückverſetzen, um eine dergleichen Honorirung zu verſtehen. Ein Lehn heißt auf italieniſch Fio, die Fleiſchbrühe Brodo; wenn nun einer einen Witz machen wollte und ſagte, Fio ſei gleichſam Vieho und Brodo eine romaniſche Umprägung des deutſchen Brotes, ſo würde man vielleicht mit den Achſeln zucken und meinen, dann ſei

Digitized by Google

wohl auch das italienische caldo, das warm bedeutet, aus unserem kalt entstanden. Und doch hätte der Mann vollkommen recht. Brodo ist wirklich soviel wie Brot, wobei man nur wissen muß, daß das germanische Brot ursprünglich nichts Gebackenes, sondern etwas Gekochtes, Gebrautes gewesen ist; und das italienische Fio so gut wie das französische Fief unmittelbar aus dem althochdeutschen Fihu, das heißt eben aus Vieh, gebildet und nur eine lateinische Endung daran gehängt worden. Fader-fium nannten die Longobarden das Vatervieh, will sagen: das väterliche Erbtheil. Wahrscheinlich ist sogar der hochwichtige mittellateinische Begriff, das Feudum nichts weiter als ein lateinisches Vieh (Feu-um, mit eingeschobenem euphonischen d). Das Vermögen hat eben einmal bei unsern Vorfahren in Vieh bestanden, Rinder und Schafe stellten das Gut des Germanen dar, ein Stück Vieh bildete jene Wertheinheit, die nachmals der Goldsolidus vertrat. Daher auch der Ertrag eines Gutes nach dem Viehstand bemessen und der Lehnzins in Nutzthieren entrichtet ward, wie denn eben der Lambrechter Geißbock ein altes Naturalgeld ist. Heutzutage bekommt ein Beamter so und so viele Tausend Mark Gehalt. Im Mittelalter bekam er ein Lehnsgut, und dieses Gut werthete so und so viel Stück Rindvieh.

Ein Gehalt sind freilich die englischen Fees niemals gewesen, sondern immer nur ein Lohn. Gebühren für Dienste, die man vorübergehend brauchte, und honorirte, jenachdem man sie brauchte. Sozusagen Gelegenheitshämmel, wie die Lämmer, die man auf der Nilreise den Matrosen spendirt, kein erbliches Lehen. Selbst der Gesindelohn hat nicht den Charakter eines festen Gehalts, weil den Dienstboten leicht gekündigt werden kann; er entspricht vielmehr den 20 Pfennigen, die ich einem Jungen gebe, wenn er mir eine Kiste auf die Post trägt, und die unfehlbar zu einem Lohne werden, wenn ich diesen Dienst tagtäglich verlange. Prinzipiell besteht zwischen dem Lohn, der

Digitized by Google

einem Dienstmädchen gezahlt wird, und dem Gehalte eines Ministers kein Unterschied; auch dessen Gehalt soll eigentlich sein Unterhalt, sein Brot und Salz, sein Vieh sein. Beide Besoldungen waren ursprünglich substantiell: beide sind erst im Laufe der Zeit vergoldet und zu Gelde gemacht worden. Auch in Bezug auf die Festigkeit braucht kein Unterschied zu sein: die Gebühren können wie Gehälter eine bestimmte, herkömmliche Höhe haben. Nur die Stetigkeit der Gehälter besitzen sie nicht; sie laufen nicht das ganze Jahr hindurch fort.

Die Gebühren sind ständig gewordene Trinkgelder. Es wäre ganz irrig, sich die Sache umgekehrt vorzustellen und etwa zu glauben, daß die Fees allmählich zu Trinkgeldern herabgesunken seien, das Trinkgeld gleichsam einen herabgekommenen Lohn darstelle. Nein, das Trinkgeld ist nicht das Ende, sondern der Anfang vom Lied gewesen! — Aus den freiwilligen Gaben werden schließlich stehende Abgaben und aus den Trinkgeldern Rechte und Gebühren. Ein Trinkgeld nennt man in England gewöhnlich: a Tip, was wohl so viel wie einen Schluck bedeutet, entsprechend der portugiesischen Pinga, dem Tropfen, oder auch: a Glass of Beer; oder aber, weil ein Glas Porter die religiösen Gefühle des Temperenzlers beleidigen könnte: a Gratuity, das heißt eine Gratifikation, wie es im vorigen Jahrhundert auch in Deutschland hieß: ein Gratial. Mit anderen Worten, sie nennen es eine freiwillige Gabe oder ein Gnadengeschenk, eine Bezeichnung, die wie das jedem Orientfahrer wohlbekannte Backschisch, seine liebste Erinnerung, oder wie das französische Cadeau, ebenfalls ein Angebinde, ein Geschenk, nicht selten in einem schreienden Kontraste zu ihrem thatsächlichen Charakter und zu dem eingerissenen Trinkgeldzwange steht. Es hat sich etwas mit dem Geschenk und mit der Gnade und mit der Freiwilligkeit! Man denke doch an das Service, das auch nichts weiter als ein gutes, vom Wirth auf die Rechnung ge-

Digitized by Google

ſetztes Trinkgeld iſt! Das Angebinde erinnert mich an den Brauch der Schnitter, Vorübergehende wirklich anzubinden und mit Strohſeilen feſtzuhalten, bis ſie ſich mit Geld loskaufen! An die bunten Bänder, die die Mägde in Thüringen beſtändig in der Taſche haben, um ſofort anbinden zu können, wenn ſich ein Unberufener in der Küche, im Stalle, im Waſchhauſe blicken läßt! — Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage, weil der einmal beſchenkte Bettler ein Recht auf den Wohlthäter zu haben glaubt. Alle Trinkgelder beſitzen eine Tendenz, ſich in Pflichten zu verwandeln.

Und ſo iſt denn auch dasjenige Botenbrot, das man einem ankommenden Boten zu reichen pflegt, nachgerade wie im Mittelalter eine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit geworden, obgleich wir doch gar nicht die Brotherren dieſes Boten ſind. Seine gute Belohnung war dem Eilboten einſt ſo ſicher, daß ſie einer dem andern abzujagen ſuchte, wie ein gewiſſes Glück; ſo glaubt noch heute jeder Toffel, der etwas an uns zu beſtellen und abzugeben hat, ein Recht aufs Botenbrot zu haben. Esposto che ebbe il suo Messaggio, ricevette Doni magnifici, heißt es in einem italieniſchen Leſebuche. Das iſt eine gute Sitte, denkt Checco; das ſchwebt ihm nun immer vor. Solche Doni magnifici pflegt er nun regelmäßig zu erwarten, ſo oft er zu uns ins Haus geſchickt wird — mag er nun ein Packet oder ein Schachtel, eine Karte oder einen Brief, ein Buch oder eine Zeitung bringen, immer ſpannt er auf ein Dono magnifico. Vorausgeſetzt, daß es ihm gelingt vorgelaſſen zu werden und vor unſer Angeſicht zu treten; denn wen wir nicht ſehen, beglücken wir, ich hätte bald geſagt: waſchen wir nicht ſo leicht, nach dem Sprichwort, daß einem der Kopf nicht gewaſchen werde, wenn man nicht ſelber komme. Die Gegenwart iſt eine mächtige Göttin, ſagt der kluge Staatsſecretär Antonio zum Taſſo, lerne ihren Einfluß kennen! — Der Zuſchneider ſitzt in

Digitized by Google

seiner Werkstatt, er hat den Rock gemacht. Seine Verdienste bleiben im Dunkeln. Der Lehrling, der den Rock bringt, er schießt den Vogel ab. Er schluckt das Botenbrot.

Bei dem großen Botendienste der Post besteht heute noch ein richtiges Botenbrot. Die Abgaben, welche sonst die Empfänger obrigkeitlicher Zustellungen an den Botenmeister oder an den Amtsdiener zu entrichten hatten, sind meist in Wegfall gekommen; für Postsendungen ist in manchen Fällen noch eine Bestellgebühr zu zahlen. Für Abtragung der Pakete, für Auszahlung der Postanweisungsbeträge muß man in Deutschland, in Deutschland einen alterthümlichen, officiellen Botenlohn geben, dem nun wiederum freiwillig zugelegt wird. Unpraktisch und unmodern! — In Italien ist dies Botenbrot zu ersparen, indem hier die Postanweisungen, die Vaglie, nur auf den Postämtern ausgezahlt, den Adressaten lediglich die Avvisi zugestellt werden; man muß sich aber, auch wenn man einen Paß besitzt, doch noch durch den Briefträger oder einen anderen Beamten recognosciren lassen, für den etwas abzufallen pflegt, so daß schließlich auch hier das Postbotenbrot nicht ganz fehlt. Als für die italienischen Zustände charakteristisch will ich folgenden Fall erwähnen. Ich wohnte einmal im Sommer mit zwei Freunden in Sorrent, im Hause des Cavaliere Falangola, eines Edelmannes. Hier bekamen wir von Deutschland durch die Post zusammen 2000 Francs geschickt. Der junge Falangola war bei der Post angestellt; um uns die Mühe zu ersparen, brachte er uns das Gold ins Haus. Wir gaben ihm sein Trinkgeld, das er auch ruhig annahm.

Das Botenbrot mochte im Mittelalter am Platze sein, wo ein Bote noch etwas Seltenes und Außerordentliches war; es ist heute noch angezeigt, wenn der Bote wie in Deidesheim singen kann: Ich komme vom Gebirge her, oder wenn er uns unerwartet einen Hauptgewinn ins Haus bringt oder wenn er

unaufgefordert eine hochwichtige Meldung macht, von der ein Schicksal abhängt. Für gewöhnlich ist es, unter unseren Verkehrsverhältnissen, mißbräuchlich und unmodern wie das Trinkgeld. Es giebt nur ein Botenbrot, das, welches der Brotherr seinen eigenen Dienstboten zu reichen hat — er verschickt die Boten, er braucht Boten, in seinem Interesse liegt die Botschaft, er muß seine Diener betrinkgeldern und bebroten. Der Adressat hat wieder seine Leute, für die er sorgt — höchstens daß er den Absender, wenn ihm dieser mit der Sendung einen großen Gefallen gethan hätte, nachträglich entlasten könnte. Geschäftsfreunde bitten einander wohl von vornherein um Eilboten und Depeschen. Liegt ein solcher Freundschaftsdienst nicht vor, hat der Absender nur Nutzen von der Botschaft, die zu seinem Geschäfte gehört, so ist es auch billig, daß er die Kosten derselben trägt.

Ich habe z. B. in einem Waarenhause große Einkäufe gemacht und gebeten, mir die Sachen mit der quittirten Rechnung zuzuschicken, worauf ich dem Ueberbringer das Geld geben werde. Ein gewisses Interesse besitze ich freilich auch daran, daß mir der Markthelfer den Ballen wirklich bringt, ich habe eben gefunden, was ich suchte. Aber das Hauptinteresse hat offenbar der Verkäufer daran, denn wenn er mir seine Waare nicht zuschickt, bezahle ich sie nicht, ich kaufe dann überhaupt nicht bei ihm. Seine Sache ist es also, Markthelfer und Laufburschen zu engagiren, die ihm die Sachen tragen — meinetwegen kann er sich einen Esel, meinetwegen Kameele halten, meinetwegen kann er eine Eisenbahn bis zu meiner Wohnung bauen, meinetwegen kann er mir die Sachen durch einen Luftballon zuschicken, das kümmert mich nicht. Nimmt es das Publicum auf sich, den Markthelfer zu besolden, indem es ihm Botenbrot giebt, so wird freilich sein Chef nichts dagegen haben. Im Gegentheil, er wird es gern sehen. Er braucht

Digitized by Google

dann nur noch so zu thun als ob er der Herr wäre, der den Boten unterhielte. Er kann den Lohn des Markthelfers sparen und in seine Tasche stecken.

Sinn hätte das Botenbrot in diesem Falle nur, wenn der Markthelfer wie der Kellner gar nicht im Brote seines Herrn stände, sondern wie ein Dienstmann für sich arbeitete und gleichsam in dem Geschäfte ein eigenes Geschäft betriebe. Dann würde ihn allerdings der Kunde des Geschäfts brauchen, für diesen Gang anwerben und für seinen Gang bezahlen. Ein solches Verhältniß ließe sich denken; es hätte aber zur Voraussetzung, daß die Preise des Geschäftes verhältnißmäßig niedrig und keinerlei Botenlöhne in denselben inbegriffen wären. Für das Publicum ist es vortheilhaft, wenn sie inbegriffen sind. Das Geschäft muß den Markthelfer mitabwerfen.

Der reiche Holländer, der, aus Ostindien zurückgekehrt, in Arnheim ansässig, ein paar Monate an den Ufern des Arno ausruht, kommt vielleicht zu diesem Resultate; er ist ja bekend voor Weldadigheit, aber doch ein Kaufmann. Er wird dafür sorgen, daß seine eigenen Dienstboten etwas zu brechen und zu beißen und ihr gutes Viaticum haben, sei es auf der Reise, sei es daheim in den Niederlanden; aber die Bebrotung der italienischen Uomini und Donne billig den Italienern überlassen. Und wenn der geflügelte Esel, den sie am Fronleichnamsfeste in Empoli vom Thurme der Collegiatkirche an einem Seile wie die Schildbürger herunterlassen, um zu beweisen: che gli Asini volano .... wenn dieser Esel zu ihm geflogen käme und ihm eine Himmelsbotschaft brächte: er würde ihn doch nicht ohne weiteres füttern, sondern sich erst vergewissern, wessen der Esel ist und wer ihn hat steigen lassen.

Digitized by Google

VI.

Das Kutschertrinkgeld.

Zu den untergeordneten Personen, die gleich den Kellnern und den Markthelfern die Geschäfte eines Prinzipals besorgen, uns in dessen Interesse und für dessen Rechnung dienen, also auch in seinem Brote stehen oder wenigstens stehen sollten, die gleichwohl in hervorragender Weise für Trinkgelder empfänglich und mehr oder weniger auf Trinkgelder angewiesen sind: gehören auch die Kutscher.

Wenn ein Fußwanderer einmal eine Strecke auf einem Bauernwagen mitfährt und dem Eigenthümer des Gefährtes, der ihn hat aufsteigen lassen, ein paar Soldi in die Hand drückt, so versteht sich das von selbst. Es ist ein natürlicher Act der Erkenntlichkeit, nicht gerade zu verlangen, guter Wille, aber motivirt.

Wenn der Bauer dem Herrn Pfarrer eine Fuhre aus dem Pfarrholze bringt, so will der Bauer auch nichts dafür haben. Aber das geistliche Amt pflegt dem getreuen Mann ein kleines Geldgeschenk und nebenbei etwas Herzstärkendes angedeihen zu lassen. Auch das ist nicht mehr als billig, auch das ist motivirt.

Es giebt noch viele Fälle, wo ein Kutschertrinkgeld motivirt und wenigstens logisch ist. Wenn ein Schmuggler einmal als blinder Passagier in einem Postwagen mitfährt, kein Fahrgeld bezahlt, aber dafür dem Schwager ein gutes Trinkgeld

Digitized by Google

steckt, so ist das zwar keineswegs in der Ordnung, aber klug. Der Postillon thut ihm ja einen Gefallen, er setzt sich sogar ihm zu Liebe der Gefahr einer Bestrafung aus. Wollte der Schmuggler den Postillon nicht schmieren, so verstünde er seinen Vortheil nicht. Man nennt das Bestechung; sie kommt auch im Eisenbahnbetriebe vor, wird durch die Bahnsteigsperre erschwert, aber keineswegs gehindert. Ich will sie nicht etwa entschuldigen; ich sage nur: sie hat etwas Logisches.

Es giebt aber andere Fälle, in denen sich die Sache nicht von selbst versteht, und das Kutschertrinkgeld eine rechte Unsitte, eine üble Angewohnheit, eine unerträgliche Last geworden ist.

Mit der wichtigen Frage, ob es bei Umzügen und Möbeltransporten ein Recht auf Trinkgeld gebe, hatte sich vor Kurzem (30. Januar 1896) eine Strafkammer der Berliner Landgerichte zu beschäftigen. Ein Fuhrmann, Besitzer eines Einspänners, pflegte in der Ziehzeit, al Tempo degli Sgomberi, kleine Umzugsfuhren zu besorgen. An ihn hatte sich denn auch, im September 1895, eine Handwerkerfamilie gewendet, die von der Fürbringer Straße auf die Zossener Straße übersiedeln wollte; und es war vereinbart worden, daß besagter Spediteur die Masserizie der kleinen Leute für 5 Mark hinüberschaffte. Abends 10 Uhr stand das Möbelwägelchen, das den ganzen Tag gegangen war, endlich zur Verfügung. Die paar Sachen wurden eben noch verladen; als das letzte Stück hinunter war, kam der Mann mit dem Trinkgeld. Er hatte zwei Knechte; er verlangte für sich und seine beiden Gehilfen je eine Mark an Trinkgeld, und zwar pränumerando. Da sich die Familie weigerte, rief der Besitzer des Fuhrwerkes: Abladen! — worauf der gesammte Hausrath ohne Umstände wieder heruntergenommen und in der Nacht! auf die Straße gesetzt wurde. Mit Noth und Mühe ließ sich der Mann herbei, anstatt 3 Mark: 2 Mark 25 Pfg. als Trinkgeld zu genehmigen. Die Eheleute

Digitized by Google

brachten das Verhalten des Spediteurs zur Anzeige: derselbe erhielt seine Forderung aufrecht; eine Ziehfuhre ohne Trinkgeld für die Leute gebe es überhaupt nicht. Der Staatsanwalt hielt den Thatbestand der Erpressung für erwiesen. Es komme darauf an: ob es ein Recht auf Trinkgeld gebe; und er bestritt dieses Recht. Wenn sich auch eine Gepflogenheit herausgebildet habe, bei Umzügen eine Sondervergütung zu gewähren, so sei dieselbe doch in keiner Weise bindend. Außerdem rügte der Staatsanwalt das rohe und brutale Benehmen des Angeklagten Leuten geringen Standes gegenüber, die hart ums Dasein zu kämpfen hätten. Der Vertheidiger konnte zu seinen Gunsten nur anführen: daß er sich in dem Glauben befunden habe, Trinkgeld rechtlich beanspruchen zu dürfen. Der Gerichtshof schloß sich den Ausführungen des Staatsanwaltes an und verurtheilte den Fuhrmann wegen Erpressung zu sechs Wochen Gefängniß.

Hatte der Mann den Transport der Möbel aus der einen in die andere Wohnung rückhaltlos übernommen, so war an dem Urtheil schwerlich etwas auszusetzen. Es hätte sich indessen doch gefragt, ob er nicht vielleicht für die fünf Mark bloß sein Fuhrwerk hergegeben habe, so daß nun erst noch Leute, die anfaßten und zugriffen, zu engagiren gewesen wären. Diese Leute hätten sich wie die Kofferträger auf den Bahnhöfen eingefunden und ihre Dienste angeboten; dieselben wären stillschweigend angenommen worden. In diesem Falle wären sie aber auch wie Kofferträger zu bezahlen gewesen. Gerade da es nur ein ganz kleiner Spediteur, ein Droschkenkutscher war, ließ sich allenfalls die Sache auch so darstellen. Uebrigens ist dies eine Complication des Personentransports, auf die wir uns hier nicht einlassen können. Federleicht ist mein Gepäcke, singt der arme Student; und doch entgeht er dem Kutschertrinkgeld nicht.

Digitized by Google

Bei seinen besten Bekannten, bei seinen hohen Gönnern nicht. Es kommt zum Beispiel alle Tage vor, daß einer zu Besuch in einer Villa oder auf einem Schlosse gewesen ist und daß ihn der Besitzer in seinem eigenen Wagen nach Hause fahren läßt. Steigt er vor seiner niederen Thüre aus, so verabreicht er dem Automedon, der ihn gefahren hat, ein Trinkgeld, vielleicht gerade so viel, als ihn eine Droschke gekostet haben würde. Hier liegen die Verhältnisse doch anders als vorhin. Es ist gar kein Zweifel, daß der herrschaftliche Kutscher dieses Trinkgeld keineswegs beansprucht; daß er anspannen muß, wenn es sein Herr befiehlt, und daß der Dank ausschließlich dem Herrn gebührt. Dieser Herr hat seinen Freund gleichsam zu sich aufs Pferd genommen, wie der Ordensritter seinen armen Bruder, oder wie in Ariosts Rasendem Roland der Sarazene Ferrau sogar seinen Feind, Reinhold, das Haimonskind auffitzen läßt, eine Großmuth, die der Dichter im ersten Gesange seines Epos in einer berühmten Stanze feiert. Zwei Ritter auf einem Pferde, gleichsam ein Armeedragoner mit aufgesessenem Sappeur, bildeten das Ordenssiegel der Tempelherren, ein Symbol ihrer engen Freundschaft; in Gozzis Zobeide werden die herrlichen Verse Ariosts (Oh gran bontà de' cavalieri antiqui usw.) zwei Hanswürsten in den Mund gelegt, die sich eben geprügelt haben und nun ruhig neben einander liegen. Wohlan, wer füttert das Pferd? — Offenbar der Herr. Und wer füttert den Kutscher? — Ebenfalls der Herr. Wenn ihn nun auch noch der Gastfreund füttert, so ist das überlei; dem Manne wird ein pures Geschenk gemacht. Dieses Kutschertrinkgeld gehört in das Capitel der Gastgeschenke. Auch das lassen wir vorläufig auf sich beruhen.

Ich will mich nur mit fremden Fahrgelegenheiten, mit Miethfuhrwerken und mit der sogenannten Vettura beschäftigen, wozu in Italien nicht bloß Wagen, sondern auch Reit-

Digitized by Google

pferde und Saumthiere gerechnet werden; und habe normale Verhältnisse im Auge, wo Niemand gebeten, Niemand bestochen werden soll, weil die Bezahlung des Fahrgeldes regelrecht erfolgt. Hier ist ein fremder Herr da, den man den Fuhrherrn nennt, und der uns den Vetturino, der ihm gehört, sammt Wagen und Pferden liefert, ja, der uns vielleicht nach altem System in volle Pension nimmt, indem er für unser Mittags- und Abendessen und für das Nachtlager aufkommt, obgleich das heutzutage nur noch bei Reisen in abgelegene Gegenden geschieht — oder vielmehr wir sind augenblicklich die Herren des Kutschers, denn wir haben dem Fuhrherrn den Kutscher sozusagen abgekauft. Wie sieht es nun mit dem Kutschertrinkgeld aus; hat es auch noch Logik? Ist es wohl zu verantworten, wenn wir den Vetturin, obgleich wir ihn bereits bezahlt haben, dennoch wiederkaufen? Wenn wir ihn auf unsern Rücken nehmen wie einen alten Vater und durch halb Italien schleppen, anstatt daß er uns schleppen soll? — Ob der Herr selbst oder nur ein Knecht fährt, bleibt sich von meinem Standpunkte aus ganz gleich.

Wir haben zum Beispiel den Hotel-Omnibus bestiegen, um zum Bahnhofe zu gelangen. Der Omnibus ist mit auf die Rechnung gesetzt, aber anscheinend nicht der Kutscher. Oder wir haben in unserem Hotel einen Landauer gemiethet, um bei dem herrlichen Frühlingswetter eine Rundtour durch das Albaner- und Sabinergebirge zu unternehmen. Wir bezahlen vertragsmäßig pro Tag 25 Lire. Aber dabei ist eine Kleinigkeit zu erinnern: 5 Lire bekommt der Kutscher pro Tag Trinkgeld. In Rom kann man einen Zweispänner für monatlich 400 Lire haben — 60 Lire Kutschertrinkgeld. Das heißt also: wir sollen den Kutscher nicht etwa bloß gelegentlich einmal für einen ausgezeichneten Dienst belohnen; wir sollen den Kutscher schlechtweg unterhalten. Ja, für wen arbeitet er denn eigentlich, für

Digitized by Google

uns oder für seinen Prinzipal? Lebt er auf eigene Faust? Miethe ich mit dem Wagen bloß strikt den Wagen, so daß ich mir erst den Kutscher dazu besorgen muß? Am Ende muß ich mir auch noch die Pferde dazu besorgen! —

Genau so müßte ich bei jedem Esel fragen: habe ich nur den Esel bis zum Schwanze, oder auch den Eseljungen, der dort anfängt? — Und bei der Wasserfahrt, die ich in einer Wasserdroschke auf dem Bosporus oder in den Lagunen von Venedig unternehme, müßte ich mich vergewissern: ist der Barcainolo mit dabei? Gehört der Gondolier zur Gondel, oder habe ich mich mit dem besonders abzufinden? — In diesem Falle schwöllen die Preise durch die vielen Nebenpersonen in ähnlicher Weise an wie die der Lebensmittel durch den Zwischenhandel gesteigert werden: ein Kilo Seefisch, das in Mailand an die Köchin für 2 Lire verkauft und der Herrschaft zu 2,50 Lire berechnet wird, hat am Tage vorher bei den Fischern in Genua 5 bis 6 Centesimi gekostet; die Zoll- und Transportkosten sind unbedeutend, die ganze Differenz ist in den Händen von einem halben Dutzend Zwischenhändlern hängen geblieben, die Mittel und Wege finden, sich zwischen den armen Genueser Fischer und die brave Köchin in Mailand einzuschieben, und die einander das Kilo Meeräsche wie einen Ball zuwerfen.

Es ist schon wahr, die Beköstigung eines Kutschers liegt besonders nahe. Weil derselbe wirklich in die Dienste des Reisenden zu treten und aus der Gewalt des Fuhrherrn in die des Fahrgastes überzugehen scheint. Er begleitet mich, er führt mich, er gehorcht mir wie das Handpferd ihm — für längere oder kürzere Zeit ist er gleichsam mein Eigenthum, mein Sclave geworden, und man sollte meinen, wer Sclaven hält, muß sie ernähren. Weit mehr als der Kellner oder der Markthelfer gehört der Kutscher, der Reitknecht, der Eseljunge, nicht minder der Gondelführer meinem persönlichen Dienste an; es fehlte

Digitized by Google

nur noch, daß er meine Livree anzöge. Es sieht so aus, als ob sich der Kutscher von selbst verstünde. Es sieht aber nur so aus.

Der Kutscher ist wohl unser eigen; wir haben ihn ja mit sammt dem Geschirr gemiethet. Aber wir haben doch nichts gemiethet, was sich nicht für die ganze Dauer unseres Gebrauches aus eigenen Mitteln zu halten im Stande wäre und keine angemessene Leistungsfähigkeit verspräche. Der Miethpreis ist hoch genug, um nicht nur den Kutscher, sondern auch seine Zeche, und nicht nur die Pferde, sondern auch den Hafer zu bestreiten; er kann, wie gesagt, so hoch sein, um sogar unsere eigene Zeche mit zu bezahlen. Der Futtersack ist gleichsam für die ganze Partie gefüllt; das Fuhrwerk ein Apparat, der so lange functionirt, so lange geht, als ihn der Besitzer leiht. Das versteht sich von selbst, weil ihn der Mann überhaupt gegen eine gewisse Summe Geldes hergegeben hat; ohne das wäre nicht alles richtig. Wir sollen aber zwei Mal bezahlen.

Und das Publikum bezahlt so gerne zwei Mal! — Es kann nicht darüber hinwegkommen, daß der Kutscher bei jeder Fahrt apart zu bedenken sei. Je kürzer die Reise ist und je mehr Personen Theil nehmen, um so deutlicher springt die Sicherheit des Betriebes und die Selbstständigkeit des Kutschers in die Augen. Die Preise sind hier auf das genaueste und in großem Maaßstabe geregelt, aber wer sich nicht darum kümmert, ist gerade der arme Reisende, der doch kein Geld wegzuwerfen hat. Das nimmt in Italien keine Droschke, ohne etwas über den Tarif zu geben; ja, das überträgt diese wirthschaftliche Unart systematisch auf alle öffentlichen Verkehrsanstalten und auf das gesammte Consorzio civile. Auf die Posten, die Omnibusse, die Diligenze, die Messaggerie, die Straßenbahnen. Hier hat sich der Kutscher gleichsam verdoppelt, denn außer dem eigentlichen Wagenlenker steht noch ein sogenannter Führer auf

Digitized by Google

dem Perron, mit dem das Publikum allein verhandelt und verkehrt. Was wir einen Schaffner nennen, ist in Italien ein Conduttore; das heißt, der allmählich zwischen die Fahrgäste und den Kutscher eingeschobene Schaffner hat immer noch den Namen des Kutschers, der den Wagen eigentlich führt (conduce). Nun, auch dem Conduttore pflegt der Spaßvogel ein kleines Geschenk zu machen, wenn er ihm den Fahrschein präsentirt, anscheinend nur eine Kleinigkeit, $33\frac{1}{3}$ Procent des Preises.

Einer springt auf die Tramvia und fährt von Piazza Venezia bis zur Piazza Termini; kostet 15 Centesimi. Er händigt dem Schaffner zwei Doppelsoldi ein und läßt ihm die 5 Centesimi — er läßt sie ihm nicht nur, er giebt sie ihm auch ausdrücklich hinzu, wie die Marktfrau ein Ei zur Mandel, als ob es nicht recht wäre, bis er sie gegeben habe. Der Schaffner zieht seinen Hut, das ist alles, was er für die 5 Centesimi gethan hat. Denn was er an Gefälligkeiten etwa sonst noch erzeigen kann: anhalten zu lassen, einer Dame heraufzuhelfen, den Unkundigen zurechtzuweisen, kommt doch kaum in Betracht — die Wenigsten brauchen das; man hat eben weiter nichts von ihm, als seine Höflichkeit, und die ist er jedem Fahrgast auch ohne Trinkgeld schuldig. Uebrigens will ich zur Ehre des italienischen Volkes bemerken, daß die Italiener selber solche Uebersoldi nur sehr selten zu geben und die Conduttori der Tramways und der Omnibusse nur zu Weihnachten zu beschenken pflegen; und daß es immer und immer wieder nur die Fremden, und hauptsächlich die Deutschen sind, die solchen Unfug treiben. Auch in dem von einem dichten Netz von Pferdebahnen durchzogenen Moskau ist das Schaffnertrinkgeld so gut wie ausgeschlossen, während es in Städten wie Hamburg und Leipzig reichlich fließt. Und auch hier werden noch Beiträge zu einem Neujahrsgeschenk für das Fahrpersonal der

Digitized by Google

Elektrischen Straßenbahn gesammelt! — Es ist dies eine ebenso lächerliche, wie unkluge und unzweckmäßige Prahlerei.

Wenn man einen Moskauer fragt, wie es komme, daß in Rußland auf den Pferdebahnen kein Trinkgeld gegeben werde, so führt er wohl als Grund an: daß in Moskau feines Publikum mit der Pferdebahn nicht fahre, indem sich hier zu Lande, wer nur Zwei zählen könne, Pferd und Wagen und jeder Jobber für berechtigt halte, auf Gummirädern dahin zu rollen und seinen Nebenmenschen den Moskauer Gassenkoth ins Gesicht zu schleudern. Auch in Italien hat man die Smania der Equipagen, auch hier fährt die gute Gesellschaft nicht so viel mit der Pferdebahn wie in Deutschland; aber das ist sicherlich nicht der Grund für die gerühmte Sparsamkeit. Im Gegentheil, man kann es in Deutschland alle Tage beobachten, daß es gerade die kleinen Leute, die halbwüchsigen Burschen, die kein Geld haben und kein Geld verdienen, daß sie es sind, die sich so nobel machen und so wenig rechnen können. Man wird immer finden, daß die Armen viel mehr Geld wegwerfen als die Reichen, nicht bloß aus Unverstand, sondern auch aus falschem Ehrgeiz: sie möchten gerne für reich gehalten werden. Und eben den Fatzke, der in Leipzig auf der Pferdebahn fünf Pfennige zugiebt, die er selbst recht gut gebrauchen könnte, sticht der Kitzel, sich über seine Mitmenschen zu erheben — sich Pferd und Wagen zu halten, wie der Moskauer Jobber.

Vorderhand gehört er nur zu dem großen Publikum, das sich eine Straßenbahn gebaut hat. Unter allen Umständen ist der Consument, der eine Waare abnimmt und das Geld hergiebt, als der eigentliche Souverän und Herr, der Verkäufer nur als sein Diener zu betrachten; denn er erhält ihn mit seinem Gelde, das nur ein moderner Ausdruck für die nothwendigen Lebensmittel ist. Bei Waaren, die massenhaft abgesetzt werden, bildet demnach das ganze Volk einen solchen

Digitized by Google

Herrn, das großmächtige Publikum, das bei jedem gemeinnützigen Werke als heimlicher Besitzer und Auftraggeber im Hintergrunde steht und sich, ohne es zu wissen, seine Omnibusse, seine Eisenbahnen, seine Polizei, ja, seine Regierung hält. Die Menschen lassen sich täuschen, sie halten die Direction, den großen Beamtenapparat, die Actien-Gesellschaft für die Herrschaft, auf die es ankommt, weil diese die ganze Unternehmung leitet — sie ist nichts ohne das Publikum und der geringste Abnehmer hat mehr Gewalt in seinem kleinen Finger als der gesammte Ring. Jeder Unternehmer will nur vorläufig sein Capital hergeben, sobald wie möglich wälzt er die Kosten seiner Unternehmung auf die Consumenten ab, und wenn das gelingt, so werden diese die eigentlichen Geschäftsinhaber, während der Erzeuger in Wahrheit die Rolle ihres Beamten spielt, dem sie einen schönen Gehalt auszahlen. Zählen die stillen Theilhaber nach Millionen, hat die Große Berliner Pferdebahn-Gesellschaft in einem Jahre 138,900,000 Personen zu befördern, so bringen diese nicht nur das hineingesteckte Geld vollständig wieder auf, das Geschäft wirft außerdem noch einen Ertrag ab, den man als Unternehmergewinn bezeichnet, der aber, da der Käuferkreis factisch an Stelle des Speculanten getreten ist, eine von diesem Kreise gezahlte Prämie bedeutet. Die Schwierigkeit bleibt immer, das Publikum zu bewegen, daß es die Prämie bezahle, die Direction entlaste und die geforderte Indemnität ertheile, ihm gleichsam die Sache aufzureden; denn der süße Pöbel hat seine Mucken, von denen man wie von einem Tyrannen abhängt. Er ist sich nur seiner Macht noch nicht recht bewußt, sonst würde er alle Miethfuhrwerke von oben herab behandeln und sich auf seiner Straßenbahn als den eigentlichen Brotherrn fühlen, der den Schaffner und den Kutscher und den Bremser und das gesammte Fahrpersonal, die Direction mit inbegriffen, unterhält.

Digitized by Google

Der große Lord, der tausend Mal 15 Centesimi bezahlt, hat sich einen Director angestellt, der den Betrieb in Ordnung zu halten hat, und dieser hat wieder den Conduttore angestellt, der gleichsam ein Afterlehen besitzt und der zu seinem Oberlehnsherrn aufblicken soll wie zu dem lieben Gotte, der ihm das Leben gegeben hat.

Auch der Fremde, der mitfährt und seine 15 Centesimi bezahlt, wird damit für diesmal Oberlehnsherr und stiller Theilhaber der Gesellschaft, die sich hier Wagen und Pferde, Dynamomaschinen, Elektromotoren und ein ganzes Heer von dienenden Leuten angeschafft hat.

Wenn nun besagter Fremdling dem Schaffner ein Trinkgeld in die Hand drückt, so ärgert ihn dieser mächtige Oberlehnsherr, der sich aus Millionen Köpfen zusammensetzt, und er möchte für seine 5 Centesimi wieder einen Kutscher für sich haben, wie der Moskauer Jobber.

Der Unglückliche vergißt, daß er damit etwas Unmögliches verlangt — daß er nur ein Glied des mächtigen Organismus darstellt, dem diese herrliche Fahrgelegenheit angehört, und daß ihm das Personal zwar unbedingten Gehorsam schuldig ist, kleine Gefälligkeiten über den Dienst aber gar nicht erweisen kann, weil das gegen die Gesetze in dieser Republik ist, wo jeder gleichviel hineinsteckt und gleichviel wieder herausnimmt, und die Begünstigung eines Einzelnen eine allgemeine Empörung und für den bestochenen Schaffner Verlust seiner Stelle nach sich ziehen würde. An eine Bevorzugung ist hier nicht zu denken, das Geld also weggeworfen.

Papperlapapp! Wer sagt denn, daß der Protze bevorzugt werden will. Er will nur darthun, daß er mehr vermöge als 15 Centesimi. Ei, ei, der reiche Mann, der Nabob! Gleich fünf Centesimi übrig zu haben! Ja, wenn einer mit Glücksgütern gesegnet ist! — Zugleich will er sich als Menschenfreund

Digitized by Google

aufspielen. Er ist gütig, er hat ein mitleidiges Herz, er fühlt mit der Menschheit. Er will den armen geplagten Beamten, die den ganzen geschlagenen Tag dastehen müssen, da sein Auge gerade auf sie fällt, aus Großmuth fünf Centesimi zuwenden. Nun, was die Großmuth anbetrifft, so wird gerade das Gegentheil erreicht: das Kutschertrinkgeld hat gerade die Wirkung, daß die Lohnkutscher zu armen Leuten werden.

Die Trinkgelder kommen in Wahrheit nur dem Fuhrherrn zu gute. Die Deutschen, die so gutmüthig sind, daß sie auf der Straßenbahn mehr geben als verlangt wird, lassen sich wohl nicht träumen, wohin diese Gutmüthigkeit führt. Daß sie nur die Gesellschaft unterstützen, in deren Händen sich die Actien befinden, die in der Regel mit großem Gewinn arbeitet und der nun noch die milden Gaben der trefflichen Menschen anheimfallen. Die Direction rechnet den Schaffnern die Trinkgelder an, kürzt den Gehalt der Schaffner und erspart ihn womöglich ganz, eben weil sie Trinkgelder und einen Zuschlag zu ihrem Lohne in die Hand gedrückt bekommen. Also die Empfänger haben nur den Schaden davon: den Schaffnern wird nur zu einer Art Bettlerexistenz verholfen; anstatt daß sie einen guten Gehalt bezögen, sind sie auf die freiwilligen Gaben angewiesen, die immer unsicher sind. Sie müssen immer ausschauen, ob es etwas setzen wird? — Ach, der eine giebt etwas, der andere giebt sogar viel; der dritte aber giebt gar nichts. Er ist der vernünftige Mann.

Er findet es lächerlich, daß sich das Volk zu Gunsten einer Gesellschaft besteuert, die allerdings nur 10 Pfennige für die Fahrt beansprucht, aber dem Publikum doch wahrlich nichts schenkt, sondern noch obendrein glänzende Geschäfte macht, so glänzende wie die Post.

Einen ähnlichen Erfolg haben die Trinkgelder, die in

Digitized by Google

Italien den Vetturini gegeben werden: ſie kommen nicht den Kutſchern ſelbſt zu gute, ſie bereichern nur den Verleiher und ſetzen ihn in den Stand, ſeine natürlichen Unkoſten auf die Schultern der Fahrgäſte abzuwälzen und auf gute Art Leute zu bekommen, die er nicht zu bezahlen braucht. Es iſt ſoweit gekommen, daß dieſe Abwälzung vertragsmäßig feſtgeſetzt wird, wobei es ſich immer noch fragt, ob der Kutſcher das von vornherein ſtipulirte Trinkgeld ganz für ſich allein behält. Und kurz und gut, die Kutſcher ſind wie die Tauben des heiligen Marcus, die von den Fremden gefüttert werden, weil ſie von Stadt wegen nicht genug zu freſſen bekommen, und deshalb wenig bekommen, weil ſie von den Fremden gefüttert werden. Man nennt das einen Circulus vitiosus; aber aus dieſem Circulus vitiosus kommen die Lohnkutſcher nicht heraus, ſo wenig wie die Kellner und ſo viele andere Italiener, die oft nur die verfahrene Lage der Dinge zu Trinkgeldjägern macht.

Digitized by Google

VII.

Die drei Lebensbedürfnisse.

Ab ovo usque ad mala.

Ich unterhielt mich einmal in Martigny, am Fuße des Großen Sanct Bernhard und am Eingange des Wallis, mit meinem Wirthe über die Hauptlebensbedürfnisse des Menschen, was Essen und Trinken anbelangt. Der Schweizer nannte ihrer drei: Brot, Fleisch und Wein. Was sein muß, muß sein, meinte schon unser Kutscher in Mecklenburg: morns 'n Glas Bramwin un middags 'n Stück Flêsch. Und ich unterhielt mich einmal bei einer Tour in Sicilien mit meinem Eseltreiber über dasselbe interessante Thema. Der Sicilianer nannte ihrer ebenfalls drei, beinahe dieselben, aber mit einer charakteristischen Abweichung. Er nannte: Brot, Oel und Wein. Das ist ungefähr so wie wenn wir von Bier und Butterbrot leben wollten, was in den deutschen Butterbrotlandschaften, in Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Ostpreußen allenfalls auch anginge — in einem Käselande, wie die Schweiz eines ist, würde man für das Fleisch vielmehr den Käse einsetzen. Julius Cäsar sagt im Bellum Gallicum, die Germanen lebten hauptsächlich von Milch, Käse und Fleisch, Ackerbau trieben sie nicht — in der heutigen Schweiz ist Käs und Brot schlechtweg soviel wie Speise; Käse und Brot essen schon in den Weisthümern eine summarische Bezeichnung für Essen überhaupt. Auch auf dem

Digitized by Google

italieniſchen Feſtlande gehört zu allererſt Käſe zum Brote, Käſe ganz allein, ausſchließlich Käſe, niemals ißt man in Italien: Butter, Brot und Käſe — von Perſonen in gutem Einvernehmen ſagt der Italiener gern: ſie ſeien wie Brot und Käſe, d. h. gute Freunde, esser come Pane e Cacio, wobei er ſeine beiden Zeigefinger, wie zwei Geſchwiſter, aneinanderlegt. Das erinnert an die Ehe, die unſer Rabelais zwiſchen dem Käſe und der Birne geſtiftet hat, auch dies im Einverſtändniß mit den Italienern, denn dieſe ſind auch wieder der Meinung, daß nichts ſo gut zuſammenpaſſe als Käſe und Birnen.

Mit dem allen iſt natürlich dem beſſer ſituirten Italiener nicht gedient. Er macht noch andere Anſprüche an das Leben; er will ſich keineswegs wie ein Einſiedler oder wie ein Sennhirte mit ſo elementaren Nahrungsmitteln behelfen wie Brot und Käſe. Er kehrt ſich überhaupt nicht an die drei Lebensbedürfniſſe: er beanſprucht drei kunſtvoll zuſammengeſetzte Schüſſeln. Drei Gänge ſind zu ſeiner Mahlzeit erforderlich — gleichſam drei Mahlzeiten, aber in richtiger, genau geregelter Aufeinanderfolge.

Er will ein Voreſſen, ein Nacheſſen und dazwiſchen das eigentliche Eſſen; das letztere ſetzt ſich wiederum aus Unterabtheilungen zuſammen. Die Hauptmahlzeit, die auf den Nachmittag fällt, heißt im modernen Italien: il Desinare oder: il Pranzo — das altrömiſche Prandium, das aber um die Mittagszeit eingenommen ward, und an deſſen Stelle daher die Colazione, das Frühſtück, getreten iſt, während diejenige altrömiſche Mahlzeit, die urſprünglich auf den ſpäten Nachmittag fiel, die Coena unter dem Namen: Cena auf den ſpäten Abend vorgerückt iſt und ein leichtes, zehnmal für einmal überhaupt ganz vergeſſenes Abendeſſen darſtellt. Uebrigens gilt es für ungeſund und ärmlich, ohne Cena zu Bett zu gehen. Nun, bei jedem ordentlichen Deſinare oder Pranzo, dem italieniſchen Diner werden

Digitized by Google

zunächst die sogenannten Anfänge, die Principii della Mensa aufgetragen, weil schon Horaz in den Episteln (I, 2, 40) sagt, daß einer, der angefangen habe, halb überwunden habe: Dimidium facti qui coepit habet. Früher nannte man das: Antipasto und noch früher: Antecoena, was wörtlich: Voressen bedeutet, oder aber, weil dazu das Mulsum, eine Art Honigwein, wie bei uns der Madeira oder der Portwein, getrunken ward: Promulsis.

Die Principii sind die Hors d'œuvres unserer Tafeln, die nur die Bestimmung haben, durch ihre Schärfe die Organe anzuregen und den Appetit zu reizen, qualia lassum pervellunt stomachum. Sie gleichen einer diätetischen Maßregel, wie das Brechmittel in der Kaiserzeit und die Klystierspritze bei den Omagua eine war. Also die sogenannten Crostini, will sagen Weißbrotschnitten, mit Butter bestrichen und mit Acciughe oder Anchovis belegt, oder Pastetchen, mit Geflügel-Ragout gefüllt, oder geröstete Kanapees oder Kaviarsemmeln oder Austern oder Muscheln, Langusten, Hummer-Mayonnaise — wer zählt alle die Perlen und Früchte, die das Tyrrhenische Meer auswirft und die Levante liefert, und die man früher auch in Deutschland vorzugsweise bei den Italienern und in den Italienerkellern suchte? — Diese über ganz Europa verstreuten italienischen Delicatessenhändler haben den Italienischen Salat erfunden, den man in Italien selbst: Insalata composta oder sudicia, schmutzigen Salat, nennt und (wohl irrthümlich) einer Hofdame der Maria von Medici, der Gräfin Salmagundi zuschreibt; sie waren auch jahrhundertelang die einzigen Kaufleute, die Kaviar führten: seit Anfang des 16. Jahrhunderts, namentlich seit der Regierung des Papstes Julius II., der ihn hoch verehrte, versorgte sich Italien mit dem werthvollen russischen Leckerbissen, den es über Constantinopel, beziehentlich über Holland und England bezog. Neben dem dunkelgrauen flüssigen oder körnigen echten Caviar giebt es auch eine einheimische

Digitized by Google

Sorte, den röthlichen, in Oel eingelegten, gepreßten und geräucherten Pökelrogen der Meeräsche, des Thunfisches und des Zanders, der den Namen Bottarga führt, von altersher in den italienischen Klöstern als Fastenspeise dient und vorzüglich in Alghero auf der Insel Sardinien, in Trapani auf Sicilien, in der dalmatinischen Stadt Makarska und in Missolunghi hergestellt wird. Die Bottarga wurde z. B. in Pontassieve bei Florenz, in der Villa eines italienischen Seefahrers, der sich zur Ruhe gesetzt hatte, regelmäßig zum Voressen servirt. Auch der Thunfisch selbst wird marinirt und sott' olio als Hors d'oeuvre aufgetragen, das frische Fleisch, das wie Rindfleisch aussieht, nur zur Zeit des Fanges in Sicilien gekocht und auf dem Rost gebraten; und nicht bloß das Oel genießt man, sondern auch die eingelegten grünen Oliven selbst, die gesünder sind und weit einladender aussehen als die englischen Mixed Pickles.

Alle diese Appetitsbissen oder Principii werden in Italien, zierlich angerichtet, von Anfang an, beim Decken der Tafel auf den Tisch gesetzt und gewöhnlich vor der Suppe, in Toscana erst nach der Suppe genossen. In Schweden kommen sie überhaupt nicht auf die Tafel, sondern auf ein Tischchen, das in der Ecke steht, und an das man tritt, ehe man sich zu Tische setzt, den sogenannten Butterbrottisch oder Smörgåsbordet. Hier findet der Schwede seine Vorkost, seinen Lachs, der roh und geräuchert gegessen wird, seinen Rennthierschinken, seinen Sill, sein Omelett, seinen Ost und namentlich seinen Brännvin oder seinen Sup, ohne den es nicht abgeht und der stets in zwei Sorten vorhanden ist. Uebrigens würde man irren, wenn man glaubte, die mäßigen Italiener und die noch mäßigeren Griechen könnten des Appetitschnapses ganz entrathen: in den großen Städten ist es allgemeine Sitte, vor Tische bei einem Liquorista einzutreten und ein Gläschen Vermut con China oder in der Apotheke von Santa Maria Novella einen Alchermes,

Digitized by Google

in Athen einen Mastix von der Mastixinsel Chios, den Nachfolger des Chier-Weines, als magenstärkendes, orektisches Mittel einzunehmen. O, ihr entarteten Epigonen! — Auch in Rußland pflegt der Vorimbiß, die Sakuska in einem Eckzimmer und in England im Speisezimmer das Sideboard aufgestellt zu werden, auf dem silberne verdeckte Schüsseln mit gebackener Seezunge, gebratenen Nieren, Schinken, Eiern und kaltem Roastbeef und dergleichen Hors d'oeuvres stehen und an dem sich die Gäste selbst bedienen. Die Suppe wird nach schwedischer Sitte erst nach dem Braten gegessen; in England fällt sie gewöhnlich ganz weg. Wo man viele andere Vorspeisen hat, braucht man die Suppe nicht.

Die Suppe gehört nämlich selbst zur Vorkost, sie nimmt selbst an der Vorbereitung des Magens theil, sie ist selbst ein Hors d'oeuvre. Die Fleischbrühe wirkt wesentlich nur auf die Absonderung der Verdauungssäfte, die Herz- und Nerventhätigkeit, und diese wohlthätige Wirkung wird noch durch das Salz, in Italien außerdem noch durch das kostbare Gewürz des geriebenen Parmesankäses gehoben. Eine Tasse Fleischbrühe entspricht etwa einem Glase Marsala oder dem schwedischen Schnapse, der eben auch wirklich: Suppe, nämlich: Sup heißt. Unser Suppe ist ein niederdeutsches Wort, das auf hochdeutsch: Supfe oder Saufe lauten müßte; die Suppe ist eigentlich die Saufe, die Brühe, die man säuft, ich kann nichts für den derben Ausdruck. Das hochdeutsche saufen verhält sich zu dem plattdeutschen supen wie laufen zu lopen, das f beruht auf Lautverschiebung; suppen aber ist eine Nebenform von supen, und diese haben wir im Hochdeutschen unverändert erhalten.

Die Vorfahren soffen nun ursprünglich das Brot selbst, denn das war eben von Haus aus eine Art Mehlbrei oder eine Brühe, das heißt nichts Gebackenes, sondern etwas Ge-

Digitized by Google

brautes; erst später wurde dieser Begriff in Italien auf die Fleischbrühe übertragen, die nun eben daselbst den Namen Brodo führt. Zugleich aber fing man an, das gebackene Brot, das in Italien nach wie vor den lateinischen Namen Panis führte, in die Fleischbrühe hineinzuschneiden, und das nannte man nun: die Suppe machen, far la Zuppa, wie man auch, wenn man einen Bissen Brot oder einen Zwieback in den Wein eintunkt, Zuppa, Soupe au Vin, Soupe au Perroquet machen kann. Eine Kaltschale ist auch eine Suppe oder eine Zuppa, das italienische Wort deutsch. So entstand also das was man bei uns: Brotsuppe oder Semmelsuppe oder Bettelmannssuppe nennt, und eine solche Brotsuppe, die man später auch als Panade oder Panatella bezeichnete, ist eine alte italienische Hausspeise, die auch in Ermangelung der Fleischbrühe mit Milch oder mit bloßem Wasser unter Zusatz von Butter, Oel, Eiern, Zwiebeln und Kräutern bereitet werden kann. Der alte Luigi Cornaro, der bekannte Mäßigkeitsapostel, besingt seine Panatella in allen Tonarten. Will sagen: seine panirte Saufe oder schlechthin: seine Zuppa.

Schließlich konnte es kaum fehlen, daß sich der Begriff der Suppe an die eingetauchte schwimmende Brotschnitte selber heftete. Diese Bedeutung hat sowohl Soupe in Frankreich, als auch Zuppa in Italien; der Florentiner erzählt etwa, er habe keinen Regenschirm gehabt und sei fitschemadennaß geworden: Ero senza ombrello, e m'inzuppai di santa ragione. Der Franzose würde sagen: Je me mouillai comme une Soupe; beide thuen so, als ob sie ein Stückchen Brot gewesen wären. Ein beliebtes Dessert ist in Florenz und Rom die sogenannte englische Suppe, die Zuppa inglese. Man versteht darunter in Rum getauchte Biscuitscheiben.

Während demnach der Begriff der Suppe in Italien auf die Brotsuppe und allenfalls auf die Fischsuppe, die Muschel-

Digitized by Google

suppe, die Schotensuppe beschränkt geblieben ist, hat sich für die Suppe überhaupt das Wort Minestra eingebürgert, dies ein echt italienisches Wort, soviel wie das Administrirte, das Gereichte und Aufgetragene schlechthin (minestrare, anrichten, zu Tisch geben, ganz eigentlich vom Austheilen der Suppe und dem Austhun in die Teller). Sobald die Suppeneinlage nicht in Brot, sondern in Reis oder Nudeln besteht, spricht der Italiener nicht mehr von der Zuppa, sondern von der Minestra. Und auch hier wieder ist die eigenthümliche Verschiebung der Begriffe zu beobachten, daß dem Volke die eingelegten Teigwaaren, die in Italien bekanntlich in großer Auswahl und in ausgezeichneter Qualität vorhanden sind, allmählich als die Hauptsache erschienen, so daß die Nudeln schlechthin zur Minestra avancirten und auch dann noch: Minestra hießen, wenn sie ohne alle Fleischbrühe administrirt, nur mit Butter und Parmesankäse aufgegeben wurden. Man hat also in Italien nicht bloß eine Minestra sul Brodo, sondern auch eine Minestra al Burro e Parmigiano, und alle abgeschmelzten Nudeln werden in Italien als Suppe betrachtet und an Suppenstelle gegessen, während wir sie in diesem Falle nicht für Suppe, sondern eher für eine Art Gemüse und Zukost gelten lassen. Nun, schon eine Nudelsuppe wird am Ende mehr gegessen als getrunken; eine trockene Nudelsuppe ist vollends kaum mehr als Vorkost zu betrachten, bei ihr überwiegt das Nahrungsmittel den Genuß und den bloßen Reiz bedeutend, daher ist sie auch die Minestra κατ' ἐξοχήν.

Die Suppe kann also, wenn sie nicht aus einer bloßen Kraftbrühe, dem sogenannten Consumè besteht, bereits für den Anfang der eigentlichen Mahlzeit gelten; denn wenn sie das Angenehme mit dem Nützlichen noch verbindet, so thuen das mehr oder weniger alle Gänge, die sämmtlich darauf angelegt sind, den entfliehenden Appetit mit Schlingen festzuhalten und

Digitized by Google

wie eine verlöschende Gluth von neuem anzufachen. Omne tulit punctum, qui miscuit Utile Dulci. Dazu soll das Radieschen, der geriebene Meerrettich, die Essigkaper und der Senf, die Radice, der Ramolaccio, der Cappero und die Senapa beim gekochten Rindfleisch, dem nach der Suppe gegessenen Lesso dienen — das bezwecken die Citronenscheiben, mit denen man den Seefisch, das Oelgebackene und fast jedwede Fleischspeise garnirt — diese Bestimmung hat am Ende auch das Salz und der Salat, ohne den der Braten, der Arrosto undenkbar ist. Ein Pollo arrosto, ein Huhn am Spieß gebraten, eine Insalata, ben salata, ben condita e meglio oliata, e da un matto rivoltata, und ein Fiasco Chianti bildet für sich allein ein königliches Desinare, bei dem man füglich alle Entrees und Relevés, alle Ragouts und Manicaretti entbehren kann. Das Huhn steht unter dem Geflügel obenan, wie unter dem Fleisch das Kalbfleisch. Was auf dem italienischen Tische fehlt, ist der Hasenbraten, der Hase liegt hier gewöhnlich im Pfeffer; und der Gänsebraten, denn man ißt hier nur junge Gans. Man hat das Sprichwort:

Porco d'un mese, Oca di tre:
Mangiar da Re.

Wenn man beim Salat ist, so ist man so gut wie fertig, daher es von einem, der noch viel vor sich hat, heißt: non essere ancora alla Insalata. Unmittelbar nach dem Braten wurde sonst die Tafel aufgehoben und abgedeckt, aufgestanden und Obst herumgereicht, wie neuerdings der Kaffee. Erst später ward es üblich, sitzen zu bleiben, das Mahl noch zu verlängern und zunächst ein Gemüse, zum Beispiel den grünen Spargel, oder eine süße Speise (un Dolce) als Entremets, und erst dann, immer noch bei Tische, die Früchte, le Frutte zu genießen, die mit dem Dessert gleichbedeutend sind. Daher sagt man auch:

Digitized by Google

essere alle Frutte für fertig sein, und: giungere alle Frutta für spät kommen. Es ist der dritte und letzte Act des dreiactigen Dramas, und er hat einen ganz neuen, eigenartigen Charakter. Der Zweck der Sättigung ist erreicht; daher läßt auch nun unser verständiger Wirth die alten Reizmittel, die Säuren und die Salze gänzlich fallen. Nur ein einziges behält er noch bei: den Käse, der aber nicht mehr anspornen, sondern die Verdauung befördern und wie es heißt: den Magen schließen soll. Dafür versucht er jetzt noch mit andern Mitteln, gleichsam mit Schmeicheleien dem Magen beizukommen; mit süßen Speisen, mit Aromen, mit Fenchel und Sellerie und mit jenen auserlesenen Früchten, die bisher unberührt in der Mitte der Tafel standen. Und dazu giebt er jetzt auch süße und starke Weine, Aleatico und Vin Santo, wohl auch den italienischen Schaumwein, den Asti spumante, wohl auch ein Gläschen Maraschino oder Rosolio; oder die in Rum eingelegten Kirschen und Pfirsiche, die selbst so stark wie Liköre geworden sind. Zucker und Alkohole, den alten Römern unbekannte Genüsse, räumen mit dem Appetite auf und nehmen weg, was noch übrig bleibt. Noch eine Schnitte Pfirsich in den Wein, noch ein Bissen Stracchino oder Gorgonzola, ein letztes Brindisi: und die Gesellschaft erhebt sich mit jenem Brio, wie es Wein und Glanz und Liebe bei diesem geistreichen Volke mit sich bringen, der Kaffee erscheint, der jetzt den eigentlichen Nachtisch zu bilden pflegt, und es beginnt die glückselige Zeit des Dopodesinare.

Unter kleineren Verhältnissen liefert oft ein einziger großer Vogel, zum Beispiel ein Truthahn, für sich allein Vorkost, Braten und Entremets, also die drei stereotypen Gänge, die aber dann auch auf dreimal eingenommen und zu drei eigenen Mahlzeiten erhoben werden. Heute ißt die Familie das Klein, morgen den Braten selbst, übermorgen die Fülle, il Ripieno di Tartufi. Eine analoge Steigerung besteht auch in der Liebe,

Digitized by Google

wo auch die Dame zuerst das Gänseklein, la petite Oie gewährt — es ist merkwürdig, wie dieselbe Scala, die Dreitheilung beständig wiederkehrt. Ja, sie wiederholt sich im Handel und Wandel und bei allen Geschäften, die abgeschlossen werden.

Eine ähnliche Dreitheilung beliebt nämlich der Italiener auch wenn er seinen großen Geldhunger stillen will. Bei Geschäften, wenn es ans Bezahlen geht und der Geizhals gefüttert wird. Auch das Geld soll nämlich nicht auf einmal, sondern in drei Raten gegeben, auch dieser Hochgenuß auf drei gebracht, gleichsam auf drei Gänge vertheilt werden. Erst führt sich der Mann, wie ein Voressen das Draufgeld zu Gemüthe. Dann seinen Braten, das Geld. Zuletzt schluckt er das Trinkgeld.

Das Draufgeld ist aus dem sogenannten Gottespfennig hervorgegangen, der in Frankreich: Denier à Dieu, in Italien: Danajo di Dio heißt. Wenn jemand ein Haus kaufte oder miethete und die Sache mündlich abgemacht war, so gab er dem Verkäufer zur Sicherheit ein Stück Geld, das dann zu irgend einem guten Werke verwendet wurde und gewöhnlich der Armenkasse zufiel. Nach altdeutschem Brauche mußte den contrahirenden Theilen, beziehentlich den Zeugen, corollarii vice, auch zu trinken und der sogenannte Leit, d. h. eine Bowle gegeben werden, worauf der Kauf den Namen des Leitkaufs oder des Leikaufs annahm und der als Zeichen des Einverständnisses gethane Trunk selber: Leikauf hieß; man nannte das: zu Leikauf geben, den Leikauf trinken (latinisirt Licopium, sonst Biberagium, italienisch Beveraggio). Der Leikauf besteht auch in Frankreich: souvent on ajoute au prix du Bail un Pot-de-Vin; man trinkt hier allgemein le Vin du marché. Allmählich wurde, wie gewöhnlich, eine Summe Geldes, Trinkgeld dafür gegeben, und noch später verwandelte sich sowohl der Gottespfennig als auch der Leikauf in ein Angeld, d. h. eine Anzahlung, wie sie schon nach römischem Rechte unter dem Namen

Digitized by Google

Arrha, ja, schon bei den alten Phöniziern und Hebräern unter dem Namen Arrabon bei Abschließung von Verträgen als Unterpfand a conto geleistet wurde und noch geleistet wird. Sie wird immer von demjenigen Theil gemacht, der am ersten abspringen und wortbrüchig werden könnte; also in vielen Fällen vom Inhaber des Gegenstands und vom Verkäufer. Immer gilt als Regel, daß derjenige, der die Arrha gegeben hat, dieselbe im Falle des Zurücktretens verliert; und derjenige, der sie genommen hat, im Falle des Zurücktretens das Doppelte bezahlt. Läuft dagegen alles glatt ab, so wird die Arrha jenachdem entweder zurückgegeben oder bei der Abrechnung verrechnet.

Zum Beispiel, man bestellt einen Wagen zu einer mehrtägigen Tour in die römische Campagna. Man läßt sich von dem Kutscher das Angeld geben, meinetwegen 5 Lire. Diese 5 Lire sind ein Pfand; wenn uns der Kutscher, der vielleicht eine andere Gelegenheit hat, im Stich läßt, so ist er um seine 5 Lire. Wollten wir aber zurücktreten, nachdem wir seine 5 Lire genommen haben, weil wir uns inzwischen anders besonnen haben, so dürfte er uns um 10 Lire büßen. Die 5 Lire giebt er uns, sobald wir ihn in Pflicht nehmen, zum Zeichen, das alles richtig ist: auf die Hand — das Handgeld ist ursprünglich dieses zum Pfande gegebene Geld. Wenn ein Krämer seinen ersten Erlös am Tage Handgeld nennt, so bildet er sich ein, das Publikum habe sich ihm verpflichtet und ihm mit diesem ersten Gelde ein Unterpfand der Treue geben wollen. Der Italiener hat noch den alten Ausdruck Arra, der vollständiger: Arrabo lautet, aus dem Semitischen stammt und als Handelswort ins Griechische, Lateinische und Armenische übergegangen ist; er braucht ihn jedoch nur bildlich. Er spricht z. B. von einer Arra di Pace, einer Arra di Amicizia, wie denn wohl auch einmal ein Kuß als Arrha, pour Arrhes, im Fran-

zösischen ist das Wort ein Plural, gegeben werden kann. Im bürgerlichen Rechte gilt in Italien die Zusammensetzung Caparra (capere Arrham).

Der Verlobungsring ist eine Arrha, die einst beim Brautkauf anstatt des Geldes gegeben ward; erst später, als man die Sache nicht mehr verstand, hat man ein Symbol der Ehe daraus gemacht. Wenn eine Verlobung zurückgeht, pflegen jetzt die Ringe zurückgegeben zu werden. Das ist ganz gegen den ursprünglichen Sinn dieses uralten Pfandes, das den Eltern der Braut gehört und bei einem Treubruche verfällt. Im Mittelalter setzte ein Verlobter noch mehr ein als einen Goldreif: Buondelmonte mußte es am Ostersonntag des Jahres 1215 in Florenz mit dem Leben büßen, daß er die Amidei sitzen ließ.

Das Angeld, das man selbst gegeben hat, wird bei Regelung der ganzen Angelegenheit in Abrechnung gebracht, ist also nur als eine im voraus geleistete Abschlagszahlung zu betrachten. Nur ausnahmsweise, wie beim Dingen der Dienstboten, beläßt man den Leuten das eingehändigte Angeld und schenkt es ihnen. Es ist also wie die Suppe nicht allzuviel werth, nur eine Art Reizmittel, nur ein Hors d'oeuvre, das den Beutel auf die richtige Mahlzeit vorbereitet; deshalb thut es noth, daß das Essen selbst, will sagen die Bezahlung möglichst reichlich ausfalle. Der Preis kann gar nicht zu hoch gestellt werden; die Hauptsache ist freilich, daß ihn der Fremde zahlt. Wenn er aber reinfällt und zahlt, welch ein Gaudium! — In Venedig würzte man einst die Speisen mit Gold, in Florenz trug man im Mittelalter Pfauen und Fasanen mit vergoldeten Schnäbeln und Füßen auf — in Neapel vergolden die Fleischer das ganze Jahr hindurch das Fleisch, wie wir die welschen Nüsse und die Aepfel, die wir an den Christbaum hängen. Sogar das Gelgebackene wird in Italien vergoldet, indem es in Ei und Semmel gewendet wird; man nennt es dann:

Digitized by Google

Fritto dorato. Man trinkt Gold, man berauſcht ſich in Goldwaſſer und Goldtinkturen, man heilt den chroniſchen Alkoholismus mit der wunderthätigen Goldkur. Alles das iſt nichts gegen das reine Gold ſelbſt. Auri sacra fames! — Wer dieſes allmächtige Metall einmal gekoſtet hat, kann es nicht mehr entbehren; es iſt ſein Leibeſſen, ſein Pollo, ſein Siegfried, nach dem er das Maul aufſperrt wie Fafner — wie es Wagner ſo ſchön und ſo ſinnig ausdrückt: ihn hungert ſein.

Und doch, Schade auf das Gold! Was wäre das beſte, das ſplendideſte, um mich echt italieniſch auszudrücken: das lauteſte Eſſen ohne Nachtiſch? — Das Deſſert bildet ſtets den glänzendſten und anmuthigſten Theil, die Krone einer Mahlzeit. Die Hauptfreude iſt immer und überall das Deſſert. Ohne die Vier Bettler kein Vergnügen. Und ſo giebt es keine ordentliche Bezahlung ohne Trinkgeld. Kein Gold ohne Trinkgold.

Das iſt ein Axiom und allgemeine Regel, ſo gut wie der Genuß der Frutte zuguterletzt; das Trinkgeld gehört zu den drei Lebensbedürfniſſen. Ueber den Punkt läßt ſich ſtreiten. Die Dreitheilung bei Tafel hat ihr Gutes, ſie beruht auf richtigen Grundſätzen; daß ſie bei Abrechnungen mit Schiffern und Kutſchern gänzlich irrationell iſt, liegt auf der Hand wie das Handgeld.

Von dieſem will ich nicht weiter reden, es ändert am Preiſe nichts; aber ein Trinkgeld, das zu geben Pflicht iſt, das von vornherein ſtipulirt und ausgemacht wird, bedeutet eine Lohnerhöhung. Man will in Sorrent eine Partie, meinetwegen nach Capri machen. Man ſchließt mit dem Flottenadmiral Gennaro, dem famoſen Gennaro, der ſo ſchöne deutſche Lieder ſingt, einen Vertrag: er will uns mit ſeinem Sohne bei günſtigem Winde in dem Bismarke Vormittags nach der Inſel des Tiberius und Abends wieder zurück nach der Piccola Marina bringen. Der Preis? — Je nun, 15 Lire und das Trinkgeld. La mi darà quindici Lire e la Buonamano. Es fehlte nur

Digitized by Google

noch, daß er sagte: Sie geben mir 15 Lire und 3 Lire Trinkgeld; das kommt nämlich thatsächlich vor. Und es ist vielleicht unter Umständen vortheilhaft, auf diese seltsame Manier der Italiener einzugehn und die Bezahlung auf zwei Posten zu bringen statt auf einen. Der Mann wird nämlich allenfalls etwas vom Preis nachlassen, wenn ihm nur das Trinkgeld, das gute Trinkgeld sicher ist, das alle Verluste aufwiegt; und in Hoffnung auf das Trinkgeld ein Engel an Zuvorkommenheit und Gefälligkeit sein. Er betrügt sich selber; er thut wie gewöhnlich alles für eine Hoffnung und nichts für ein Deputat, er zieht wie die Menschen immer dem Gewissen das Ungewisse vor. Aber die gebildeten Deutschen lassen sich doch nicht betrügen; sie sind doch nicht so naiv, sich etwa einzubilden, daß sie auf diese Weise billiger wegkämen. 15 Lire und 3 Lire dazu macht 18 Lire nach Adam Riese; ob man die drei letzten Lire Trinkgeld nennt und nicht gleich mitberechnet, sondern erst am Schlusse, bleibt sich gleich. Was nicht mehr von mir und meinem guten Willen abhängt, ist gar kein Trinkgeld mehr, und wenn ich mich vollends zu einem Fixum verpflichtet habe, so müßte ich strenggenommen im Falle besonderer Zufriedenheit noch ein Extratrinkgeld geben, sonst hat ja der Mann nichts von mir. Auf diese Weise kann es freilich dazu kommen, daß der normale Lohn vom Trinkgeld erst aufgewogen, ja, nach und nach völlig absorbirt wird. So ist es thatsächlich schon einmal gewesen. Und dann fängt die Komödie wieder von vorn an.

Digitized by Google

VIII.

Opfere einen Hammel!

Wenn die Pilger das heilige Gebiet von Mekka betreten und den Ihram angelegt haben, erhebt die Karawane den Schrei: Labik, das heißt: Zu Dir flüchte ich. Sie werfen sich schluchzend nieder, den heiligen Boden zu küssen, ein tausendstimmiges Jauchzen, Heulen, Weinen, Seufzen erfüllt die Wüste, ungezählte Arme werden zum Himmel emporgehoben, der ganze, grenzenlose Fanatismus des Islam kommt zum Durchbruch. Alles aber übertönt gewaltig ein Ruf, der Pilgerruf Labik. Er begleitet fortan die ganze Wallfahrt; er wird immer und immer wieder, angesichts jedes einzelnen Heiligthums und bei allen Andachtsübungen ausgestoßen. Nur ein Wort hört man annähernd ebenso häufig, ein minder frommes, wenn gleich nichts weniger als irreligiöses Wort, die Phrase: Etba Kebsch! — Das heißt: Opfere einen Hammel (atâ, schenken, geben, Kebsch, Widder, Hammel).

Ein Hammel wird dürftigen Pilgern als Almosen gegeben und zugleich als Ordnungsstrafe bezahlt, schon Abraham opferte bekanntlich einen Widder; er ist das Alpha und Omega der mohamedanischen Bußlehre. Ein Hammel sühnt jede Sünde des Hadschi, ein Hammel deckt die Unterlassung eines der vorgeschriebenen heiligen Bräuche zu: ein Hammel entschuldigt es,

Digitized by Google

wenn sich der Pilger zu einer leichten Tänzerin verirrt oder wenn er in einer elenden Opiumkneipe hängen bleibt. Die Buße ist keine leichte; die Sündenböcke kosten in Mekka während der Saison ein Sündengeld, vier- bis fünfmal so viel als anderwärts.

Dasselbe Almosen vertheilen die Araber bei Festlichkeiten auch zu Hause, wie denn die Pflicht der Wohlthätigkeit nirgends in ausgedehnterem Maße und gewissenhafter erfüllt wird als im Bereiche des Islam. Keine Hochzeit in den höheren Ständen, an der nicht zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig Schafe für die Armen geopfert würden. Das Schaf bildet bekanntlich die Basis der Fleischnahrung im Orient. Am Bairamfeste, an dem jeder Muslim ein Schaf zu schlachten gehalten ist, werden in Constantinopel Hunderttausende von Lämmern und Zickelchen zu Armenspeisungen bestimmt. So viel bekamen nicht einmal die Armen von Moskau bei der Czarenkrönung. Aber auch den Charakter eines Sühnopfers haben die Thiere noch — das Opfer ist jedenfalls der ursprüngliche Zweck, die Wohlthätigkeit nur Nebenzweck gewesen, erst nachmals das überflüssige Fleisch den Armen überlassen worden, wie denn auch die Schafe bei der arabischen Hochzeit das Brautpaar zu schlachten hat. Als am 20. Mai 1888 die Bahn Belgrad-Saloniki eröffnet und die Verbindungsschiene an der serbisch-türkischen Grenze eingefügt wurde, brachten die türkischen Soldaten drei Hämmel, legten sie mit den Köpfen gegen die Sonne auf die Schienen und schlachteten sie auf der Stelle, damit alles Unheil, welches dem Werke drohe, auf die geopferten Thiere abgelenkt, alle Schuld durch das Blut der Opferthiere abgebüßt werden möge. So betete der Hodscha. In China werden beim Bau der Sibirischen Eisenbahn Kinderopfer gebracht. Der Umstand, daß die Thiere rito mit dem Blick gegen die Sonne sterben müssen, es wird nie anders geschlachtet,

Digitized by Google

ſcheint darauf hinzuweiſen, daß auch im Islam etwas Sonnencultus übrig geblieben iſt.

Auch die chriſtlichen Orientreiſenden haben einen Hammel zu opfern, wenn ſie ſich ein Verſehen gegen die Bräuche der Mohamedaner zu Schulden kommen laſſen, mit den Wölfen muß man heulen: während der Nilfahrt, auf ſeiner Dahabîye wird man von der Mannſchaft wiederholentlich gemahnt, ein Lamm, ein Charûf zu ſpendiren. Sehr häufig heißt es, ſie hätten keine Kräfte mehr zum Rudern, weil ſie lange kein Lamm gegeſſen hätten. Auch dieſes Lamm muß mit dem Blick gegen die Sonne verenden, ſonſt würden ſie ſich der Sünde befürchten; ſein Blut den Vorderſteven färben, ſein Vlies die Marsſtenge ſchmücken. Das Lammſchlachten iſt ein Feſt, wie in Europa das Schweineſchlachten — ſie reißen die Nieren aus den rauchenden Eingeweiden und verſchlingen ſie roh, indem ſie ſie mit Galle und Citronenſaft beträufeln — ſie blaſen die Lunge auf, wie in Frankreich die Kinder die Schweinsblaſe aufblaſen. Dann füllen ſie das ausgeweidete Lamm mit Datteln und braten es mit ſammt ſeinem Felle in einer Grube unter glühenden Kohlen wie die Samoaner ihre Schweine.

Der Südſeeinſulaner, der keine Bratpfanne hat, hebt eine Grube aus, belegt ſie mit erhitzten Kieſelſteinen, breitet grüne Kaſtanienblätter darüber, füllt das Schwein ſelbſt mit heißen Steinen und Kaſtanienblättern und ſchiebt es dann in dieſen natürlichen Backofen, indem er es wieder mit glühenden Steinen und Baumblättern bedeckt. Zum Ueberfluß legt er auch noch eine wollene Decke über ſeinen Ofen. In anderthalb Stunden iſt das ganze Schwein geſchmort, die Braröhre wird geöffnet, der Braten herausgenommen und auf der Stelle zerlegt und noch warm verzehrt. In Samoa iſt das Schwein das vornehmſte Opferthier. Im Zoologiſchen Garten zu Leipzig iſt ein ſolches ſamoaniſches Bratfeſt ſchon mehrmals veranſtaltet

Digitized by Google

worden, indem der Besitzer desselben den angeworbenen Samoanern wiederholt zu diesem Zwecke Schweine zur Verfügung stellte und ein eigenartiges, stylvolles Trinkgeld gab.

In Italien wird alle Jahre am Charfreitag im Vatican ein Lamm geopfert. Dieses Lamm hat seine Vorgeschichte, die am 21. Januar, am Feste der heiligen Agnes anhebt. In der alten Kirche, die Constantin der Große auf Bitten seiner Tochter Constanze über dem Grabe des Jungfrauenlammes gegründet hat, findet an diesem Tage die Lämmerweihe statt. Auf dem Hochaltar liegen, rosenbekränzt und mit seidenen Bändern geschmückt, zwei Schäfchen, wunderbare, lebendige Symbole: nach dem Hochamte vollzieht der Abt von San Pietro in Vincoli die Einsegnung der beiden Thiere, worauf sie einem Würdenträger vom Lateran übergeben werden, der sie dem Papste bringt. Der heilige Vater bestimmt ein Nonnenkloster, in dem sie auferzogen werden sollen, gewöhnlich das Jesuskindleinkloster gegenüber Santa Pudenziana, aber auch das des heiligen Lorenz in der Schinkensemmel (in Pane e Perna) oder die Kapuzinerinnen: aus ihrer Wolle werden die Pallien, die Abzeichen der katholischen Bischöfe gewebt, welche sie wie gute Hirten, anstatt der Schafe selber, mit Freuden auf ihre Achseln legen und heimtragen. Da der Apostel Petrus der erste gute Hirte war und ihm der Heiland seine Schafe zu weiden ausdrücklich anbefahl, so werden die Pallien am heiligen Abend vor dem Feste Petri auf seinem Grabe in Sanct Peter niedergelegt und hierselbst vom heiligen Vater den abendländischen Erzbischöfen verliehen. Eins der beiden Lämmer aber kommt am nächsten Charfreitag in den Vatican, allwo es geschlachtet wird, und am Ostersonntag auf die päpstliche Tafel. Agnos vivos volunt vorare et in pariete pictos adorare, warf der Bischof Claudius von Turin den Katholiken vor. Aber natürlich darf das Lamm erst am Sonntag, noch nicht am Freitag,

Digitized by Google

beileibe noch nicht am Freitag verspeist werden — der Charfreitag ist Abstinenztag, an ihm darf kein Katholik Fleisch essen, auch der Papst nicht. Ich bemerke das bloß, weil einmal ein Schriftsteller behauptet hat, das Lamm würde schon am Charfreitag vom Papst gegessen.

Das Opferlamm ist also ein Osterlamm geworden: von nun an werden in ganz Rom Agnelli, Frühjahrslämmer geopfert und gebraten, während bis dahin seit Weihnachten nur der sogenannte Abbacchio, d. h. Fleisch von Monatslämmern auf den Tisch kam. Das Osterlamm, das Agnello pasquale, das Agnello benedetto ist in ganz Italien, ja, in der ganzen katholischen Christenheit am Ostersonntag fällig und der obligate Festbraten, wie in Thüringen Hammelbraten mit Rohe-Kartoffelklößen der Sonntagsbraten ist; sogar in Athen, wo das Passahlamm nach den vierzigtägigen Fasten mit Heißhunger erwartet und noch ganz nach jüdischer Manier genossen wird. Heerdenweise werden die Osterlämmer gegen Ende der Charwoche von den Albanesen in Attika angetrieben; heerdenweise werden sie an der Lampri, dem glänzenden Feste verspeist. Die Griechen, die viel strenger fasten als die römischen Katholiken, sind dann mitunter so nahrungsbedürftig, daß sie das Passahmahl gar nicht erwarten können und sich am liebsten in der Osternacht zur Ostervigilie ein Stück Lammsbrust mit in die Kirche nehmen, wo jetzt der ganze Hofstaat versammelt ist und die Priester betend um den gläsernen Sarg herumstehen, um sofort einzuhauen, wenn es 12 Uhr schlägt, der Bischof hervortritt und verkündet, daß Christ erstanden sei, Pauken und Trompeten erschallen, die Musik einen munteren Marsch spielt und alle Menschen einander um den Hals fallen und sich küssen. Draußen donnert Schuß auf Schuß, Raketen steigen empor, Fackeln werden angezündet, die jungen Burschen, jeder mit seinem Lichte in der Hand, tanzen in einer langen Reihe durch

Digitized by Google

die Stadt; die Frauen aber machen Feuer an, die Männer schlachten Lämmer und braten sie auf der Straße.

Opfere einen Hammel! Opfere einen Kastraten! — Man nennt das verhammelte Bocklamm in Italien kurzweg: il Castrato, was daran erinnert, daß die russischen Kastraten, die Skopzen kurzweg: Schöpse heißen, indem eben Skopz und Schöps ein und dasselbe Wort ist. Uebrigens ist das Lamm, wenn das Königreich auch an 7 Millionen Schafe hat und an 10 Millionen Kilogramm Wolle erzeugt, in Italien nicht von der Bedeutung wie im Orient und in Griechenland. Die Lammschlächter (Agnellai) bilden zwar eine eigene, von den Bockschlächtern (Beccai), den Charcutiers (Pizzicagnoli) und den eigentlichen Fleischern, den Macellari, den Metzlern oder den Metzgern, unterschiedene Zunft; aber die Hauptrolle spielt in der italienischen Küche vom Fleische vielmehr das Kalbfleisch, beziehentlich das Milchkalbfleisch, von Milchkälbern, die noch saugen oder künstlich mit Milch und rohen Eiern aufgefüttert werden und die so kostbar sind wie in Frankreich die Veaux de Pontoise. In Deutschland kennt man das Milchkalbfleisch kaum, obgleich selbst Goethe in Sorrent damit herausgefüttert werden sollte und schon Vater Abraham, als er den drei Männern im Haine Mamre eine Ehre anthun wollte, ein zart gut Kalb, d. h. ein Milchkalb holte — tulit inde vitulum tenerrimum et optimum, wie es in der Vulgata heißt (Genesis XVIII, 7). Das Milchkalbfleisch heißt in Italien (nach dem Zeitwort mungere, saugen) Mungana oder Mongana, ein Wort, das bis nach Frankreich gedrungen ist, denn hier sagte man noch im 17. Jahrhundert: Veau Mongane für Veau de Lait; in Toscana sagt man ebenfalls: Vitella di Latte. Die Vitella, das Kalbfleisch giebt namentlich in Toscana die eigentliche Basis der Ernährung ab: so ein kälbernes Bratl ist mein Leben, meint die Florentinerin. Chi disse Vitella, disse Vita.

Digitized by Google

An der Wand eines Speisesaales in London fand ich einmal in Goldschrift einen Ausspruch des Hippokrates angeschrieben. Er lautete ungefähr so: alle Menschen werden mit einerlei Anlagen geboren. Daß sie sich verschieden entwickeln, kommt daher, daß sie verschieden essen. Darunter hatte ein Unbekannter bemerkt: Kein Genie möglich ohne Braten. Wenn es ein Florentiner gewesen wäre, hätte er vielleicht dazugesetzt: Kein Genie ohne Kalbsbraten. Der Phosphor im Fisch erleuchtet das Gehirn. Aber Bouillon von Kalbfleisch speist die Lebenslampe. Chi disse Vitella, disse Vita.

Wenn die alten Griechen und Römer, so gut wie die alten Deutschen das Schweinefleisch hoch schätzten und es (mit Plutarch) als das beste, das rechtmäßige, τὸ δικαιότατον κρέας betrachteten: so halten es die modernen Italiener vielmehr mit den alten Aegyptern, deren Könige tagaus tagein nur die Wahl zwischen Kalbsbraten und Gänsebraten hatten, wozu ihnen eine halbe Flasche Wein gestattet war. Als das beste Fleisch wird das Schweinefleisch auch in der Edda hingestellt und daher den Seligen in der Walhalla täglich Wellfleisch vom Sährimnir vorgesetzt, wie denn auch das schlesische Himmelreich aus Schweinefleisch, Backobst und Klößen besteht. Die Italiener verachten zwar das Schweinefleisch nicht, sie freuen sich wie die Deutschen aufs Schweineschlachten, auf die Maialatura zwischen November und December, und zählen zu den berühmten Wurstmachern und Schinkenhändlern Europas. In Toscana genießen die Schinken aus dem Casentino, im übrigen Italien die der Abruzzen eines hervorragenden Rufes; Neapel ist eine alte Schinkenstadt und Bologna eine alte fette Wurststadt, wo man namentlich die Myrthenwurst, die sogenannte Mortadella, mit Myrthenbeeren gewürzte Wurst, lateinisch: Farcimen murtatum oder myrtatum, in unvergleichlicher Güte herstellt. Aber das frische Schweinefleisch wird im Großen und Ganzen mit

Digitized by Google

Geringschätzung betrachtet, gekocht niemals, überhaupt nur im Winter genossen, und höchstens das Spanferkel oder Milchschweinchen, frisch am Spieß gebraten, der Beachtung werth gefunden. Zu Mariä Geburt, am 8. September, wo das Schweineschlachten langsam wiederbeginnt, zieht halb Rom nach Grotta Ferrata, wo dann Jahrmarkt ist, um gefülltes Spanferkel, Porchetta zu essen und weißen Wein zu trinken.

Das Volk aber, zumal das neapolitanische hat überhaupt nicht immer Fleisch, wie denn auch in Griechenland, d. h. auf dem Lande, bei den Hirten, den Bauern und den Handwerkern, außer dem Osterlamm herzlich wenig Fleisch, ja sogar selten warm gegessen wird. In Unteritalien werden bekanntlich die Maccaroni angebetet; wenn der Lazzarone einen Teller voll Nudeln hat, mit Butter oder Paradiesäpfelsauce begossen und mit geriebenem Käse bestreut, so tauscht er mit keinem Könige in der Walhalla. Er läßt sie sich wohl gleich in die Mütze oder in den Hut geben, jedenfalls geht er gar nicht erst ins Wirthshaus, denn die Sitte, unter freiem Himmel aufzutragen und dem Publikum Teller mit abgefaßten Portionen hinzusetzen, ist in Neapel allgemein — er nimmt seinen Teller in die eine Hand, mit der andern Hand hebt er seine Maccaroni in die Höhe: den Kopf zurückgewandt, labt er sich einen Moment am Anblick der niederhangenden Götterspeise und fängt mit offenem Munde die herabträufelnde Butter auf. Das ist der Vorschmack der Seligkeit: dann verschlingt er die dicken, röhrenförmigen Nudeln auf einmal, wie eine Ohreule oder eine Schlange frißt. Er vertilgt auf diese Weise in drei Minuten ein Kilogramm. Er vertilgt noch einmal so viel, wenn man's ihm bezahlt.

Mangeremo molti Maccheroni, Signore! — so heißt es in Neapel, wenn es in Kairo, in der Wüste oder auf der Nilbarke: Opfere einen Hammel! — geheißen hat. Das blutige Opfer ist wie gewöhnlich durch ein unblutiges abgelöst und das

Digitized by Google

Opferthier, das einst für den eigenen Sohn untergeschoben wurde, nun wieder durch die Früchte des Feldes, durch ein Gebäck ersetzt worden, dies der Lauf des Cultus und der religiösen Entwickelung. Die Substitution ist praktisch und bequem; man kann öfter eine Schüssel Maccaroni kochen lassen, zu denen Wasser getrunken wird, als einen Hammel opfern. Freilich müssen sie frisch gemacht und jung sein wie das Lämmlein, welches sie vertreten — grün, vierdi sein, wie der Kunstausdruck lautet. Der Neapolitaner ißt nur grüne Nudeln und verschmäht schon solche, welche eine Woche alt sind.

Westlich von Neapel liegt ein Todtes Meer, der Averner See, über den wie über den Asphaltsee in Syrien kein Vogel fliegt, und der eben deshalb von den Griechen Unteritaliens: der vogelarme See (Ἄορνος λίμνη) genannt ward. In diese düstere Gegend, über die eine stille Trauer, ein räthselhaftes Schweigen gebreitet ist, haben die Alten den Eingang ins Todtenreich verlegt, jeder Krater, und der Averner See ist ein alter Vulkankrater, führt ja in die Hölle — am südlichen Ufer des Sees ist die Grotte der Cumäischen Sibylle, zu der Aeneas ging, als er an der Küste von Campanien gelandet war, und die ihn durch den Schlund des Avernus in die Unterwelt geleitete. Auch sie hieß den Aeneas zu dem Behuf einen Hammel opfern: wie Circe den Odysseus bei seiner Hadesfahrt anwies, zwei schwarze Schafe für die Unterirdischen zu schlachten, so muß auch Aeneas der Nacht und der Erde ein schwarzes Lamm und zwar ein weibliches, atri velleris agnam, darbringen, ohne das wäre er nicht lebendig wieder herausgekommen (Aeneide VI, 249).

Die Grotta della Sibilla Cumana wird noch gezeigt: es ist ein unterirdischer, größtentheils verschütteter Gang mit in den Felsen gehauener Treppe und drei Kammern, welche für Bäder der Prophetin ausgegeben werden, gleichsam ein unvollendeter

Digitized by Google

Tunnel und aller Wahrscheinlichkeit nach ein Werk römischer Zeit. Agrippa, der Schwiegersohn des Kaisers Augustus, hat seinerzeit hier bauen und canalisiren lassen, das meiste ist durch das Erdbeben vom 29. September 1538 wieder verschüttet worden. Dieser ganze vulkanische, von finstern Naturmächten unterwühlte Boden, aus dessen Spalten tödliche Gase aufsteigen, der in tausend grellen, unheimlichen, schwefelgelben Farben leuchtet und wo jeder Tritt widerhallt und ein dumpfes, unterirdisches Echo weckt, ist wohl geeignet, die Seele mit bangen Ahnungen, mit Gedanken an die Letzten Dinge zu erfüllen, um so mehr, als der Ernst der Landschaft so auffallend mit dem lachenden, brausenden Neapel contrastirt. Der vogellose See beruht keineswegs auf einer bloßen etymologischen Spielerei — Dunsthöhlen, Hundsgrotten und Todeslöcher, die Kohlensäure aushauchen, giebt es ja hier in Menge, so gut wie bei Pyrmont oder bei Tarasp oder am Laacher See. Auch über den Laacher See fliegt angeblich kein Vogel, er gleicht auch einem Todten Meere:

Bei Andernach am Rheine,
Da ist eine tiefe See;
Stillere ist keine
Unter des Himmels Höh.

Diese Mofetten mochten gelegentlich die Menschen, zumal die Frauen aufregen und rasend machen, wie die Dämpfe, die aus dem Delphischen Erdspalt aufstiegen und die Pythia begeisterten — die besessene Art und Weise, wie Virgil die Cumäische Sibylle durch ihre Höhle rasen und toben läßt, erinnert ganz an die Zuckungen und Krämpfe der Prophetin, die über dem dampfenden Schlunde zu Delphi auf einem Dreifuß saß. An solchen Stellen stand dann gewöhnlich ein Apollotempel, wie denn eben die Grotte der Sibylle am Abhange des Burgfelsens von Cumae und unter dem den Felsen krönenden Apollotempel lag. Was sonst von der berühmten Stadt Cumae

Digitized by Google

übrig ist, verschwindet gegen diese einzige arme Grotte, in der sich einst der Dichter der Aeneide inspirirt hat, in der Aeneas gewesen ist, wo jene kostbaren, mit dem dreifachen Preise bezahlten Manuskripte, die Sibyllinischen Bücher entstanden sind.

Man muß in Pozzuoli einen Führer nehmen, der einem diese heiligen Stätten zeigt und, da sie wohlweislich unter gutem Verschlusse gehalten werden, aufthut. Dringt man mit ihm in die Sibyllenhöhle ein, so hört man wohl in dem mysteriösen Dunkel die Stimme der Seherin, wie sie sich von ihrem Gott ergriffen hebt und ausruft: Opfere einen Hammel! Duc nigras pecudes, duc atri velleris agnam! — Und man wird angenehm überrascht, wenn statt der Cumaeischen Sibylle ein anmuthiges Kind auftaucht, die Bäder der alten Hexe aufschließt und mit der wohlbekannten Einladung um uns herumtanzt: Mangeremo de' Maccheroni, Signore? Molti Maccheroni? — Wenn noch die alte Goldmünze existirte, die das Bild des Agnus Dei auf dem Avers hatte und die man Lämmleinsducaten nannte, so würden wir uns auch damit und vielleicht noch sinniger lösen können.

Digitized by Google

IX.

Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft. Das Douceur.

Il miele si fa leccare perchè è dolce.

Wenn unsere Italiener wären, so scheint es, nun versorgt: sie haben Brot, sie haben zu trinken, sie haben Handschuhe, kurz, alles was Menschen Begehr. Es fehlen nur noch die Cigarren für die Männer, die Süßigkeiten für die Frauen.

Die Cigarren zuvor. Nach Casimir-Périers Rücktritt bildete bekanntlich Ribot in Frankreich ein aus Radikalen und Gemäßigten gemischtes Ministerium, in dem er den Vorsitz und die Finanzen übernahm. Es kam nun dem Ministerpräsidenten darauf an, eine regierungsfreundliche Budgetcommission zu gewinnen; und als Haupttrumpf gedachte er den Tabak auszuspielen. Das Tabakmonopol bietet der Regierung in Frankreich so gut wie in Italien und in Oesterreich ein Mittel, wohlgesinnte Leute, Günstlinge, Kreaturen, Mätressen der einflußreichen Parlamentarier unterzubringen. Eine Verkaufsstelle der Tabakregie, ein Débit de Tabac, eine Tabaks-Trafik bietet ein sicheres Einkommen, eine Versorgung.

Am Tage der Commissionswahl fanden also die Abgeordneten Briefe, deren Umschläge in der linken Ecke die Aufschrift trugen: Le Ministre des Finances. Cabinet des Ministres. Der Inhalt der Briefe lautete ungefähr wie folgt:

Digitized by Google

Monsieur le Député et cher Collègue!

J'ai l'honneur de vous en informer, que j'ai nommé Madame Pimpaneau-Pincebourde, laquelle vous m'aviez bien voulu recommander, maîtresse d'un Bureau de Tabac à Quimper-Corentin.

Le revenu du dit Bureau se monte à 1800 Francs.

Agréez, Monsieur le Député et cher Collègue, l'assurance de ma considération très-distinguée.

Le Président du Cabinet, le Ministre des Finances.
Ribot.

Die Abgeordneten, die für ihre Freunde und Wähler ſeit Jahr und Tag die Verleihung einer Tabaksverkaufsſtelle gewünſcht und erbeten hatten, ſahen ſich durch die Bank im Augenblicke vor den Wahlen zur Budgetcommiſſion mit Traſiken geſegnet. Es gab Leute, die mehrere erhielten, ſo Goblet und der Senator Cochery, die jeder drei erhielten; der Deputirte Horteaux bekam ſogar vier. Leer ging niemand aus. Die Italiener nennen das: unger le Carrucole, die Hapfen ſchmieren; der Tabaksladen war Herrn Ribots Pot de Vin.

Aber auch der Tabak ſelbſt kann ihn unter Umſtänden vertreten. Der Tabak iſt ſo gut ein Lebensbedürfniß wie der Kaffee, ſogar bei Prieſtern, ſogar bei vielen Frauen; Kaffee ohne Tabak eine Speiſe ohne Salz. Unter den kleinen Geſchenken, welche die Freundſchaft erhalten, ſtehen daher die Sigari, die Spagnolette, wie man in Italien gewöhnlich für Cigaretten (Sigarette) ſagt, und die Priſen, die man hier: Preſen nennt, obenan. In Aegypten kauft man den Leuten gewöhnlich Haſchiſch.

Die Italiener ſagen dem Tabak viel Böſes nach — ſie haben ſich ſogar gegen das Wort Tabak geſträubt, denn die Tabaksfabrik in Traſtevere, eine Schöpfung Pio Nono's und ein Neubau von 1863, heißt keine Fabbrica di Tabacco, ſondern etwas umſtändlich und antik: OFFICINA. NICOTIANIS. FOLIIS.

Digitized by Google

ELABORANDIS — sie behaupten in einem ihrer Sprichwörter, daß Wein, Tabak und Liebe den Menschen in Asche legen:

Bacco, Tabacco e Venere
riducon l'uomo in cenere.

Nichtsdestoweniger erkennen sie an, daß der Tabak auch Freunde mache wie Gott Bacchus und Frau Venus: il Tabacco concilia l'amicizie.

Uebrigens ist der Verbrauch von Tabak in Italien minder stark als in Oesterreich-Ungarn und in Deutschland; er beträgt das Jahr über auf den Kopf der Bevölkerung nur etwa 700 Gramm, bei uns dagegen mehr als das Doppelte (1500 Gramm). Und dabei helfen, wie gesagt, in Italien auch die Frauen mit, die nicht allzuselten rauchen und ihren Trinciato, ihren Pizzichino di Lucca und ihren Macuba schnupfen. Der letztere ist für die Nase Marzipan: er wird mit Zucker und Rosenwasser präpariert.

Seit 1865 besteht bekanntlich auch in Italien das Tabaksmonopol, das ursprünglich an eine Finanzgesellschaft, die Regia cointeressata, verpachtet, 1884 von der Regierung in eigenen Betrieb genommen ward und alljährlich an 153 Millionen Lire, 5 Lire pro Kopf abwirft. Wenn man nicht die etwas fragwürdigen Sigari Cavour, die schweren Virginia, die Toscani oder die Romani scelti rauchen will, ist man genöthigt, entweder Importen in Rom zu kaufen oder sich seinen Bedarf von der Heimath mitzunehmen und an der Grenze für 200 Stück Cigarren 20 Lire Zoll zu bezahlen, ein erstes kleines Geschenk, das man dem italienischen Staate macht. Die Buchholzen nähte ihrem Manne die Cigarren in den Rock, wie man sich sonst das Reisegeld einnähte. Dafür werden aber auch die weggeworfenen Stummel dieser doppelt und dreifach importirten Glimmstengel, die Mozziconi so eifrig gesucht wie die Cigaretten

Digitized by Google

des deutschen Kaisers, ja, unter dem Namen: Cicche noch gekannt (französisch mâcher une Chique, Tabak kauen). Die Cicca entspricht unserem Priemchen, was eigentlich soviel wie ein Pfläumchen ist. Mi dà cotesta Cicca? — bettelt der arme Italiener. Er will Priemchen haben und steckt das Endchen dankbar in den Mund. Dieselbe Scene habe ich in Ostpreußen oft erlebt, wo das Priemchen dem Kutscher angeboten wird und oft unmittelbar aus dem Munde des gnädigen Herrn in den des Rosselenkers wandert.

Eigene Ciccaiuoli gehen in den großen Städten nachts mit einer Laterne an einem Bindfaden umher, die weggeworfenen Cigarrenstummel aufzulesen und zu sammeln. Raccattano le Cicche. Sie werden wiederverkauft.

Pfui Teufel, was raucht Ihr für starken Tabak! — sagte der Teufel, als er eine Ladung Schrot in den Mund bekam. Die Cicche gefallen mir nicht; gebt mir lieber Chicche! — Das heißt nämlich: süße Sachen, ein italienisches Kinderwort. Gebt mir Dolce superiore, was lätschiger Tabak ist und so süß schmeckt wie das ägyptische Zuckerrohr; gebt mir Douceurs! — Süßigkeiten, Dolci sind im allgemeinen mehr Sache der Frauen. Süß ist freilich unsern Italienern alles was sie geschenkt bekommen, sie schlecken die Finger darnach, il Miele si fa leccare perchè è dolce; aber ich glaube schon bemerkt zu haben, daß man hier zu Lande auf eigentliche Süßigkeiten lange nicht so erpicht ist wie in der süßen Heimath oder in Frankreich, wo allerdings einst die Épices, d. h. die Pfeffertüten und die Zuckertüten bei großen Herren eine Hauptempfehlung waren und genau dieselbe Rolle spielten wie die Handschuhe. Die Épices des Juges wurden den Richtern seit den Zeiten des heiligen Ludwig reichlich vor dem Proceß und, wenn man gewonnen hatte, nach dem Proceß aus Dankbarkeit zugesteckt, so daß ihnen der heilige König verbieten mußte, für mehr als sechs Sols wöchentlich

Digitized by Google

anzunehmen, und Philipp der Schöne ein beſtimmtes Maß feſtſetzte, was ſie an Épices pro Tag in ihrem Hauſe verbrauchen dürften. Seit dem 14. Jahrhundert wurden die Bonbons wie gewöhnlich mit Geld abgelöſt, aber darum nicht etwa erlaſſen, im Gegentheil ausdrücklich bedungen und im voraus gefordert — in den Parlamentsakten des 15. Jahrhunderts lieſt man mehr als einmal eine Randbemerkung: Non deliberatur, donec solvantur Species. Wird nicht eher berathen, als bis die Bonbons bezahlt ſind. Dieſe Gewohnheit erhielt ſich in Frankreich bis zur Revolution; man ſpottete:

Si cet officier de justice
boit si souvent à ses repas,
Ami, ne t'en étonne pas,
il ne vit jamais que d'Épice.

Noch einmal: die Italiener ſind keine Süßmäuler. Man hat z. B. in Italien keine ſüßen Compotte, ſondern nur Rum-Eingemachtes: Kirſchen, Pfirſiche, Weinbeeren in Guazzo, d. h. in Weingeiſt, ohne jeden Zuſatz von Zucker. Was man bei uns Kuchen nennt, die Focaccia, die Schiacciata, kennt der Italiener kaum — die neapolitaniſche Pizza, die vom Volke zu Abend genoſſen zu werden pflegt, entſpricht höchſtens unſerem Speckkuchen, denn ſie wird warm gegeſſen, mit Oel beträufelt, mit Pfeffer und Salz beſtreut und mit Sardellenſtreifchen, Tomaten und weichem Schafkäſe belegt; die Maismehl-Polenta, die für ein Nationalgericht gilt, etwa einer dicken Grütze, die Pattona von Kaſtanienmehl, die in den Bergen ein Nahrungsmittel abgiebt, etwa dem Scotch Porridge. Nichts da von Roſinen, Citronat und Mandeln, wie ſie von unſeren Gebäcken unzertrennlich ſcheinen, ich kenne nur ein einziges italieniſches Roſinenbrot, und das iſt eigentlich ein Rosmarinbrot, das Pan di Ramerino in Florenz — jener Schuſterjunge, der jedesmal: Hurrah! — ſchrie, wenn er im Stollen der Meiſterin auf eine

Digitized by Google

Rosine gestoßen war, könnte in Italien, im Lande der Rosinen, lange suchen. So ist auch Italien das Land der Korkstöpsel, und doch begegnet man fast niemals einem ordentlichen Stöpsel, man verschließt die Flaschen mit ein wenig Papier oder mit ein wenig Watte oder mit Oel oder auch gar nicht. Nichts Süßes. Selbst die Billetdoux existiren nicht, so viele Liebesbriefe auch geschrieben und so viele mit Liebespfeilen verwundete Herzen auch durch die Post befördert werden. Man nennt die Süßzettelchen lieber: Biglietti galanti oder: Lettere amorose, und wer sie besorgt, trägt nach einer substantielleren Ausdrucksweise: Hühner, porta Polli, indem einmal die Hühnerhändler, die Pollastrieri, die Portapolli den Frauen die Correspondenz vermittelt und die Liebesbriefchen den Hühnern unter die Flügel gesteckt haben mögen. Diese Erklärung hat die meiste Wahrscheinlichkeit, noch heute heißen die Liebesbriefe in Frankreich: Poulets; daß die Briefe nachmals auch Hühnchenform bekamen, besonders gefaltet wurden und gleichsam zwei Flügel hatten, cachetées en poulet, wie Molière sagt, scheint ein Rest von diesem mittelalterlichen Techtelmechtel. Und doch fehlen in Italien auch die wirklichen Leckermäulchen nicht, auch im Lande der Maccaroni und der gediegenen, nahrhaften Paste und Pasteten spielen die Zuckerbäcker, die Pasticcieri, die Confettieri, die Cialdonai und wie sie alle heißen eine Rolle, es giebt doch Leute, die für die Mandorlati und für die Chicche schwärmen, deren Gunst mit solchen guten Dingen zu erwerben ist — nicht bloß Nonnen und Kinder.

Um die Weihnachtszeit liefern die Nonnenklöster unzählige Arten Leckerli und Pets de Nonne, die weithin versendet werden, oft wahre Kunstwerke von Marcipan und Mandelmasse, in Girgenti wird der ganze Tempel der Concordia, der vollständigste und herrlichste Tempel Siciliens, in Mandeln aufgebaut — auf den Florentiner Fastenmärkten, wo eine allgemeine

Digitized by Google

Brautschau stattzufinden pflegt, werden die Aniskrapfen und die Oblaten, Brigidini und Cialde, unter freiem Himmel haufenweise gebacken und verzehrt: der Brigidinaio kleckst eine runde Blechplatte voll Teig, drückt den letzteren vermittelst einer anderen breit, hält die Platten über helles Feuer, und die Brigidini all' uso di Lamporecchio sind fertig — eine Art Kuchen zu backen, die man in Florenz auf allen öffentlichen Plätzen, desgleichen in einem Bäckerladen am Domplatz, einem uralten Oblaten- oder Cialdoniladen, täglich beobachten kann. Auch die Plinsen von Kastanienmehl, die in den Apenninen, namentlich in den Luccheser Bergen zu Hause sind, die sogenannten Necci werden so gebacken, nämlich zwischen heißen Steinen, die wie bei einer Voltaschen Säule aufeinandergeschichtet und mit Kastanienblättern belegt werden. Bei uns und in Frankreich hat man ein eigenes rundes, scheerenartiges Eisen, das sogenannte Oblateneisen, zu dem Geschäft; in Paris sind die Oblaten um 1400 massenhaft hergestellt und auf den Straßen verkauft worden. Gegenwärtig werden die Oublies nur noch in der Form des Plaisir genossen, wie man die Oblaten nennt, wenn sie tütenförmig zusammengerollt werden. Voilà le Plaisir, Mesdames, voilà le Plaisir! — ist ein bekannter Pariser Straßenruf.

Die Confetti sind die italienischen Bonbons, sie werden bei jedem solennen Rinfresco auf das Büffet gesetzt, bei jeder Hochzeit an die Verwandten und Freunde ausgetheilt; die Confetti-Tüte ist gleichbedeutend mit der Hochzeit. Sogar bei der jüdischen Beschneidung fehlt sie nicht. Wann essen wir Confetti? Quando si mangiano i confetti? — fragt man die Braut in Italien; werden wir bald Hochzeit machen? — Das Wort Confetto ist nur eine andere Form von Confect, aber keineswegs soviel wie Zuckerwerk schlechthin. Sondern die italienischen Confetti sind candirte Körner, durch Eintauchen

Digitized by Google

in flüssigen Zucker mit Kandis überzogene Nüsse, Mandeln, Pistazien, Zimmtspäne, Korianderkörner, Pinienkerne, also hauptsächlich Samenkörner, im Gegensatze zu den sogenannten trockenen Confitüren, verzuckerten und glasirten Früchten und Wurzeln, die man im Mittellatein (im Jahre 1333) als Confectae bezeichnete und noch heute in Frankreich unter Fruits confits versteht, in Italien aber lieber nicht Confetti, sondern: Caramelle oder Canditi nennt. Solche Canditen, die an Holzstäbchen stecken, werden auf den Straßen häufig angeboten, die Confetti bleiben mehr im Hause und in der Familie. Nur sie werden beim Carneval in Rom als Wurfgeschoß gebraucht und dann häufig in Gips nachgeahmt, was jedoch zu Unzuträglichkeiten führt.

Wenn Jemand Geld hat und es doch nicht ausgiebt, heißt es, er wolle es candiren. Ma che ne vuoi fare de' quattrini, gli vuoi candire? — Und wenn einer Zeit und Mühe mit etwas Wertlosem oder einem nichtsnutzigen Menschen verliert, dem er Complimente macht, so sagt man, er candire eine Rübe. Candire una rapa, confettare una rapa. Man sieht, wie geläufig die Vorstellung dem Volke ist. Der Kandiszucker oder Zuckerkand, krystallisirter Zuckersaft, aus Potten, in welchen Zwirnfäden ausgespannt sind, die das Anschießen der Krystalle begünstigen, eine unserer frühesten Kindererinnerungen, heißt auf italienisch: Zucchero candito und hieß noch im Jahre 1310 bloß: Zucchero candi, wie im Französischen (Sucre candi). Es ist ursprünglich gar kein Participium, sondern ein arabisches und zuletzt ein Sanskritwort, das: ein Stück bedeutet (arabisch Kand, sanskrit Khanda, Zuckerkrystall). Daraus ist erst das Verbum candiren (candire, candir) entsprungen. Durch Mißverständniß wurde dann noch ein s hinzugefügt, indem wir den französischen Plural Candis, das heißt: Fruits candis, candirte Früchte, für einen Singular nahmen und mit den daran gebildeten Zucker-

Digitized by Google

kristallen selbst verwechselten. Zunächst haben wir den Zuckerkand wie den Zucker selbst von den Venezianern, die ihn im Mittelalter aus Egypten holten.

Das Kandiren bildet die Grundlage eines wichtigen Gewerbes, das sich an den italienischen Höfen entwickelt hat: der Conditorei. Bereits im Italienischen ist candiren und condiren, candire mit dem alten lateinischen Verbum condire vermischt worden, das heutzutage den Sinn von anmachen, würzen hat, ursprünglich aber vielmehr unserem einmachen, einlegen entsprach. Condire i frutti wurde neben candire, confettare gesagt; daher eben der Titel Conditore oder Conditor, der in Deutschland üblich ist und eigentlich einen Canditor bedeutet. Jetzt heißt der Conditor in Italien gewöhnlich Confettiere oder Confetturiere, wie Confiseur in Frankreich; was wir eine Conditorei nennen, ist jedoch in Italien eine Pasticceria, d. h. eine Zuckerbäckerei, ganz eigentlich eine Pastetenbäckerei (Pasticcio, Pastete). Man findet in einer solchen die Näschereien, die Kuchen und die Paste dolci wieder, die wir von den Italienern übernommen und zum Theil verballhornt haben: z. B. die sogenannten Baisers, die hier: Marenghe heißen und auch in Frankreich nur unter der Bezeichnung Meringues bekannt sind — und die sogenannten Makronen, die diesen abgeschmackten (auf einer gröblichen Verwechselung mit den Maccaroni beruhenden) Namen auch in Frankreich führen und in Paris als Macarons verkauft werden, in Italien selbst aber, nach den bitteren Mandeln: Amarini oder Amaretti heißen. Amarini, Signori! — rufen die ambulanten Bäcker auf den Straßen. Daneben findet man Gefrorenes und Liköre.

Pistoia ist auf seine Confetti nicht minder stolz als Lamporecchio auf seine Oblaten, Prato auf seine Zwiebacke (Cantucci), Mailand auf seine Stollen (Panettoni), Siena auf seine Mandelbrote (Panforti) und Neapel auf seinen Thurm (Torrone), letzteres

Digitized by Google

eine eigenthümliche weiße, zähe, mit Honig und Eiweiß gleichsam gekittete Mandelmasse von außerordentlicher Härte und Festigkeit, eine Stadtmauer zum Anbeißen, wie man sie nebst Ketten von Haselnüssen auf jedem Jahrmarkt und bei jedem kirchlichen Feste feilhält, zu Weihnachten verschenkt. Diese Specialität stammt aus Spanien, und zwar aus der Stadt Jijona in der Provinz Alicante, deren alter Thurm die erste Veranlassung dazu gegeben hat, wird daher auch: Mele di Spagna genannt; sie ist in Madrid ebenfalls zur Weihnachtszeit beliebt. Ich sage, die Confetti di Pistoia sind so berühmt wie die Magdalenenkuchen von Commercy oder wie die Baseler Leckerli oder wie die Nürnberger Lebkuchen oder wie die Karlsbader Kolatschen oder wie der Königsberger Marcipan, den der Deutsche Orden von Venedig mitgebracht hat. Sie werden in Pistoia gegessen und in Pistoia eingekauft, wie in Meißen die Fummeln, in Roßwein die Brezeln, in Döbeln die Mundsemmeln, in Wittenberg die Apfelkuchen und in Freiberg die Bauerhasen. Man sagt, in Pistoia seien die Pistolen erfunden worden; das weiß man nicht so genau. Von Pistoia kommt das richtige, italienische Confect und nebenbei ein weit und breit berühmtes Gichtpulver, das unter dem Namen Polvere antigottosa in der Klosterapotheke der Benedictinerinnen Da Sala bereitet wird.

Wer lange in Italien bleibt und Freunde hat, bekommt wohl dergleichen, namentlich zu Weihnachten, von den Italienern geschenkt und zugesandt. Besonders aber wird er selbst Gelegenheit haben, sich als galanten und weltkundigen Ritter zu erweisen und seine Schöne in der Pasticceria zu bewirthen oder ihr die Confetti nebst einem Fläschchen Bologneser Wasser, Acqua di Felsina, von seinen Ausflügen mitzubringen.

Confecte, Confitüren, und zwar ausgezeichnete, hat man unter diesem Namen auch in Rußland und in Schweden; wenn man in Stockholm seine Miethe bezahlt, so pflegt man etwas

Digitized by Google

zu einem Pfunde Confect für Julchen, das Töchterchen, oder auch zu einem Bonbon, ett Namnam, hinzuzulegen. Das Gewöhnliche bleibt eben auch hier, daß man seine Süßigkeiten nicht in Natura reicht, sondern das Geld dazu schenkt, das nun wiederum kurzweg: das Douceur genannt wird. Douceur, la Douceur bedeutet Süßigkeit und ist eine Süßigkeit gewesen; allmählich haben die Bonbons den Sinn eines Bonbongeldes angenommen; und zwar, da sie sich am besten für Frauen eignen, eines Frauentrinkgeldes. Einem Dienstmädchen giebt man in Frankreich kein Pourboire, sondern eine kleine Douceur. Die meisten Trinkgeldernamen stehen noch auf der Stufe der Naturalwirthschaft und bedeuten manchmal ein Kleidungsstück, eine Stecknadel und einen Handschuh, am häufigsten jedoch etwas zu essen und zu trinken. Den Begriff des Geschenkes selbst fanden wir auf dieser Stufe, schenken war: einschenken; und so scheint auch das italienische Regalo, das allgemeine Wort für Geschenk, zunächst das Geschenk des Gastgebers, ein Fest und ein Schmaus zu sein, da regaliren in allen Sprachen den Sinn von bewirthen, gut bewirthen, glänzend aufnehmen und bewirthen hat. Man regalirt einen mit Wein, mit Pfannkuchen, mit Fasanen und Sauerkraut in Champagner gekocht, allenfalls auch mit einer Tracht Prügel, d. h. man setzt sie ihm vor. Die Etymologie des Wortes läßt zwar noch zu wünschen übrig, und es ist beachtenswerth, daß das Wort Regalo im Portugiesischen die Bedeutung eines Muffes, also eines Möbels hat, das den Handschuhen ziemlich nahe steht. Daß sich in Portugal der Begriff des Trinkgeldes, der hier notorisch aus den Handschuhen, Luvas, hervorgegangen ist, auch aus dem Muffe entwickelt hätte? — Doch findet man von dieser (mit der Hypothese: daß das regalare eigentlich ein regelare und soviel wie aufthauen, erwärmen sei, vereinbaren) Bedeutung in den übrigen romanischen Sprachen leider keine Spur. Des-

Digitized by Google

halb möchte ich glauben, daß das Wort Regalo ursprünglich die geliebten Flecke und Kaldaunen bedeutet habe, die einst als Regalien bezeichnet worden sind und in den italienischen Rigaglie heute noch fortleben; wo sich dann regaliren zu Regalien verhielte wie speisen zu Speise. Die Rigaglie del Pollo, wie sie die Römerin als Voressen, als Pastete, als Hühnerklein auftischt, sind ein gar leckeres Gericht, man kann einen wohl damit regaliren, so gut wie mit Trippe Trivigiane! — Das heißt mit Flecken von Treviso, die so gut sind wie die von Königsberg oder die von Caen. Man erinnere sich, wie Gargantua bei einem großen Fleckessen das Licht der Welt erblickte; comment Gargamelle, estant grosse de Gargantua, mangea grand planté de Tripes! —

Offenbar hängt der Begriff mit dem der Regalien, der Hoheitsrechte und Staatseinkünfte zusammen — die Kutteln, auch von unsern Fleischern als Kleinodien betrachtet, erschienen als eine Nebeneinnahme, die der Herr des Thieres beim Ausschlachten hatte, ebenso die Eingeweide des geschlachteten Huhnes den Frauen — allmählich verstand man unter den Regalien, wie sich nachweisen läßt, auch andere gute Sachen, und wenn es nur drei Kastanien und ein paar Nüsse gewesen wären, was man in Italien: il Regalo delle Fate, die Feenmahlzeit nennt — endlich ein gutes Essen überhaupt.

Das Essen wurde dann wieder wie gewöhnlich mit Gelde abgelöst; und das Geldgeschenk ließ sich dann wieder, gegebenenfalls, mit einem andern Geschenk vertauschen.

Unter den zahlreichen Gästen des Hotel Schweizerhof in Neuhausen bei Schaffhausen befanden sich im Sommer 1895 auch die beiden kaiserlichen Prinzen mit ihrem Erzieher. Sie sahen sich den Rheinfall und die herrliche Gegend gründlich an und tummelten sich manchen Tag in den schönen weiten Anlagen des Hotels. Endlich ging es nach Constanz. Am

Digitized by Google

Tage der Abreise wurde auf der bekannten Veranda gefrühstückt. Da bat der kleine Kronprinz um die Erlaubniß, der Kellnerin, die gewöhnlich bedient hatte, einem hübschen Mädchen in der schmucken Schaffhauser Tracht, das Trinkgeld persönlich einhändigen zu dürfen. Aber, aber, dem Personal war es strengstens untersagt, Trinkgelder anzunehmen — so stand es auf einem Placate im Hotel, so stand es auf den Rechnungen, und so stand es im Herzen des Personals geschrieben; der Wirth litt das nicht. Er bezahlte seine Leute. Das Mädchen dankte also, schüttelte mit dem Kopfe, es sei ihm nicht erlaubt, ein Trinkgeld anzunehmen, und verschwand. Sonderbar: der Prinz war etwas enttäuscht; er berieth sich mit seinem jüngeren Bruder, dem Prinzen Eitel Fritz. Das Resultat war, daß sich beide Prinzen in die Anlagen vertieften und zu dem kleinen Bazar in dem Kiosk begaben. Dann kamen sie mit triumphirender Miene in die Veranda zurück, der Kronprinz hatte eine Brosche gekauft, die er dem spröden Dinge überreichte: So, das ist nun kein Trinkgeld.

Es war ein Regalo, und man wird von einer Schaffhäuserin nicht verlangen, daß sie dieses zurückgewiesen hätte, wie man auch von zwölf- und dreizehnjährigen Prinzen nicht verlangen wird, daß sie die Gründe, die den Wirt zu seiner weisen Maßregel bestimmten, hätten verstehen und ehren sollen. Die kleine Brosche aber erscheint als eine Vorläuferin der Brillantnadeln und Orden, die der künftige Kaiser einst auszutheilen haben wird — sie entspricht den Tabatièren, die bis in die neuesten Zeiten von Fürsten als Gnadengeschenke verliehen wurden, gleichviel ob der Empfänger schnupfte oder nicht — übrigens konnten sie im 17. und 18. Jahrhundert die meisten wirklich brauchen, sogar die Damen: die Gräfin von Cosel, die Geliebte August des Starken ließ sich im Jahre 1726 mit der Tabaksdose in der Hand malen, ein Porträt, das noch vorhanden ist.

Digitized by Google

Kostbare Schnupftabaksdosen kann man in Italien kaufen und verschenken: ha avuto in regalo una bella Tabacchiera, heißt es dann. Dieser Industriezweig blüht in Italien: berühmt sind die Dosen aus Schildpatt, die in Genua, die goldenen und silbernen Dosen, die in Turin, und die marmornen, mit kostbaren Mosaiken versehenen Dosen, die in Rom und Florenz gearbeitet werden. Gewöhnlich sagt man in Italien einfach: la Scatola, die Schachtel; es ist interessant und schlägt in das vorstehende Capitel ein, daß die italienische Scatola, die in Deutschland als Schachtel und als Schatulle erscheint, beim Boccaccio noch eine Confettidose, also eine Art Bonbonnière war. Ja, warum könnte unser Dose, ein niederländisches Wort, mit Holland und holländischem Tabak eng verknüpft, nicht am Ende selber eine Dosis, d. h. eine Gabe und aus dem griechischen Wort entstanden sein? — Kleine Dosen erhalten die Gesundheit. Kleine Dosen erhalten die Freundschaft.

Digitized by Google

X.

Das Gaſtgeſchenk.

Und es iſt vortheilhaft, ſagt die Gräfin Leonore Sanvitale, die, wie Taſſo erkennt, von jeher ein liſtig Herz war,

es iſt vortheilhaft, den Genius
Bewirthen: giebſt du ihm ein Gaſtgeſchenk,
So läßt er dir ein ſchöneres zurück.

Dieſer Satz iſt echt italieniſch; die Gräfin ſpricht ihren Landsleuten wie aus der Seele. Die Erfahrung läßt ſich nämlich noch verallgemeinern: es iſt überhaupt vortheilhaft, einen zu bewirthen, der etwas hat und etwas entbehren kann. Giebſt du ihm ein Gaſtgeſchenk, ſo läßt er dir ein ſchöneres zurück.

Der Italiener iſt nicht gaſtfrei wie der Franzoſe und der Grieche. Gaſtfreundſchaft in dem Sinne, daß ein Fremdling, ein Unbekannter aufgenommen, geſpeiſt und beherbergt wird, giebt es nur in den officiellen Herbergen, die ſchlechtweg: Alberghi, das heißt eben: Herbergen heißen; hier iſt ſie für Geld feil. Daß der Reiſende in Italien umſonſt Unterkommen und Bewirthung finde, geſchieht aller Jubeljahre einmal. Am erſten noch in Sicilien, wo ein anderes Herz als auf der Halbinſel ſchlägt und der Gutsbeſitzer dem Wanderer wenigſtens ein Hemd (zum Wechſeln) anbietet. Im Allgemeinen iſt die heroiſche Gaſtfreundſchaft in Italien, wie am Ende in allen civiliſirten Ländern ein verklungenes Märchen; aber auch ſo verklungen, daß das Wort Ospitalità nicht einmal mehr in einem Vocabolario

Digitized by Google

della lingua parlata ſteht. Kein Glas Wein wird der Touriſt in Italien ohne weitere Empfehlung je vorgeſetzt bekommen, wie doch oft in dem unvergeßlichen, wahrhaft guten Frankreich. Wenn mich einſt ein Bürger von Bordighera, den ich auf der Eiſenbahnfahrt von Nizza nach San Remo in einem Abtheil kennen lernte, aufforderte, in Bordighera auszuſteigen, mich in ſein Haus einlud und wirklich wie ein alter Gaſtfreund beherbergte und verpflegte, ſo mag dieſes denkwürdige Ereigniß einerſeits auf die Nähe Frankreichs, anderſeits auf den chriſtlichen Sinn des guten Mannes zu ſchieben geweſen ſein.

Auch im Mittelalter galt ja die Gaſtfreundſchaft für eine heilige, von Chriſtus und den Apoſteln empfohlene Pflicht, für ein Werk der Barmherzigkeit, deſſen ſich die ehrwürdigen Väter vielfach bis auf unſere Zeit befleißen. Jedes franzöſiſche Kloſter hat eine eigne Fremdenabtheilung, die Hôtellerie, ſogar die Große Trappe, wo man den Ankömmling fußfällig begrüßt wie einen Engel und Tage lang bleiben heißt — auch die italieniſchen Brüder hatten bisher ihre Foresteria zur Aufnahme der Fremden, der Forestieri. Die Barmherzigen Brüder heißen bekanntlich Hoſpitaliter und in Spanien Brüder der Gaſtfreiheit, der Caridad oder der Hospitalidad, wenngleich hier unter den Gäſten, denen die Gaſtfreundſchaft gilt, in erſter Linie die Kranken verſtanden werden. Der Begriff Hoſpital iſt aus dieſen Anſchauungen hervorgegangen; charakteriſtiſcherweiſe iſt in Griechenland das Wort Hospitium, abgekürzt: Spitium die Bezeichnung des Hauſes überhaupt geworden (τὸ Σπίτι). Nun, im modernen Italien verbietet ſich die Kloſtergaſtlichkeit von ſelbſt, da durch das Geſetz vom 7. Juli 1866 die allmähliche Aufhebung aller Klöſter und religiöſen Körperſchaften, mit Ausnahme einer Anzahl für Krankenpflege und Unterricht beſtehender, beſchloſſen wurde, dieſelben auch bereits zum größten Theil wirklich aufgehoben und ihre Güter veräußert

Digitized by Google

und die Mitglieder der aufgelösten Klöster vom Staate auf Pension gesetzt worden sind. Zum Beispiel in dem prächtigen Karthäuserkloster San Martino, unterhalb des Castells Sant' Elmo in Neapel, wo man eine so herrliche Aussicht auf Stadt und Umgebung hat, befinden sich jetzt die Sammlungen des Nationalmuseums; desgleichen ist die nicht minder berühmte Certosa di Pavia Nationaleigenthum geworden. Natürlich, daß unter solchen Verhältnissen auch in den noch bestehenden Klöstern die Lust fehlt, offene Tafel zu halten und den ersten besten Ankömmling gastfreundlich aufzunehmen; übrigens ist diese Gastlichkeit in dem vielbereisten Italien, zumal in Rom wohl von jeher organisirt und wie in Jerusalem auf bestimmte Nationen und Classen beschränkt gewesen, nur Mittags hat man an den Klöstern für alle Armen Suppe ausgetheilt. Die fahrenden Brüder fanden bei ihrem Orden, die Geistlichen bei ihrem Bischof, die Laien bei den Nationalkirchen ihres Landes Verpflegung und Unterkunft: die Franzosen bei San Luigi de' Francesi, die Spanier bei San Giacomo degli Spagnuoli, die Engländer in der Schola Saxonum bei Santa Maria in Sassia, die Polen bei Santo Stanislao de' Polacchi, die Deutschen bei der Santa Maria dell' Anima; hier steht das Deutsche Pilgerhaus und Hospiz, das früher von Oesterreich verwaltet wurde, jetzt aber Deutschland und Oesterreich zusammen angehört, und das arme Studenten jetzt noch speist.

Das englische Pilgerhospiz soll A. D. 725 von dem angelsächsischen König Ina gegründet und dazu der Peterspfennig bestimmt worden sein. Daneben ist das große Hospital von Santo Spirito entstanden.

In der bürgerlichen Gesellschaft oder wie es heißt: im Säculum erstreckt sich die Ospitalità nur auf gute Bekannte und Verwandte; wenn der Fremde zu diesen gehört, wenn er durch Geburt, Empfehlung oder Zufall unter den Italienern

Digitized by Google

Freunde erworben hat, ſo darf er ſich zu ihnen wohl einer Einladung und einer herzlichen, unentgeltlichen Aufnahme verſehen. O, die Italiener leben nicht wie Einſiedler; ſie geben ihre Pranzi oder wenigſtens einen Piatto di buon Viso oder di buon Cuore und haben ihre Logirgäſte im Hauſe wie andere Leute; man iſt gar gut bei ihnen aufgehoben, ſie halten viel auf Freundſchaft. Dieſe zweite Art der Gaſtfreundſchaft, die auf Gegenſeitigkeit beruht, iſt im Grunde ſchon in homeriſcher Zeit das Gewöhnliche geweſen, denn ſie wurde nachgerade zwiſchen einzelnen Individuen und ganzen Familien wie ein Bund geſchloſſen, der das Haus des Einen zu dem des Anderen machte und beiden Theilen in der Fremde eine Heimath garantirte. Wenn man auch nicht gleich nach Namen und Abkunft des Fremdlings forſchte, ſo freute man ſich doch, wenn man entdeckte, daß es ein alter Bekannter oder der Nachkomme eines alten Bekannten ſei, und wenn es in Lacedämon hieß: der Telemach, des Odyſſeus' Sohn iſt da! — ſo lächelte man unter Thränen. Beide Väter waren gaſtverwandt. Daraus entwickelte ſich eben jenes Verhältniß, das wir neuerdings als Gaſtfreundſchaft bezeichnen, während die Alten die einfachen Begriffe: ξενία und hospitium dafür hatten: jeder Gaſt war im Alterthum zugleich Wirth, nämlich ſobald er wieder einlud und den Gegenbeſuch bekam, daher wurde Gaſt und Wirth im Alterthum wie Bruder und wie Freund ſelbſt durch ein einziges, nach beiden Seiten geltendes Wort vertreten. Sowohl ξένος als auch hospes hat dieſe doppelte Bedeutung, daher kommt es, daß in Frankreich der Hôte bald die Table d'hôte ſelbſt decken, bald als Gaſt an der Table d'hôte ſitzen und ſpeiſen kann; auch das italieniſche Oste zeigt noch beim Boccaccio dieſen merkwürdigen Gegenſinn, in Spanien iſt der Huesped gleichzeitig Hauswirth und Miethsmann. Urſprünglich galt jeder Fremde für einen Feind, daher das lateiniſche Hostis, etymo-

Digitized by Google

logiſch ſoviel wie Gaſt, vorzugsweiſe in dieſem Sinne gebraucht ward; als dann im Laufe der Zeit aus dem Feinde ein Freund geworden war, zeigte der letztere abermals ein doppeltes Geſicht. So einen Januskopf hat alſo die Gaſtfreundſchaft von jeher beſeſſen, die Fremden, die aus chriſtlicher Barmherzigkeit geſpeiſt und gekleidet und dann auf Nimmerwiederſehen entlaſſen werden, ſind eigentlich keine Gaſtfreunde, wie die Gäſte, die der gute Italiener im Vertrauen auf Freundſchaft bittet. In dieſem Sinne iſt der Italiener gaſtfrei, ſo gut wie der Grieche oder wie der Deutſche im Mittelalter. Vuol favorire? — Aber die Gaſtfreundſchaft hat wieder einen Haken. Sie beruht noch auf einer anderen Gegenſeitigkeit.

Im Alterthum wurde der Gaſt nicht ohne ein Gaſtgeſchenk entlaſſen; auch im Mittelalter pflegte der Wirt ſeinem ſcheidenden Gaſte eine Gabe, ein Präſent, ein Kleinod mit auf den Weg zu geben. Das war bei uns noch im 16. Jahrhundert üblich; in Griechenland, wo man überhaupt mit Geſchenken gleich bei der Hand iſt und den Fremden etwa um ſeine Feldflaſche oder um ſeine Taſchenuhr bittet, aber die Gefälligkeit ſofort erwidert . . . in Griechenland kommt es heute noch vor. Wenn man einige Zeit in Athen gelebt hat, wird man von ſeinen Freunden im Piräus bei der Abfahrt mit kleinen Geſchenken, meinetwegen mit einem Ringe, einem weißſeidenen Taſchentuch, einem Paar geſtrickten Handſchuhen überraſcht. Sogar bei Mahlzeiten pflegte der Wirth ſeinen Gäſten allerhand gute Sachen, Leckereien und Delicateſſen, die ſogenannten Xenien mitzugeben, wie ſie Martial im 13. Buche ſeiner Epigramme, das den Titel: Xenia trägt, ausführlich ſchildert — darnach haben wieder die vierhundert Diſtichen, die Goethe und Schiller 1796 im Muſenalmanach drucken ließen und in denen literariſche und menſchliche Thorheiten in geiſtreicher, beißender Weiſe angegriffen wurden, den Titel Xenien erhalten. Die Xenien

Digitized by Google

pflegte auch der Aedil, der öffentliche Spiele gab, seinen Gönnern und Freunden zum Andenken des Tages zuzuschicken — die Vorgesetzten, die Advocaten, die Freunde bekamen bei besonderen Veranlassungen Xenien — sie scheinen fast zu Trinkgeldern geworden zu sein. Bei Tische sind sie heute noch üblich: bei jedem großen Festessen giebt es eine Menge kleiner, mehr oder minder werthvoller Gegenstände, die man nach Hause schleppt, und vom Dessert packt sich männiglich etwas ein, um es der Frau oder den Kindern mitzubringen. In Berlin giebt man eigens Düten zu diesem Zwecke. In Italien herrscht eine andere, unschöne Sitte. Hier bekommt der Gast beim Abschiede nicht etwas mit, sondern er läßt etwas da.

Das Gastgeschenk ist in Italien ein Geschenk, das der Gast dem Wirthe, beziehentlich den Leuten seines Wirthes, und zwar in baarem Gelde zu machen hat.

Er drückt es beim Weggehen der Donna in die Hand, wie das bei Geheimraths üblich ist — er berechnet in einem großen Hause bei längerem Aufenthalt für jeden Tag seiner Anwesenheit etwa zwei Lire, die er dem Haushofmeister, dem Maestro di Casa, dem Maggiordomo giebt — er legt wohl, wenn es ein Baseler oder ein Pfälzer oder ein Norweger ist, bei einer Einladung ein genau abgemessenes Trinkgeld unter seinen Teller, bei einem simpeln Thee, wie ihn zum Beispiel Ludmilla Assing in Florenz wöchentlich gab, 1 Lira, bei einem Frühstück 2 Lire, bei einem solennen Mittagsessen oder Pranzo: 3 Lire. Ein Trinkgeld an die Dienerschaft geben sogar Verwandte, ja, die Kinder, wenn sie bei ihren eigenen Eltern übernachten; ein Trinkgeld an die Custoden sogar die Touristen, die nur ein Stündchen in einer Galerie oder einem Palaste gewesen sind, wie das in Potsdam üblich ist.

Man nennt das Trinkgeld — die Gäste bezahlen damit schlecht und recht was sie schuldig sind. Es kann vorkommen,

Digitized by Google

daß ſie an Trinkgeld mehr bezahlen als die Beſcheerung werth war — daß ſie nothgedrungen mehr ausgeben als in einem Reſtaurant — daß die Einladung des Trinkgeldes wegen gar kein Gefalle für einen armen Teufel iſt. Der Dichter Alfieri, der nicht immer im Ueberfluſſe ſchwamm, erzählt in ſeiner Selbſtbiographie, daß er in Florenz die Einladungen ausſchlug, um keine Mance geben zu müſſen. So geht mancher arme Student nicht in den Vatican, weil ihn die Cuſtoden aus der Sixtiniſchen Capelle, aus der Pinakothek und aus dem Pio-Clementiniſchen Muſeum trotz ſeines Permesso nicht eher wieder herauslaſſen, als bis er ſich bei ihnen abgefunden hat. Im Antikenmuſeum iſt übrigens neuerdings der Eintritt auf 1 Lira feſtgeſetzt; auch im Dogenpalaſte zu Venedig, wie ſchon bemerkt, die Sache ſtreng geregelt.

Ich nenne dieſe Sitte unſchön — ſie iſt von Rechts wegen für den Gaſtgeber beleidigend. Sie nimmt dem freigebigen Wirthe etwas von ſeiner Gaſtfreundſchaft, die doch ſo glänzend iſt, die es doch ſonſt an gar nichts fehlen läßt: das Trinkgeld, das ich ſeinem Geſinde verabreiche, ſetzt voraus, daß er keine Bedienung für mich hat und daß ich mir in dem befreundeten Hauſe wie in einem fremden Lande Dienerſchaft erſt zu beſorgen und zu erkaufen habe. Er muß wohl ſeine Leute recht ſchlecht bezahlen, ſonſt würden ſie doch keinen Zuſchlag von mir verlangen. Freilich mache ich den Leuten etwas Mühe; es iſt gewiß, daß ſie in Folge meiner Anweſenheit mehr als gewöhnlich zu thun, mehr zu kochen, mehr aufzuwaſchen, mehr aufzuräumen haben. Offenbar will ſie der Wirth für dieſe Mühe nicht entſchädigen — für Küche und Keller giebt er aus, mit den Dienſtboten knauſert er. Denn das verſteht ſich am Ende doch von ſelbſt, daß eine Einladung etwas koſtet. Wie ſeltſam! Er, der reiche, der fürſtliche Mann! Ich ſoll ihm helfen, daß er jemand hat, der ihm die Teller hinſetzt und die

Digitized by Google

Speisen aufträgt! — Liegt denn etwa sein Haus so einsam und versteckt, daß er außer mir Niemand empfängt? Ist er denn nicht auf Gäste eingerichtet? — Und er weiß nicht, daß er Leute dazu braucht! — Ich sollte denken, er könnte nicht wünschen, daß ich ihm in's Handwerk griffe und die Lohndiener, die er nimmt, bezahlte.

Es mag allerdings häufig so sein, daß das Dienstpersonal von seiner Herrschaft, die zunächst dafür aufkommt, kärglich besoldet wird, und daß es daher eine Aufbesserung seines Lohnes von Seiten der Fremden recht gern sieht; die den Menschen eingepflanzte Habsucht thut dann das übrige hinzu. Aber selbst wenn dem so wäre, so dürften die Gäste doch nichts davon wissen. Für die Gäste müßte das Haus des Gastfreundes mit allem Zubehör heilig und wie eine Schutzhütte im Hochgebirge sein, die sich ihnen aufthut und nach deren Vermögensverhältnissen sie nicht weiter zu fragen haben — am allerwenigsten aber dürften sie eine solche Indiscretion begehen und zu dem Gesinde sagen: Ach, Ihr dient bei armen Leuten, die kaum Eure gewöhnliche Arbeit bezahlen können — wir wollen Euch etwas zu Eurem Lohne zulegen, damit Ihr's aushalten könnt.

Man komme mir hier nicht mit dem Janusgesichte der Gastfreundschaft, wie wir es vorhin gezeichnet haben. Man wende mir nicht ein, daß alle Freundschaft auf Gegenseitigkeit gegründet ist und jede Aufmerksamkeit eine Gegenaufmerksamkeit verdient. Die Gegenaufmerksamkeit des Gastfreundes besteht darin, daß er seinen Wirth einlädt und königlich bewirthet und ihm seinerseits die Freundlichkeit erweist, die er in seinem gastfreien Hause genossen hat. Solange er selbst an des Freundes Tafel sitzt, muß er sich seine Güte und seinen Reichthum gefallen lassen, das will der gute Ton. Das Trinkgeld, das er der Dienerschaft zusteckt, ist keine Gegenaufmerksamkeit, kein

Digitized by Google

Gegengastgeschenk, es ist einfach eine Unanständigkeit — hätte die Familie, die das Fest giebt, nur halbwege Ehrgefühl, so müßte sie sich durch das versteckte Almosen, das ihr von ihren Gästen zugedacht wird, verletzt und beleidigt fühlen und den ungebildeten Protzen, der ihr so etwas zu bieten wagt, niemals wieder in ihr Haus einladen. Es ist gar kein Zweifel, daß das Dienstbotentrinkgeld so gut wie das Kellnertrinkgeld indirect in die Tasche der Herrschaft fließt, und das darf die Herrschaft nicht auf sich sitzen lassen, wenn sie etwas auf sich hält. Wirklich hat sich auch diese Erkenntniß bereits vielfach Bahn gebrochen: sowohl in Stockholm wie in Berlin fängt man an bei Abendgesellschaften wie in den Reformhotels Placate auszuhängen, wonach die Gäste gebeten werden, keinerlei Trinkgelder auszutheilen. In Schottland wurde die niedrige Gewohnheit im vorigen Jahrhundert officiell gebrandmarkt. Die Mitglieder des High Life in Edinburg thaten sich zusammen und beschlossen, die Tips zu verpönen, im Regierungsblatte erschien unterm 1. Juni 1760 eine von den Staatssecretären unterzeichnete Verordnung: daß von Pfingsten des laufenden Jahres ab in Gesellschaften Sondervergütungen als mit den Gesetzen der Gastfreundschaft unvereinbar und charakterschädigend zu gewähren und anzunehmen verboten sei. Die Domestiken waren natürlich nicht damit einverstanden, am Ende mußten sie sich hineinfinden und sich, wie es ordentlichen Dienstboten zukommt, mit ihrer Herrschaft solidarisch fühlen. Und was die Hauptsache war: ihr Lohn wurde erhöht. Auf einem Exemplar der betreffenden Zeitungsnummer, das auf der Universitätsbibliothek aufbewahrt wird, liest man mit Bleistift die Frage an den Rand geschrieben: Was soll dem Narren Geld in der Hand, Weisheit zu kaufen, da er doch ein Narr ist? — Die Antwort lautet: Trinkgelder zu geben. Book of Proverbs XVII, 16.

Digitized by Google

Und unſer Italien? — Ach, hier bittet allerdings der kleine Mann, der ſeine Polenta ißt, den eintretenden Großgrundbeſitzer gewöhnlich und der Form wegen, zuzulangen: vuol favorire? — Aber daran fehlt noch viel, daß die Dienſtboten etwa die Gäſte der Herrſchaft als ihre eigenen Gäſte anſähen und ſich zum Hauſe zählten. I, wo werden ſie denn? — Sie wohnen wie Schmarotzer im Haus und ſpannen, was für ſie abfällt. Sie denken, ein Federchen fällt immer ab, wenn ſie unter dem Taubenſchlage ſtehen: Chi sta sotto alla Piccionaia, casca sempre qualche penna.

Digitized by Google

XI.

Der Julblock in Italien: il Ceppo.

L'uso de' Ceppi a Firenze è un abuso bell' e buono.

Pietro Fanfani.

Die Weihnachtsgeschenke oder die Strenae, die sich schon die alten Römer an den Saturnalien und an den Kalenden des Januar zu machen pflegten und die in Paris noch heute als Étrennes fortleben, während sie in England gewöhnlich Büchsen (Boxes), bei uns kurz Heiliger Christ oder Weihnachten heißen: führen in Florenz den Namen Ceppi und werden unter diesem Namen nicht nur von den Kindern, sondern auch von den Lehrern der Kinder, nicht bloß von den Dienstboten, sondern auch von den Postboten, von den Hausärzten, den Sachwaltern, den Omnibus- und Pferdebahnschaffnern, von allem was lebt erwartet. Die alten Strenae pflegten von den Klienten an die Patrone, gemäß einem Senatusconsultum von den Bürgern an den Augustus auf dem Kapitol abgeführt zu werden; Kaiser Tiberius, der den ganzen Monat Januar mit Strenae belästigt ward, kam schließlich dazu, sich die unnützen und kostspieligen Neujahrsgeschenke, die doch auch auf irgend eine Art erwidert werden mußten, nach dem ersten Januar zu verbitten. Im heutigen Italien hat sie vielmehr umgekehrt der Patron an die Klienten auszutheilen, wie denn der heilige Vater selbst dem Klerus zu Weihnachten seine Manus oder das Presbyterium verabreicht.

Digitized by Google

Per le Mance di Ceppo, seufzt der arme Familienvater, mi ci vogliono più di dugento Lire. Er kann sie nicht umgehen: es sollen Geschenke sein, aber die Geschenke werden wie Wechsel auf den Mann gezogen und am liebsten eingeklagt. Die Dienstmädchen, die sogenannten Donne pflegen sich beim Dienstantritt außer dem Lohn ihren genau bestimmten Weihnachten auszumachen: 120 Lire Lohn und 30 Lire di Ceppo.

Die Schenkezeit währt eigentlich von Weihnachten bis zum Hohen Neujahr, wo die Befana wie bei uns der Knecht Ruprecht erscheint, über Nacht zum Schornstein herunterfährt und den artigen Kindern Spielsachen und Näschereien, den hübschen Mädchen Juwelen und Kleinodien bringt; und fällt demnach mit den Zwölf Nächten zusammen, die eigentlich Zwölf Tage, nämlich die zwölf Tage des Sonnenstillstands sind. Am 24. December setzten die Alten den kürzesten Tag, die Bruma oder die Sonnenwende an; aber die Sonne wendete an diesem Datum noch nicht, sondern ruhte zunächst zwölf Tage und begann erst am 6. Januar wirklich umzukehren und ihre vorgeschriebene Reise von neuem anzutreten. Man kann also auch sagen, daß ihr kürzester Tag eigentlich ein Zeitraum von zwölf Tagen war, nach dessen Ablauf die Sonne endlich den Menschen wiedergeschenkt und gleichsam wiedergeboren ward. Dieses große himmlische Ereigniß, die Wiedergeburt der Sonne, Natalis Invicti Solis, wie es im Mithrasdienst genannt ward, ist nun einst in Süd und Nord, von den Persern und von den Germanen und eben auch von den Römern gefeiert worden, deren Saturnalien gewiß nicht zufällig in die Woche vor Weihnachten (17. bis 23. December), gleichsam in den Advent fielen. Es scheint, daß die Römer ursprünglich die Sonne schon am 17. December stillstehen und ruhen ließen, wie denn der Begründer der wissenschaftlichen Astronomie Hipparch auch wirklich das Wintersolstitium mit diesem Tage anhebt. Der Geburtstag der

Digitized by Google

Sonne wurde dann in christlichen Zeiten auf den Geburtstag des Erlösers übertragen und aus dem Natalis Invicti Solis ein Natalis Domini oder kurzweg ein Natalis gemacht, wie Weihnachten in den romanischen Ländern jetzt noch heißt (italienisch Natale, französisch Noël). Wir selbst haben noch den Namen Natalie für ein Mädchen, das zu Weihnachten geboren ist. Das Kind, das in Bethlehem oder in der großen römischen Marienkirche, in Santa Maria Maggiore, zwischen Ochs und Eselein in der Krippe lag, trat allmählich an die Stelle der Sonne, die droben am Himmel aufging und die von den Heiden angebetet ward, es war das neue Weltlicht; die Hirten aus dem Volskergebirge und den Abbruzzen, die sogenannten Pifferari, kamen in die Städte, um diese Geburt zu besingen und zu beblasen, nicht ohne auch dafür einen Pauliner und einen Pfefferkuchen (in Neapel einen Susamiello und einen Mostaccinolo) zu bekommen, ja, förmliche Contracte abzuschließen und als Unterpfand für die pünktliche Ausführung ihrer Concerte einen hölzernen Löffel zu hinterlegen — die italienischen Kinder predigten in den Kirchen vor ihrem göttlichen Ebenbilde und verkündigten am 6. Januar auf langen gläsernen Trompeten die Ankunft der heiligen Drei Könige. Der 6. Januar war das alte christliche Weihnachten, auf diesen Tag fiel die Erscheinung Christi, die eben nichts anderes als die Erscheinung des Gottessohns auf Erden oder seine Geburt bedeutete; am 6. Januar war das Solstitium vorüber und die Sonne rückte wieder vorwärts, folglich ward auch Christus von Haus aus am 6. Januar geboren. Um mit dem Kalender in Ordnung und dem richtigen Tag der Wintersonnenwende näher zu kommen, vielleicht auch um dem vielfachen Aberglauben der Zwölf Nächte zu steuern, verlegte dann ein Gesetz des Kaisers Justinian das Fest der Geburt Christi auf den 25. December. Eine Rede, die der Papst Liberius zu Weihnachten des Jahres 353 hielt, als die

Digitized by Google

Schwester des heiligen Ambrosius, Marcellina, den Schleier nahm, ist deshalb berühmt, weil sie in ihrem Eingang das Christfest, das nun dem Epiphanienfeste entgegengesetzt wurde, zum erstenmal erwähnt.

Die ersten Christen legten überhaupt auf die Geburt Christi kein besonderes Gewicht, sondern nur auf sein Leiden und Sterben. Bei den meisten christlichen Heiligen, Christus, die Jungfrau Maria und Johannes den Täufer ausgenommen, wird überhaupt nur der Todestag, nicht der Geburtstag gefeiert. Solos duos Natales celebrat ecclesia, Johannis et Christi, sagt Augustinus, der das Fest Mariä Geburt noch nicht kannte. Verschiedene Umstände, z. B. der, daß die Hirten auf dem Felde waren, deuten darauf hin, daß Christus gerade zu Weihnachten am allerwenigsten geboren worden sein kann.

Auch für Deutschland decretirte im Jahre 813 eine Mainzer Synode die Feier des Jesusgeburtsfestes am 25. December. Hier war bisher in den zwölf heiligen oder weihen Nächten des Sonnenstillstands das Julfest gefeiert worden, das eben auch nur ein Fest der Wintersonnenwende war und den römischen Saturnalien entsprach; hier hat sich auch bis auf den heutigen Tag der allgemeine heidnische Name Weihnachten erhalten, der nichts weiter als ein alter erstarrter Dativ Pluralis und eigentlich eine adverbiale Zeitbestimmung ist, ohne in der christlichen Bezeichnung: Geburtstag, Natalis, unterzugehen. Weihnachten ist eigentlich so viel wie: zu Weihnachten, zu den heiligen Nächten, ze den wihen Nahten; weih dasselbe was im Christenthum: heilig heißt. Aber in Italien selbst hat sich neben dem santo Natale, wie ein unzerstörbarer Rest des Heidenthums, ein uralter Name des Weihnachtsfestes erhalten. Das ist der Name Ceppo, der nicht nur für das Weihnachtsgeschenk, sondern auch für Weihnachten selber gilt. Man sagt (indem Pasqua, das hebräische Passah, zunächst soviel wie Ostern, ein

Digitized by Google

allgemeiner Ausdruck für Feſt überhaupt geworden iſt) ebenſowohl: Pasqua di Natale wie: Pasqua di Ceppo, oder bloß: Ceppo, dies ſogar häufiger. Nun, der Ceppo iſt der Julblock, ſei es, daß ihn die Gothen und die Longobarden in Italien zurückgelaſſen haben mögen, ſei es, daß er, wie weit wahrſcheinlicher, in der italieniſchen Erde ſelber wurzelt.

Unter den Geſchenken, die zu Weihnachten üblich ſind, nehmen Beleuchtungsgegenſtände die erſte und älteſte Stelle ein. Schon bei den römiſchen Saturnalien waren Wachskerzen, Cerei, die gewöhnliche Gabe, die der arme Mann ſeinem Gönner darbrachte, und noch heute bildet ein einfacher Wachsſtock den hergebrachten Heiligen Chriſt, der zwar unter der Fülle werthvoller Gegenſtände faſt verſchwindet, auch kaum noch gebraucht wird, aber doch niemals fehlen darf. Der deutſche Weihnachtsbaum iſt ja ſelbſt ein Lichterbaum, der ſeinen Charakter hauptſächlich von den aufgeſteckten Kerzen und Wachslichten erhält. Lichte waren in der Vorzeit, als die Fabrikation von Kerzen und von Lampen noch in den Windeln lag, ein wirkliches Geſchenk, und das Geſchenk konnte niemals angebrachter ſein als in der Zeit der kurzen Tage und der langen Nächte. Zugleich aber lag es nahe, die brennenden Lichte zu Sinnbildern des himmliſchen Lichtes zu machen, das eben in den Zwölf Nächten fehlt und gleichſam ausgegangen iſt, um nächſtens wiederzuerſcheinen und die verzagende Menſchheit zu erquicken und zu tröſten — der Sonne, von der ja thatſächlich alle irdiſchen Lämpchen herſtammen und Kraft erhalten. So ein Symbol aber, ein einziges, ehrwürdiges, Licht und Wärme ausſtrahlendes Symbol der Sonne bot ſich in der dunkeln Winternacht auch auf der Feuerſtätte, um die alle Familienglieder behaglich herumſaßen und -kauerten: das war der Julblock, von dem ſich nicht bloß der Name erhalten hat.

In ganz Europa wird am Heiligen Abend ein ſchwerer

Digitized by Google

Block von einem Holze dichten Gefüges quer auf den Herd gelegt, der die ganze Nacht hindurch schwelen und flammen muß; er wird in Italien wie das alte Weihnachten von einem christlichen Priester geweiht und eingesegnet. Es ist der mit der Wurzel ausgegrabene Stock eines alten Oelbaumes, im Norden einer alten Eiche oder Fichte, deren Stamm umgehauen ist — wie der forstbotanische Terminus lautet: ein Stubben oder ein Stumpf; das Holz solcher Stubben, das mit Keilen aufgespalten wird, entwickelt unter langsamem und schwachflammendem Verbrennen mehr Hitzkraft als das Stammholz. Die Kohlen werden aufbewahrt, um im nächsten Jahre Feuer damit zu machen. Eigentlich soll der einmal angezündete Stock überhaupt nicht ausgehen, sein Kopfende beständig unter der Asche fortglimmen, ohne zu brennen, und so eine Art Reservefonds an Gluth darstellen, denn er stammt aus einer Zeit, wo man noch keine Streichhölzchen hatte und das Feuer nicht beliebig erneuern konnte. Er glich dem verkohlenden Baumstamme, den ein sächsischer Officier Weihnachten 1870 im deutsch-französischen Kriege zu Montgeron auf dem Kamine hatte und den er, weil sich kein Beil fand, um den Baum zu zerkleinern, immer nachschob, nachdem die Spitze angefangen hatte zu brennen, sodaß die Thür erst am dritten Tage zugemacht werden konnte. Zu Weihnachten wird so ein Klotz auch daheim, im tiefen Frieden angelegt; es ist das, was man in Frankreich: la Bûche de Noël oder auch: Calendeau und Calignau, in der Provence lo Cacho Fio, in England: the Yule-log, in Skandinavien und Mecklenburg: den Julblock, in Italien aber: il Ceppo nennt. Ceppo bedeutet eben eigentlich einen Stubben, den mit der Wurzel in der Erde steckenden Stumpf eines Baumes, dessen Stamm umgehauen ist; das Wort ist das lateinische Cippus, worunter man im Alterthum eine kurze massive Säule mit Inschriften, wie sie als Grenzstein, Wegweiser und Denkmal diente,

Digitized by Google

also einen künstlichen Stumpf verstand. Der natürliche Cippus war eben der niedrige, mit den Wurzeln in der Erde zurückbleibende Stock eines gefällten Baumes.

Wenn nun die Italiener den Stock gerade in der Christnacht brennen und am Heiligen Abend Weihnachten feiern, indem sie, wie es kurz heißt, den Stubben machen (facendo il Ceppo): so läuft das doch augenscheinlich auf eine Art Märchenphantasie und auf dieselbe Symbolik hinaus, die den deutschen Christbaum erschaffen hat. Dieser ist gleichsam ein Wunderbaum, der mitten im Winter im Junilichte steht und seine köstlichen goldenen reifen Früchte trägt. Der Tannenbaum grünt noch, während die Bäume in unserem Garten kahl und winterlich aussehen, lustig fort, er lebt und athmet und verbreitet wie die Birke einen angenehmen würzigen Duft — aber mit dem bloßen Leben ist es den Menschen nicht gethan, sie spielen mit dem Baum, sie ergänzen den Tannenbaum, sie haben einen künstlichen Obstbaum aus ihm gemacht, der als wie im Sommer mit Aepfeln und Nüssen beladen ist. Dazu muß er Sonnenlicht haben, und dieses wird eben in alter kindlicher Manier mit brennenden Lichten ersetzt und abgebildet. Sie erzeugen auf dem künstlichen Baum einen künstlichen Sonnenschein. Nun, genau so ist der Julblock ein volksthümliches Sinnbild des feurigen Sonnenballs, der in alle Ewigkeit unversieglich fortglimmt und eben jetzt, in dieser heiligen Stunde, seine Kraft unter der Asche sammelt, um mit Macht wiederhervorzubrechen und die vorgeschriebene Reise mit Donnergang zu vollenden — ein Sinnbild, verbreiteter und in der That auch noch anschaulicher als der Christbaum, der in Deutschland selbst erst seit etwa hundert Jahren wieder stärker in Aufnahme gekommen ist.

Der schwere Klotz flackert im Kamin als ob er lebendig wäre — große schwarze Ameisen kommen wie Seelen aus ihm heraus, darum herum ist die ganze Familie versammelt — der

Digitized by Google

Becher kreist, ein Saltarello oder eine Tarantella wird getanzt, das Tamburin klingt, der Harfenspieler singt mit krächzender Stimme ein altes Weihnachtslied — endlich wird der brennende Stock rings um das Haus getragen, der Hausherr gießt einen Becher Vin santo auf die Gluth und ruft den Umstehenden zu: Vi auguro un buon Ceppo! —

Ein Christbaum wird von den Deutschen wohl auch in Rom, ja noch in Kairo angezündet, obgleich man hier die Geschenke der heiligen Drei Könige leichter auftreibt als ein Bäumchen, wie es in Deutschland der kleine Mann seinen Kindern nach Hause trägt; und die wirklichen Pyramiden näher hat als die aus Holzreifen bestehenden, mit buntem Papier beklebten Pyramiden, die man bei uns auf dem Weihnachtsmarkte kauft. Im Süden braucht man eigentlich die Paradiesesbäume nicht, die Natur bietet sie; die Orangenbäume, die im December abgenommen werden, sind gleichsam natürliche Christbäume. Wer im Winter an die Riviera, z. B. nach Nervi kommt, erlebt sozusagen ein Meeresweihnachten; in Graubünden, z. B. im Val di Poschiavo vertritt die Rose von Jericho, die man am Heiligen Abend andächtig ins Wasser legt und wie ein Mysterium anstaunt, die Stelle des Weihnachtsbaumes. Man könnte sogar glauben, daß unser Christbaum mit seinen vergoldeten Aepfeln und Nüssen eine Nachbildung des südlichen Baumes wäre, in dessen dunklem Laube die Goldorangen glühen. Einen natürlichen Christbaum gab es auch einmal in England, wo jetzt nur noch die Christrose (Eranthis) unter dem Schnee gesucht, in Gärten gezogen und zu Weihnachten auf den Markt gebracht wird — den Glastonburythorn. In Glastonbury befand sich einst die schönste und reichste Abtei Englands, ein berühmtes Heiligthum. Hier hatte angeblich Joseph von Arimathia am Heiligen Abend des Jahres 44, um den Heiden einen Beweis von seiner göttlichen Mission zu geben, seinen

Digitized by Google

Stock in die Erde gestoßen, und der Stock sofort Wurzel geschlagen und geblüht. Es war ein kräftiger Weißdorn von einer besonderen frühen Art daraus geworden. Alle Jahre in der heiligen Weihnacht blühte der milchweiße Christdorn auf dem Kirchhofe von Glastonbury wie Aarons Stab und wie der Stab jenes andern heiligen Joseph, der die seligste Jungfrau Maria als Braut erhielt, der Oleander, den die Italiener: la Mazza di San Giuseppe nennen und der auf Raffaels Sposalizio (in der Brera zu Mailand) die Augen auf sich zieht — am ersten Weihnachtsfeiertage wurde von dem englischen Josephsstab ein Zweiglein für die Majestäten abgebrochen. Er blühte sogar noch, als die Abtei schon längst (unter Heinrich VIII.) aufgehoben war; nur im Jahre 1752 kam er nicht mehr zurecht. In diesem Jahre war nämlich der neue Gregorianische Kalender eingeführt worden; bei der Gelegenheit ließ man bekanntlich zehn Tage ausfallen, so daß der 25. December schon auf den 15. December traf. Zum zweiten Male war Weihnachten auf ein früheres Datum zurückverlegt worden. Und was hatte man davon? — Daß der Christdorn zu Weihnachten noch nicht blühte. Das Volk, das wie gewöhnlich mit Windlichtern und Laternen gekommen war, um das Wunder mit anzusehn, wurde enttäuscht. Es schloß daraus, daß der 25. Dezember neuen Stiles nicht der richtige Weihnachtstag sei.

Wenn es nach der Kirche ginge, so gäbe es auch in Deutschland natürliche Christbäume, mehr als einen. Der Herr Pfarrer wollte, daß der Apfelbaum einer sei — der Apfelbaum, der schlimme Apfelbaum, an dem sich die ersten Menschen den Tod geholt hatten, der aber nun durch Christi Geburt im Innersten verwandelt und des Heiles voll geworden war. In der Christnacht sollten die Apfelbäume wirklich blühen — eine Stunde lang grünten und blühten sie wie Glastonburythorn, eine Stunde lang hingen sie in der stillen heiligen Nacht voller Christäpfelein.

Digitized by Google

Bei Nürnberg, bei Bamberg, bei Würzburg, bei Lahr sollen solche Christapfelbäume gestanden haben; einer bei der Benediktinerabtei zu Tribur (in der Provinz Starkenburg) wurde sogar von den Brüdern jährlich abgenommen und die Ernte dem Landgrafen von Hessen überreicht. Selbstredend tragen bei uns zu Weihnachten keine Bäume, sie blühen noch nicht einmal, höchstens daß sie bei einem milden Spätherbst aufs neue ausschlagen und Knospen ansetzen; aber zu Weihnachten ist selbst der Kirschbaum, selbst der Mandelbaum noch nicht bereit, obgleich dieser so früh aufsteht und in Rom bereits im Februar, in Sicilien bereits im Januar seinen herrlichen, rosenrothen Flor entfaltet. Eine Gattung Prunus mit blaßrothen halbgefüllten Blüthen, die von den Gärtnern gezogen wird, gehört ja auch bei uns zu den reizendsten Zierden eines Geburtstagstisches in dieser frühen Jahreszeit. Allenfalls könnte man in den Klöstern, wo man solche Kuriositäten vorzugsweise pflegte, im Warmhaus ein Apfelbäumchen künstlich zum Blühen gebracht haben, wie man das noch heute mit Kirschbaumzweigen thut, die man in der Andreasnacht (30. November) oder erst im December in der geheizten Stube in eine Flasche mit Wasser zu stecken pflegt. Einfacher war es jedenfalls, den einzigen Baum zu nehmen, der noch grün war, ihn mit alten Aepfeln zu behängen und einen übernatürlichen Apfelbaum herzustellen, der nun wie ein Sommermittag, wie ein Traum auf dem Weihnachtstische stand, gleich der Weltesche Yggdrasill das ewige All abbildend. Einfacher, vielleicht weniger christlich — der Christbaum steht wohl in der Kirche und das Christkindchen schwebt wohl darüber, aber die alten Opfergaben, die einst daran gehangen wurden und noch in ihren Resten deutlich erkennbar sind, die gebackenen Cultusgegenstände, die von den poetischen Zuthaten, den Aepfeln und Nüssen und dem bloßen Christbaumschmuck haarscharf unterschieden werden müssen, sind Zeugen,

Digitized by Google

daß hier ein ganz anderes unsterbliches Leben gefeiert werden soll, als der Herr Pastor annimmt, und daß das Licht der Welt, das heute den Menschen geschenkt wird, recht eigentlich ein Licht ist. Ihm zu Ehren wird in Deutschland der Lichterbaum angezündet, in Italien der Julblock angebrannt, und dem letzteren die Sanction des Christenthums nun ebenfalls nicht versagt.

In Rom kann man um die Weihnachtszeit auch in die Villa Borgheſe gehn und Stechpalmen und Stachelmyrthe, das Holly und das Kneeholly der Engländer suchen, wie man ebendaselbst auf den Bäumen das Mistletoe, die immergrünen, goldgrün berindeten Mistelzweige findet, mit denen man in England das Haus zu schmücken pflegt und die der Italiener unter dem Namen: il Vischio kennt. Um dieſe altheiligen Pflanzen kümmert er sich nicht, aus den Beeren der Mistel macht er Vogelleim und aus der Stachelmyrthe oder dem Mäuſedorn, dem Pugnitopo, mit dem er den Speck gegen die Mäuſe schützt, gewöhnlich Beſen, welche die Eſſenkehrer brauchen. Nur der Julblock ist aus den Zeiten der Völkerwanderung in Italien übrig geblieben und bis auf den heutigen Tag nicht vergeſſen worden, wenn der Fremde auch etwas abseits gehen muß, um die Sitte noch aufzufinden. Vor allen Dingen lebt sie noch in der Sprache und in dem Worte Ceppo fort, dem dritten in der Unterhaltung von Mitte December an, zumal an den Ufern des Arno.

Es ließe sich freilich denken, daß der italieniſche Ceppo, wie das engliſche Box und der Trone in Frankreich, zunächst ein Opferstock und ein Almoſenkaſten geweſen und dadurch zu der Bedeutung: Weihnachten und Weihnachtsgeſchenk gekommen wäre, der Büchſe entſprechend, die in den Pariſer Reſtaurants auf dem Bureau steht und in die man das Trinkgeld steckt; den Sinn eines Geldkaſtens hat das Wort Cippus ebenfalls

Digitized by Google

angenommen. Da machte der Prieſter Jojada eine Lade, heißt es 2. Könige XII, 9, und bohrte oben ein Loch darein, und ſetzte ſie zur rechten Hand neben den Altar, und die Prieſter thaten darein alles Geld, das zu des Herrn Hauſe gebracht ward .... dieſe Stelle lautet in der italieniſchen Bibel von Francesco Redi: E Jojada pontefice tolse *un Ceppo*, ed aperse un buco di sopra, e li sacerdoti vi mettevano tutta la pecunia che si trovava nella casa di Dio. Im Hebräiſchen heißt die Lade: Aron, in der Vulgata: Gazophylacium, im Franzöſiſchen: Tronc, im Italieniſchen: Ceppo. Wieſo? — Weil ein Kaſten oder eine Lade einmal ein maſſiver Stock, ein Block, ein Cippus geweſen iſt. Man hat den Stock ausgehöhlt und einen Opferſtock daraus gemacht, wie der Drechsler den Buchsbaum aushöhlt und eine Büchſe daraus macht oder wie der Schreiner den Todtenbaum aushöhlt und einen Sarg daraus macht. Ehe man die Käſten und die Schränke aus Brettern zuſammenſetzte und die einzelnen Theile kunſtreich verbinden lernte, benutzte man den natürlichen Holzverband, in dem nur ein Loch angebracht werden mußte. Ein Geldſchrank iſt nur eine neue, beſſere Art von Stock. Genau dieſelbe Entwickelung hat das lateiniſche Stipes durchgemacht (italieniſch Stipite, Stipo).

Freilich will der Italiener zu Weihnachten einen Ceppo auch in dieſem Sinne haben. Er will Weihnachten haben. Weihnachten ſelbſt aber iſt ihm der Ceppo benedetto che si mette a bruciare. Der Julblock.

Digitized by Google

XII.

Der Glückwunsch.

Bei der unabläſſigen Speculation auf Belohnungen und Emolumente, die nicht ganz ſicher ſind, ſondern wie Manna vom Himmel fallen: iſt es natürlich, daß ſich die guten Italiener auch direct an ihre Leibgöttin, an Frau Fortuna wenden und ein Almoſen von ihr erzielen. Sie rechnen auf das Glück, das bekanntlich blind iſt wie die Gerechtigkeit und ſeine Gaben austheilt, wie es gerade kommt, ohne jedes Anſehen der Perſon; bieten ihm die Hand, indem ſie ihm etwas opfern, verſagen ſich das Nöthigſte, um die Erſparniß aufs Spiel zu ſetzen, und hoffen, daß ſie den kleinen Einſatz mit Wucherzinſen zurückerhalten werden. Sie träumen Tag und Nacht von ihrem Gewinne, ſie betreiben die Kabbala, um hinter das Glück zu kommen und es ihm abzulernen; ſie ſehen keinen Droſchkengaul ſtürzen, keinen Ziegel vom Dache fallen, keinen Dompfaffen ſterben und keinen Kanarienvogel fliegen, ohne die geheimen Winke des Schickſals zu beachten und ſich das Augurium hinter die Ohren zu ſchreiben. Sie verſuchen ihr Glück ſyſtematiſch, ſie bauen der Fortuna Tempel wie einſt in alten Zeiten, und wenn die Tempel einmal abbrennen, ſo werden gleich neue aufgeführt, ſo nothwendig ſind ſie ihnen. Eine Unze Glück iſt mehr werth als hundert Pfund Wiſſenſchaft — ſie brauchen das frühe Aufſtehen nicht, ſie brauchen

Digitized by Google

nur Glück — sie wollen lieber ohne Nase als ohne Glück geboren werden. Das Glück, das Glück, wie sieht denn das Glück aus? — Komm mit nach Venedig, lieber Leser, ich will Dir das Glück zeigen.

In der zierlichen Halle, die an den Glockenthurm des heiligen Marcus stößt, der sog. Loggetta, erscheint es alle Wochen einmal. Ein armer Waisenknabe, un povero Orfano, in solcher Gestalt pflegt die große Göttin herabzusteigen, das ist ihre Incarnation und ihre Avatara. Es ist Sonnabend Nachmittag, oben auf dem Thurme hat's eben 5 Uhr geschlagen; in hellen Haufen drängt sich das Volk zur heutigen Lottoziehung. Dove la Fortuna giuoca più che il Senno, la gente vi corre. Das Glücksrad, die sog. Urna wird von den Beamten gedreht wie eine Kaffeetrommel, bald rechts herum, bald wieder links herum, damit alles gehörig durcheinanderkomme — in der Trommel stecken nämlich die zur Ziehung bestimmten Lottonummern, neunzig Nummern, jede Nummer in einer Kapsel. Nun tritt das Glück heran — ach, es ist kein Glückskind, es ist armer Leute Kind — aber ein Hemd besitzt es, was auch Langbein von dem Hemd des Glücklichen erzählt. Die Aermel werden ihm gewissenhaft aufgestreift, die Augen verbunden: so, mit verbundenen Augen, blind, greift es durch eine runde Oeffnung in die Urne, nimmt eine Kapsel heraus und bewirkt dadurch die Ziehung, die langerwartete Estrazione. Die Kapsel wird geöffnet, die Nummer herumgezeigt und auf eine Tafel gesteckt. Dieser Proceß wiederholt sich fünfmal: so lange er dauert, muß das Kind wie Moses die Hände in die Höhe halten. Und dieweil Mose seine Hände emporhielt, siegte Israel, heißt es in der Bibel. Aber dem Moses wurden seine Hände gestützt, daß sie aufrecht blieben bis Sonnenuntergang — den armen Waisenknaben unterstützt niemand, während er den Venezianern siegen hilft. Gewinnen heißt siegen im

Digitized by Google

Italienischen (vincere; vincere centomila Franchi). Waisenknaben sind auch anderwärts die Werkzeuge der Fortuna, nur bei der Königlich Sächsischen Landeslotterie hat man ihnen, weil ein Uebelstand damit verknüpft war, das Handwerk gelegt. Bei der preußischen Klassenlotterie ziehen noch Waisenkinder die zusammengerollten Zettel und lassen sie durch eine Röhre auf den Tisch zu den controlirenden Beamten gleiten; bei der Klassenlotterie giebt es bekanntlich zwei Glücksräder, ein Nummernrad und ein Gewinnrad, beiden Rädern wird je ein Nummernzettel und ein Gewinnzettel gleichzeitig entnommen. Die zwei Zettel pflegen dann zum Beweise ihrer Zusammengehörigkeit ineinandergefaltet und auf eine in amtlichem Gewahrsam verbleibende Schnur gereiht zu werden. Auch anderwärts sind die Waisenknaben blind. Die Augen müssen dem Glücke verbunden sein, das ist eben der Witz.

Ohne das wäre es gar kein Glück. Wenn ein Betrug unterlaufen könnte; wenn nicht alles dem gewaltigen Zufall überlassen bliebe, der hier die Gerechtigkeit ist; wenn irgend jemand auf Grund anderweitiger Verdienste vor dem Glücke einen Vorzug hätte: so hörte das Spiel ganz auf. Niemand verdient das Glück — der Dumme kann ebenso gut Glück haben wie der Weise, der größte Lump das große Loos gewinnen, seine moralische Verkommenheit thut ihm in den Augen Fortunas nicht den geringsten Eintrag. Es kann daher auch niemand wissen, ob er Glück haben wird, denn dessen Wege sind wie die der Vorsehung unerforschlich und unberechenbar — niemand, niemand kann, abgesehen vom Einsatze der Person, das Allergeringste zu seinem Glücke thun. Er kann fleißig sein und arbeiten bis spät in die Nacht hinein, darum hat er doch noch lange kein Glück. Auch erbitten, rühren, captiviren läßt es sich nicht; im Gegentheil, man muß das Luder verachten, so läuft es einem nach. Man muß selbst die Augen

Digitized by Google

zumachen, so wird man Bürgermeister. Es ist ein alter Schwank, wie sie dort unten im finstern Winkel den Gemeindevorstand wählen: die Schöffen setzen sich um einen runden Tisch und um eine Laus herum, die über den Tisch läuft und einem von ihnen in den Bart kriecht. In Grimsby war's ähnlich; hier wurden die Throncandidaten auf den Stadtanger geführt und ihnen die Augen verbunden. Einer wie der andere hatte ein Bündel Heu zu halten: ein Kreis wurde geschlossen und ein Kalb hineingelassen. Wessen Heu das Kalb zuerst annahm, ward Bürgermeister von Grimsby. So geht es in der Welt, so will das Kalb, um nicht zu sagen: das Schwein empfangen werden; denn das ist die Eigenheit des Glückes, daß es sich nicht wie ein Eisen schmieden, nicht machen, nicht suchen läßt. Das Glück ist wie die Liebe und der Ruhm; es ist der Goldzwerg, den der Bauer früh aus der Furche pflügt, er lächelt ihm zu und spricht: *Nimm mich mit! Wer uns nicht sucht, dem gehören wir. Wer uns sucht, den erwürgen wir!* —

Suche nur zu, mein Lieber, suche Gold in Alaska. Laß dich keine Mühe verdrießen, halte das Deinige zusammen, habe Geduld, steige langsam und Schritt vor Schritt die steile Treppe zum Glück hinauf. Bist du nun oben? Wo hast du's denn? — Ach, du kommst mir vor wie ein Arbeiter, der am Ende der Woche ein Zwanzigmarkstück in der Fabrik verdient und im Schweiße seines Angesichts sein Brot ißt. Das Eisen kann er schmieden, nicht das Glück. Pah! Das Zwanzigmarkstück muß man auf der Straße finden, und wenn es alle ist, wieder eins finden, das ist Glück. So ein Schwein hat unter Tausenden einer? — Aber im Leben kommen doch solche Chancen täglich vor. Angeborener Adel, ererbter Reichthum, eine goldene Wiege, die Gesundheit, die Schönheit selbst, was ist das denn anders als ein Glücksfall? — Schon was einer auf Grund

Digitized by Google

hervorragender Anlagen mehr erwirbt als der Troß, ist Glück: denn Genie, Scharfblick, Speculationsgeist, Muth, Anstelligkeit erwirbt man nicht, wenn auch dergleichen Vorzüge durch persönlichen Fleiß unterstützt und ausgebildet werden können. Sie sind wie Trümpfe, die der Arbeiter in der Hand hat und mit denen er das Solo gewinnen kann, wie Werkzeuge, die ihm sein Werk erleichtern, wie gute Waffen im Kampf um das Dasein. Unzweifelhaft ist das Glück, wie Vermögen ein angeborenes, ungesuchtes Glück; zum mindesten ein Wechsel, nur kein ganz sicherer. Das nackte, das unverschämte Glück ist eben auch hier nicht zu entbehren, wenn etwas draus werden soll; ohne Glück wird es der gescheiteste Kopf nicht einmal zum kleinen Capitalisten bringen. Auch ein Rothschild, auch ein Bismarck hat Glück gebraucht. Glück gehört nämlich zu allem, selbst zum Kegelschieben.

Ach, das geht nicht an, einer hoffnungsvollen Kugel auf der ebenen Marmorbahn Glück zu prophezeien: das Glück kehrt sich eben an keine Anwartschaft und Gaben; es ist blind. Es ist eigensinnig, wie Herzog Alba sagt, das Nichtswürdige zu adeln und wohlüberlegte Schübe mit einem gemeinen Ausgang zu entehren. Es ist der kleine Fehler in der genauen Rechnung, das Pünktchen auf dem i. Es ist das, was aller Voraussicht spottet, was der erfahrene Kegelbruder, der alles bedenkt, niemals gedacht und niemals erwartet hätte — der Zufall, der wie der Graf Khevenhüller bei Pirot aus der Erde auffsteigt, wenn es der Fürst Alexander schon bei allen vier Zipfeln zu haben glaubt; der umgekehrt wie ein Deus ex machina erscheint, wenn er die Partie schon verloren gegeben hat — der Glücksfall. Ohne ihn hilft alles Planen nichts; mit ihm schlägt selbst ein offenbarer Mißgriff zum Guten aus. Beruhige dich, Menschenkind! — Man muß die Feste feiern wie sie fallen. Mit deiner Weisheit ist nichts gethan, erwarte

Digitized by Google

dein Schicksal. Suche das Gück nicht, das Suchen hilft dir nichts: es will nicht gesucht sein, weder in Alaska, noch in Belaska.

„Lege die Hände in den Schooß!“ — ergänzt der neapolitanische Lazzarone; „du erhältst doch nur was dir von Ewigkeit her bestimmt ist. Dein Fatum. Die Reichthümer fallen dem Faulpelz zu, der sich nicht darum bemüht, während sie den Thoren fliehen, der ihnen nachjagt.“

„Einer, der die Jagd nach dem Glück in allen Welttheilen, auf allen Meeren, an allen Höfen und Spielbänken betrieben hat, kehrt schließlich in sein Dörflein zurück und findet Fortunchen vor der Hütte seines Schulkameraden sitzen, der die ganze Zeit über geschlafen hat.“

„Ich habe mir auch von einem Reiter erzählen lassen, der am Golf von Neapel hielt und eine glänzende Kugel sah, die auf den Wellen spielte — er folgte der Kugel und ritt die ganze Küste entlang, von der Punta della Campanella bis zum Capo Miseno, immer der Kugel nach — da platzte die Kugel als wie eine Seifenblase. Der Ritter blickte umher, die Gegend erschien ihm auf einmal wie verwandelt — er saß ab, er war todmüde und konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten, auf dem Kopfe hatte er schneeweißes Haar. Er war ein Greis geworden, sein Leben über einem Phantom verflogen, vor ihm stand Charon in seinem Nachen, der wartete auf ihn. Das ist die tolle Jagd nach dem Glück, sie geht über schmale Brücken, über schwindelnde Abgründe hinweg und kommt niemals zum Ziele, der Teufel setzt hinterher. Ach, nein, erjagen kann ich's nicht. Deshalb liege ich hier auf Santa Lucia in der Sonne und warte, bis das Glück kommt.“

Wenn nun in diesem Augenblick ein reicher Fremder sein Selbstgespräch belauscht und dem schlauen Lazzarone seine Börse in den Schooß geworfen hätte, so wäre die Theorie des armen unthätigen Mannes glänzend bestätigt worden. Sie wird that-

Digitized by Google

sächlich bisweilen so bestätigt, wenn es einem, der das hat, was man die Glücksgüter oder kurz: le Fortune nennt, einfällt, den Bettler zu beglücken — und es ist keine Gefahr, daß dann der Bettler gleich einem Diogenes dieses concrete Glück verachte. Daß er keinen andern Wunsch habe als die Sonne von Santa Lucia. Ach, mein armer Lazarus! — Zum Danke wird er gleich anfangen, dem großmüthigen Alexander seinerseits Glück zu wünschen. Grazie tante! Vi auguro il buon viaggio! Vi auguro tutte le felicità che potete desiderare! — Der Glückwunsch ist der Dank der kleinen Leute. Der Glückwunsch, zumal der Neujahrsglückwunsch, mündlich oder schriftlich, ist auch eine der vielen Gelegenheiten, von vornherein ein Trinkgeld, ein Neujahrsgeschenk zu erhaschen.

Sich etwas zu ergratuliren — buone feste zu geben und buone feste zu bekommen. Einem die guten Feste geben, dare le buone feste a uno ist der stehende Ausdruck für das übliche Gratuliren und Glückwünschen, namentlich zu Weihnachten. Die Auguri delle feste sind nicht immer aufrichtig gemeint, nicht immer freiwillig, oft interessirt.

Es verlohnt sich wohl einmal darüber nachzudenken, was denn diese Augurien eigentlich sagen wollen. Niemals Gratulationen, die wir in unserer halblateinischen Sprache mit den Glückwünschen zusammenwerfen. Es giebt zwei Arten Glückwünsche, die im Italienischen sehr scharf auseinandergehalten werden; die eine ist gar kein eigentlicher Glückwunsch. Wir vermischen im Deutschen den Glückwunsch mit der Gratulation, die wir gleichfalls mit Glückwunsch übersetzen, die aber gar kein Wunsch, sondern nur eine Freude ist — die Freude, die man über das bereits eingetretene und factische Glück eines andern äußert. Das Glückwünschen war vorher an der Zeit. Ein Gratulant, ein richtiger Gratulant will weiter nichts ausdrücken als daß ihm der Erfolg des Schriftstellers,

Digitized by Google

der Gewinn des Spielers, der Sieg des Feldherrn, die Thatkraft des Präsidenten Krüger selbst sehr angenehm und lieb, ein Gaudium, ein Geschenk, eine wahre Herzensfreude sei; wie der Lateiner sagte: gratum esse et optatum. Das soll der Mann wissen. Man nimmt innigen Antheil an dem Triumph des theuren Freundes, wie man Theil an seinem Schmerze genommen hätte, man freut sich mit ihm; daher sagt der Italiener überhaupt nicht einfach: gratuliren, sondern: congratuliren, mitgratuliren. Er spricht z. B. zu dem Künstler, der eine schöne Arbeit vollendet hat: Mi congratulo con lei per il suo bel lavoro! — oder zu dem glücklichen Bräutigam: Mi rallegro con lei delle sue prossime nozze. Dieses Ich-freue-mich, dieses Mi rallegro ist eine so häufig gebrauchte Formel, daß sie wie Congratulazione ein Substantivum bildet; wenn der Lieutenant zum Hauptmann befördert worden ist, so kann man ihm einen Besuch machen und sagen: Sono venuto apposta per darle il Mirallegro della sua nuova promozione.

Der französische Ausdruck ist hier: Félicitation. Wenn der Franzose sagt: je vous félicite du succès que vous venez d'obtenir! — so könnte er ebenso gut sagen: je me réjouis de votre succès. Und er sagt es auch; das Je me réjouis spielt in Frankreich dieselbe Rolle wie das Mirallegro in Italien. Nous venons nous réjouir avec vous, sagt Dorante zu Molières Bürger-Edelmann, du mariage que vous faites de votre fille avec le fils du grand Turc. Wenn man kommt, um sich mit einem zu freuen, so versteht sich, daß die Freude ein Compliment ist. Der Gebrauch des Wortes féliciter in diesem Sinne ist neu; bis ins 16. Jahrhundert hinein bedeutete féliciter wie das alte felicitare: glücklich machen. Seitdem ist es an die Stelle von congratuler getreten, das man nur noch im Scherz anwendet. Und zwar felicitirt man die Leute zu einem Glücke, das sie bereits haben, wie man ihnen zu demselben gratulirt.

Digitized by Google

Zum Neuen Jahre aber kann man nicht gratuliren. Man wünscht doch seinem Vorgesetzten ein glückliches Neues Jahr, in demselben Sinne, wie man einem Freunde einen guten Morgen, einem Touristen: glückliche Reise wünscht; das heißt, man fleht den Segen Gottes auf ihn herab. Das heißt, man holt das Glück vom Himmel herab, um es ihm zuzuwenden, man beschwört, man ruft, man bannt das Glück; der Wunsch ist eine Art Zauberformel. Wünschen heißt thatsächlich so viel wie zaubern; die Wünschelruthe ist eine Zauberruthe, und wenn Odin im Altnordischen unter anderen Beinamen auch den des Wunsches, den Namen Oskar führt, so hat das wie „Gott der Allmächtige" geklungen. Da die Wünschelruthe von Haus aus ein Mistelzweig ist und die Mistel im Lateinischen: Viscum heißt, so läßt sich denken, daß das englische Wish, eine ältere Form des deutschen Wunsch, gar nichts anderes sei als Viscum, denn die Wünschelruthe heißt noch im Nibelungenliede kurzweg: der Wunsch. Selbst heute, wo das Wort abgegriffen ist wie eine Münze, hat es einen Rest von dieser Kraft behalten; noch heute scheint sich im Wunsche, zumal in der Verwünschung, ein Etwas gleich einem Geiste abzulösen und wie ein vergifteter Pfeil in die Seele des Angerufenen zu dringen. Can Curses pierce the clouds, and enter heaven? — fragt die Königin Margaretha in König Richard III. (I, 3). Freilich, man kann einem auch Böses anwünschen, auch dieses ist nach allgemeinem Glauben ein mächtiger, unlösbarer Zauber. Dira Detestatio nulla expiatur victima.

Zum Neuen Jahre gratulirt man nicht, man wünscht; und zwar, ins Gesicht wenigstens, etwas Gutes. Noch immer haftet dem Glückwunsch etwas von einem wirksamen Segen und von einer Zauberformel an, die das Glück zwingen und jemand (im alten Sinne einer französischen Félicitation) glücklich machen kann; und daher ist der Glückwunsch die elementarste Höflich-

Digitized by Google

keit und der allgemeine Gruß geworden, den selbst der Todfeind nicht verweigert, neben dem aber die Betheuerungen der Unterwürfigkeit, wie Servus, Servitor suo, Tschau, Ihr Diener nebenhergehen. Täglich und stündlich haben wir uns gewöhnt, den Leuten Glück zu wünschen — vom Morgen bis zum Abend und von Mittag bis Mitternacht, so oft wir nur einem Menschen begegnen, brauchen wir dieselbe stereotype Formel. Und dafür hat man in Frankreich das Wort Souhait, in Italien den uralten Ausdruck: Augurio; ein Buon giorno, ein Felice notte, das gesammte Salamalecche ist ein Augurio di felicità. Desgleichen ist es ein Augurare, wenn man einem zum Neuen Jahre Glück wünscht und ihm, wie die Italiener sagen: den guten Jahresanfang, il buon Capo d'Anno giebt.

Man kann ja mitunter zweifelhaft sein, was sich gehört, ob der Glückwunsch oder die Gratulation am Platze ist. Wenn wir der Mutter zum Geburtstag gratuliren, so wollen wir in der That nicht bloß einen guten Wunsch für ihr neues Lebensjahr aussprechen, sondern sie auch dazu beglückwünschen, daß sie noch lebt und daß sie überhaupt geboren worden ist. Umgekehrt, wenn wir einem Freunde zu einer hohen Auszeichnung Glück wünschen, so freuen wir uns nicht nur über die Erhöhung, sondern es ist auch gewiß, daß der Glückliche in seinem neuen Stande einen wohlgemeinten Glückwunsch recht gut brauchen kann.

Dieser Unklarheit der Gefühle kommt die Vermischung von Glückwunsch und Gratulation auf halbem Wege entgegen; sie entspringt zum Theil daraus, während sie anderseits noch dadurch begünstigt wird, daß man im Deutschen beide Arten Glückwünsche, Gegenwart und Zukunft, mit zu construirt.

Ein Glückwunsch, ein eigentlicher Glückwunsch ist immer das, was die Leute zunächst anbringen wollen; die Gratulation mehr Sache von Freunden und Gleichstehenden. Der kleine

Digitized by Google

Mann begnügt sich, dem gnädigen Herrn täglich und stündlich, namentlich aber zu allen hohen Zeiten des Jahres tanti Auguri di Felicità zu senden — diese Auguri eignen sich schon deshalb für seine Zwecke, weil sie nach allgemeiner Annahme etwas Brauchbares, Heilsames, Magisches, mithin ein kleines Geschenk bedeuten, das ihn nichts kostet und doch eine Gegenaufmerksamkeit verdient. Nicht umsonst sagt der Italiener, er gebe den Guten Morgen, er gebe Prosit Neujahr, dare il buon giorno, dare il buon Capo d'anno, womit er an Molières Geizigen erinnert, dem das Wort donner dermaßen zuwider ist, daß er niemals sagt: Je vous donne, sondern: Je vous prête le bonjour. Der Italiener ist gescheiter: er giebt den Guten Tag gerne, weil der Gute Tag etwas einbringt. Zum mindesten das Glückliche Neujahr pflegt etwas einzubringen; denn die Herrschaft rückt dann mit dem üblichen Neujahrsgeschenk heraus, was dann wiederum: dare il Capo d'Anno heißt. Daß der Italiener nicht zum ganzen neuen Jahr, sondern nur zum Jahresanfang, dem Capo d'Anno, Glück wünscht, ist eine selbstverständliche Beschränkung. Er nimmt eben den Mund nicht voll; er wünscht zunächst nur zum ersten Tage des neuen Jahres Glück, wie man auch am Beginn eines neuen Lebensjahres nur zum Geburtstage und am frühen Morgen nur zum Morgen Glück wünscht. Ein Augurium bleibt es darum doch. Umgekehrt wird in der deutschen Sprache Neujahr gemeiniglich auf den ersten Tag des neuen Kalenderjahres concentrirt. Der Neujahrstag schließt gleichsam das ganze Neujahr stillschweigend mit ein. Capodanno wird oft wie unser Neujahr als ein Wort gesprochen und geschrieben.

Quando il povero dona al ricco, il diavolo se la ride. Wie viele Capodanni empfängt man in Italien, die wie Wechsel auf Sicht präsentirt und honorirt zu werden pflegen! — Am Capodanno ist alles auf den Beinen, am Capodanno spricht alle

Digitized by Google

Welt mit Zungen, am Capodanno ist jedermann ein Dichter, sogar der Essenkehrer. Die Laternenleute lassen ihr Licht leuchten, indem sie uns gratuliren, der Briefträger bringt uns il biglietto del capo d'anno, das er selbst verfaßt hat. Ist es nicht wie im Timon von Athen — wer ihn beschenkt, wird siebenfach belohnt; und keine Gabe, die nicht Vergeltung ihrem Geber brächte? —

Fehlt mir's an Geld, stehl' ich 'nes Bettlers Hund
Und bring' ihn Timon; gut, der Hund münzt Geld.
Will ich statt meines Pferdes zwanzig kaufen,
Und bess're: nun, mein Pferd schenk ich dem Timon.
Nicht fordernd geb' ich's ihm, gleich fohlt mir's Rosse,
Und treffliche . . . . .

Ich kann aber auch wie der Dichter in demselben Stücke einen Glückwunsch nehmen und ihn dem Timon bringen — er münzt auch Geld.

Digitized by Google

XIII.

Der Schlaraffenbaum.

Ein Amerikaner ſchreibt in einer Zeitung: „Zu den unangenehmſten Seiten des Reiſens in Europa gehört das Trinkgeld. Weiß man, was man zu zahlen hat, ſo richtet man ſich darauf ein, und baſta; aber hier zu Lande weiß man gar nicht, wem man alles zu geben verpflichtet iſt, und wo das Spendiren aufhört. Es ſcheint, als habe man überhaupt jeden Menſchen zu bezahlen, mit dem man in Berührung kommt.“

„Verläßt man einen Gaſthof, ſo iſt es erſtaunlich, wie viele Individuen auftauchen und die Hand aufhalten. Während man ſich vorher oft vergeblich nach ihnen umſah: zum Abſchied ſind ſie da. Zum Abſchied, das heißt: zum Trinkgeld — dieſes wollen ſie freilich nicht verſäumen; zum Trinkgeld erſcheinen ſie vollzählig. Wer nicht da iſt, dem wird der Kopf nicht gewaſchen. Da hat einer die Stiefel geputzt, der andere den Koffer hinaufgetragen, der dritte das Frühſtück gebracht, der vierte bei Tiſch bedient, der fünfte eine Depeſche beſorgt, der ſechſte die Zeitungen geholt, der ſiebente die Droſchke. Ein Mädchen hat die Betten überzogen, ein anderes das Zimmer ausgekehrt, ein drittes einen Manſchettenknopf gefunden. Zuletzt hat man, last not least, den gnädigen Herrn in der Portierloge, der wie ein hoher Würdenträger geformt und gekleidet iſt, der uns majeſtätiſch empfängt und entläßt, auch ihn hat man zuguterletzt noch ge-

Digitized by Google

hörig und seinem Range entsprechend zu honoriren. In manchen Fällen wird die mangelhafte Bedienung doppelt und dreifach, im Zimmerpreis, im officiellen Service und im Trinkgeld angerechnet. Ueberall ist es so, überall verfolgt einen das Trinkgeld wie eine Stechmücke, wie eine Bremse — man kann keine Tasse Kaffee, kein Glas Wein trinken, ohne daß man gestochen wird. Am unverschämtesten ist es in Rußland und in Schweden, am krassesten in Deutschland, am lästigsten aber in Italien."

Wahrscheinlich, weil es hier so erfinderisch ist. Auch Rudolf von Ihering, dem keine so große Reiseerfahrung zu Gebote steht wie unserem Yankee, schildert in seiner doctrinären Broschüre über diesen Gegenstand das ökonomische Spießruthenlaufen, zu dem er einmal beim Verlassen eines Gasthauses verurtheilt worden ist; und zwar in dem Hotel der Borromeischen Inseln am Lago Maggiore. Hier kam, nachdem er bereits an Portier, Oberkellner, Zimmerkellner, Hausknecht, Stubenmädchen, an den Kutscher zum Hotelomnibus, an den Koch und die Kochmamsell ein siebenfaches und achtfaches Trinkgeld entrichtet hatte, am Ende noch, um die Neun voll zu machen, der Gärtner mit einem Blumenstrauß. Dieser hätte es wirklich am ersten noch verdient, denn ein Blumenstrauß, noch dazu einer, wie man ihn hier bindet, gehört nicht zu den Pflichten des Wirthshauses. Aber das war dem berühmten Rechtslehrer am Ende doch zu viel, daß er auch noch den Blumenlieferanten auf dem Halse hatte! Die Gärtner sind doch sonst die zufriedensten der Menschen! —

Ich will dem Herrn Professor etwas sagen: in Italien bekommen die Bäume selber Trinkgeld.

Sie haben es wenigstens einst bekommen — um die Sache klarzulegen, muß ich ein wenig ausholen und den geneigten Leser zu einem Baume führen, den man in Deutschland einen Kletterbaum, in Italien aber einen Schlaraffenbaum nennt, weil an ihm die Reise ins Schlaraffenland gemacht wird.

Digitized by Google

Nicht selten hat man in Italien an Sonntagen, bei Volksfesten, Jahrmärkten, Kirchweihen Gelegenheit, ein Spiel mitanzusehen, das unter dem Namen der Cuccagna bekannt ist. Cuccagna ist ein Märchenwort, es bedeutet ein Kuchenland, wo die Häuser mit Kuchen gedeckt, die Weinstöcke mit Würsten angebunden und die Thäler mit Muskateller gefüllt sind, die Berge aus geriebenem Parmesankäse bestehen und die Menschen weiter nichts zu thun haben als Maccaroni zu kochen und Gänse zu braten; also dasselbe was unser Hans Sachs unter einem Schlaraffenland und Boccaccio in seinem Decamerone, in der dritten Novelle des achten Tages, unter der Contrada di Bengodi, dem Lande des Wohllebens, des Gaudi, des Godere versteht. Zum Spiele dient nun der Albero di Cuccagna, das heißt: der Schlaraffenbaum, den ein kleines Schlaraffenland krönt; auf dem Marktplatze wächst ein Baum, der seltene Früchte trägt. Hühner und Capaune, Schinken, Würste, Käse, Körbe voll Nudeln, Flaschen voll Wein, Beutel voll Geld — lauter herzerfreuende und angenehme Sachen, die Jedermann gehören, aber ohne Hilfe einer Leiter abgenommen und rite erklettert werden müssen. Und doch ist der Baum ziemlich hoch und glatt geschält, dazu noch eingefettet und eingeseift, das Hinaufkommen mithin ein Kunststück. In Florenz sah ich einmal einen Schlaraffenbaum mitten im Arno stehen und die Jungen an Tauen klimmen, die ebenfalls eingeseift waren; in den italienischen Hafenstädten wird zur Abwechselung einmal unter ähnlichen Erschwerungen ein Mastbaum horizontal über den Wasserspiegel gelegt, der Untermast am Ufer befestigt und die Cuccagna, gewöhnlich ein guter neapolitaner Schinken, an den hinausragenden Topp gesteckt, wo dann nichts zu klettern, sondern nur wie auf einem Seile zu tanzen und zu balanciren ist. So eine Schinkagna wurde einmal in Sorrent an der Piccola Marina zu Mariä Himmelfahrt vorgenommen.

Digitized by Google

Man will wissen, daß der Ursprung der ganzen Lustbarkeit in Neapel zu suchen sei, wo man unter den Königen beider Sicilien künstliche Berge aufgerichtet, mit Eßwaaren angefüllt und dem Volke preisgegeben habe — sothane Berge wären aus den Gerüsten geworden, auf denen in der römischen Kaiserzeit, bei Thronbesteigungen, die sogenannten Congiaria, das heißt Spenden von Wein, Korn, Oel und Salz stattfanden und auf deren Plattform die mit der Vertheilung beauftragten Beamten saßen. Auch diese Gerüste, die im Alterthum: Suggesta hießen, hätte man allmählich erklettern lassen und zum Spaße mit Fett bestrichen, um die Plünderung ein wenig complicirter und die Lust größer zu machen, wie denn auch die Brotmarken, die Tesserae, mitunter nicht ordentlich ausgetheilt, sondern aufs Gerathewohl unter den Janhagel geworfen wurden, damit sich die Schurken darum balgten; darauf bezieht sich ein Gedicht des 17. Jahrhunderts, la Cuccagna conquistata (Palermo 1674), in welchem ein nicht Feuer, sondern Falerner speiender, Würste und Käse auswerfender Berg von der Bevölkerung gestürmt wird. Die ausgeworfenen Geschenke hießen auf lateinisch: Missilia; sie kamen auch in Frankfurt bei den Krönungen der deutschen Könige vor, wo die Krönungsmünzen auf dem Römerberge unter die Leute flogen und der Erbschatzmeister etwas in die Rapuse zu geben pflegte. Die ganze Scene wiederholte sich am 30. Mai 1896 bei der Czarenkrönung in Moskau, wo 60,000 Erinnerungsbecher, dazu Speisen und Getränke auf dem Chodynski-Felde unter das Volk vertheilt wurden und es bei dem furchtbaren Gedränge 1282 Leichen gab. Einer muß bleiben, das wußte man von jeher. Der Schlaraffenbaum wäre also ein Rest dieser mittelalterlichen Freuden, ein etwas manierlicher Rest, ja sogar das Wort Cuccagna ein Nachklang der Congiaria, der antiken Fruchtvertheilungen. Man irrt aber sehr. Die Sache ist noch viel älter.

Digitized by Google

Das Olympiſche Spiel, das gegenwärtig in Italien (und zwar eher nach dem Kuchen als nach dem Congius) Cuccagna genannt wird, iſt vielmehr das Ueberlebſel eines alten Feſtbrauches zu Ehren des Baumes ſelbſt. Der todte, jetzt nur noch zum Turngeräth dienende Baum iſt der eigentliche Löwe des Tages, um mich ſo auszudrücken. Die guten Sachen dort oben, die dem Volke wie ein fernes Märchenland vorkommen, haben eigentlich dem Baume ſelbſt gehört. Sie bedeuten ein Opfer, das dem Baume, dem göttlich verehrten Baume dargebracht worden iſt. Wenn man ſo will: ſein Trinkgeld.

Das wäre doch noch ſchöner, wenn nun auch noch die Bäume hohle Pfötchen machten und die Citronen nur blühten, wenn man ihnen Geld giebt! — Und doch iſt es ſo. Wir machen uns von den Obſtbäumen dieſes Gelobten Landes eine ganz falſche Vorſtellung, wir denken, ſie ſtehen für nichts und wieder nichts um die Wohnungen der Pächter herum. Es ſcheint, ſie ſind bloß dazu gut, Aepfel und Nüſſe zu tragen. Wie ſchlecht kennen wir ſie! — Die Bäume ſind wohlthätige, aber auch empfindliche Hausgenoſſen — Hausgeiſter, möchte ich ſagen; ſie haben ihren eigenen Kopf, ſie verlangen Reſpect, ſie wollen wie gute Freunde behandelt ſein und von allem, was im Hauſe vorgeht, unterrichtet werden. Sie nehmen es ſehr übel, wenn man ſie bei einem Familienereigniß, ſei es freudig oder traurig, übergeht, wenn man ihnen nicht anzeigt, daß der Hausherr geſtorben iſt, oder wenn ihnen das Brautpaar die Aufwartung ſchuldig bleibt. Sie ſind gewiß gut, aber allzugroßer Freigebigkeit darf man ſich zu ihnen nicht verſehen — ſie ſind anſpruchsvoll. Sie halten aufs Trinkgeld.

Herr Uhland zwar kann die wunderbare Milde ſeines Wirths nicht genug rühmen. Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit, da ſchüttelt er den Wipfel. Aber der ſchwäbiſche Dichter kommt mir doch recht naiv und vertrauensſelig vor. Es iſt ſo

Digitized by Google

eine Sache mit der Gastfreundschaft und mit den Gastgeschenken, nicht bloß in Italien — die Aufmerksamkeit erfordert gewöhnlich eine Gegenaufmerksamkeit. Selbst auf dem Großen Sanct Bernhard wird Geld genommen und ein Opferstock hingestellt. Die italienischen Bauern denken logischer; sie wissen es nicht anders, als daß der wundermilde Wirth am Ende seinen Danajo haben wolle, wie der in der Osteria; und sie behaupten, wer die Rechnung ohne den Wirth mache, müsse sie zwei Mal machen (chi fa i conti innanzi l'oste gli convien farli due volte). Aber auch in andern Ländern wird den Obstbäumen unbedenklich baares Geld angeboten. Wenn man am Heiligen Abend einen Schwertpfennig in den Baum schlägt, so trägt er das nächste Jahr, heißt es in der Chemnitzer Rockenphilosophie — in Bayern stecken sie den Bäumen zu Neujahr die Handgift oder das Handgeld, sogenannte Händleinspfennige, in Pommern und Mecklenburg ihren Schilling zu, gerade so wie man in katholischen Ländern bei Taufen und ähnlichen Gelegenheiten für den Pfarrer ein Geldstück ins Wächslein drückt. Sieht das nicht aus wie Bezahlung? — Man bemerke, daß es alte, außer Curs gesetzte Münzen sind, die genommen werden, ein Zeichen, daß die Sitte aus früheren Zeiten herstammt, im Verschwinden begriffen ist und sich nur noch in Rudimenten auf dem platten Lande erhalten hat.

Es sieht aus wie ein Opfer, wenn man das lieber hört. Ein Opfer, das nicht etwa von Anfang an in Pfennigen, in schnödem Mammon bestanden hat; sondern das in Zeiten der Naturalwirthschaft mit solchen Genüssen, wie sie bei den Schlaraffen zu finden sind, dargebracht worden ist. In Oesterreich und im scandinavischen Norden, namentlich im Norden, wo der Mensch noch dankbarer ist als im Süden, wird den Obstbäumen zu Weihnachten beschеert — man setzt ihnen zu essen vor, bringt ihnen Brot und Grütze, stopft sie mit Rosinen und

Digitized by Google

Kuchenteig, begießt sie mit Milch und Bier, ganz so wie andere Hausgötter, denen man Gutes erweisen, deren Gunst man sich erhalten will. Dergleichen Baumopfer bestanden schon im grauen Alterthum: in Griechenland und Rom, auch in Persien und Indien hat man zu gewissen hohen Zeiten die Bäume mit Milch und Wein begossen und wie an einem Feiertage herausgeputzt. Was ist denn am Ende der Sinn jedwedes Opfers? — Doch nur der, daß man einem höheren Wesen etwas hingiebt, was einem selber werth ist und wovon man glaubt, daß es jenem höheren Wesen ebenfalls anstehen müsse. Und zwar bringt man's, um sich damit der Gottheit gegenüber in seiner Weise für empfangene Wohlthaten abzufinden, beziehentlich um die Gnade der Gottheit zu verdienen und sie zu erneuten Wohlthaten zu bestimmen. Auf eine gewisse Interessirtheit läuft der Baumcultus am Ende doch hinaus; lieber, lieber Uhland, Du mußt das Lob Deines guten Wirthes nicht voreilig singen! — Du kannst höchstens sagen, daß der Baum, der großmüthige Apfelbaum nichts von diesem Handel ahnt.

Darauf kommt es aber gar nicht an; genug, daß die Italiener den Obstbaum so betrachten und annehmen, er sei geldbedürftig und durstig wie sie selbst. Und das thuen sie, weil sie gleichsam selber in den Obstbäumen drin stecken, nämlich ihre Verstorbenen, die sie gepflanzt haben, die jetzt in ihrem Schatten schlummern, deren Geister sich auf ihren Zweigen wiegen und den ganzen Baum mit ihrem ewigen Leben segnen. Bäume und Höhlen sind unsere ältesten Wohnungen gewesen; als dann die Menschen anfingen, Hütten zu bauen, lehnten sie diese an Bäume an, so daß sie um die Bäume herum wohnten, wie Hunding um eine Esche und Odysseus um einen Oelbaum; endlich pflanzten sie die Obstbäume um ihre Wohnungen herum, so daß nun das Haus in der Mitte stand. Dann begrub man wieder die Todten unter ihren Bäumen, die auf diese Weise

Digitized by Google

zu Fetischen der Abgeschiedenen wurden und von profanen Händen gar nicht angerührt und abgenommen werden durften. Deshalb widmet man ihnen auch einen Cultus wie den Abgeschiedenen, deshalb sucht man sie durch Opfer zu gewinnen, deshalb giebt man ihnen Geld.

Freilich sind die Bäume auch an sich beseelt und wundervoll und wie der Ailanthus eitel Götterbäume, der Verehrung und der Opfer des Menschengeschlechtes werth; jeder einzelne trägt die Züge der großen Mutter, an deren Brust wir hangen, und ist in hervorragender Weise ein Bild des Jahres, das sich immerfort erneuert und einmal wie das andere abläuft. Die Bäume haben gleichsam Sommer und Winter und ihre Jahreszeiten wie die Mutter Erde: der Anblick der Jahreszeiten beruht hauptsächlich auf dem der Pflanzen. In Folge dessen glaubt das Volk, daß der große Naturgeist in den Bäumen wie eine Seele wohne; daß er im Frühling in sie fahre und sie durchdringe wie eine Menschenseele, weil er aller Bäume Leben und Wachsthum sei; daß er sie auch im Winter wiederum verlasse wie eine Seele. Eine Gottheit ist in ihnen mächtig und schöpferisch; der Gott zieht alljährlich von Neuem in das Geäste ein und belebt den Wald mit seinem Odem. Deshalb fallen ursprünglich alle Baumopfer auf den Jahresanfang: die frühesten werden zu Weihnachten dargebracht. In der heiligen Zeit der Zwölf Nächte, wenn das himmlische Licht wiederkommt, Saturnus regiert und alle Segen der Gestirne uns umwittern, sollen die Bäume im Garten gleichsam ihren Geburtstag feiern. Man weckt sie alsdann, schüttelt sie, klopft sie und pocht mit dem Finger an, damit sie das Glück, das in dieser Stunde herabsteigt, nicht verschlafen, erinnert sie an ihre Pflicht, von Neuem zu grünen und zu blühen, wirft ihnen wohl auch altes Obst hinauf, um ihnen handgreiflich zu zeigen, wie sie's machen sollen — man schmückt sie wie zu ihrem Ehrentage, zieht sie

Digitized by Google

sauber an, ziert sie mit bunten Bändern und umwindet sie mit Stroh. Das Gleiche geschah im classischen Alterthum bei dem kleinasiatischen Kybeledienst im März, wenn die Sonne in das Zeichen des Widders trat und der astronomische Frühling anhob.

Hier war die Personification des Naturlebens noch deutlich zu erkennen. Die Große Mutter, Rhea Kybele, die wir die Mutter Natur oder die Mutter Erde nennen würden, hat einen Liebling, der: Attis heißt und kurzweg den im Winter schlummernden, scheinbar todten, im Frühling wiedererwachenden Baum bedeutet. Der Jüngling entmannt sich der Sage nach, er verliert wie die Sonne im Winter seine Kraft und stirbt unter einer Fichte, in die seine Seele übergeht, während aus seinem Blute Veilchen sprießen. Eine mit Veilchen bekränzte Fichte wurde bei der Attisfeier am 22. März in das Heiligthum der Göttermutter, das sich in einer Felsenhöhle befand, getragen. Was sollte dieser Attis anders sein als der Vegetationsgeist, der im Herbste erloschen war, in die immergrünen Nadelhölzer geflohen schien und sich im Frühjahr neu belebte? Was anderes als die Seele des Baumes selber, die auf den großen Nenner der Menschengestalt gebracht und einem Tannenbaume wie ein Christkindchen angehängt ward? — Die orgiastischen Bräuche, die sich an diese reine Naturfeier im Alterthume schlossen, leben in Deutschland und Italien ebenfalls noch fort. In dem Frankfurter Wäldchestag, dem Pfingstdienstag, an dem die Frankfurter in den Stadtwald zum Forsthaus ziehen, wo Tische und Bänke aufgeschlagen sind, während die Homburger am zweiten Feiertage in den Taunus zur Luthereiche wandern; und in der Pfingstwallfahrt der Neapolitaner nach dem Heiligthum der Madonna di Monte Vergine bei Avellino, der christlichen Kybele.

Unwillkürlich denkt man hier an den deutschen Christbaum — derselbe ist von der italienischen Fichte, an welche das Bild

Digitized by Google

des Attis geheftet wird, nur dadurch unterschieden, daß er nicht zur Frühlingsnachtgleiche, sondern bereits zur Wintersonnenwende gefällt und angebetet wird. Und beide Bäume, der Christbaum und der Attisbaum, sind wieder vom Maibaum nur dadurch unterschieden, daß sie wie alle immergrünen Gewächse, wie namentlich die Cypresse, Unsterblichkeit besitzen, während der sommergrüne Maibaum die Auferstehung und das Wiederaufleben der Natur verkündigt und daher noch später, nämlich erst im Mai, zu Pfingsten eingeholt und angebetet wird. Uebrigens sehen sich diese drei Bäume völlig gleich, alle drei sind den Menschen wie Freunde ans Herz gewachsen. Der Cultus des Maibaums ist noch allgemeiner als der des Weihnachtsbaumes und hat wohl niemals eine Unterbrechung erfahren; der Maie wird seit unvordenklichen Zeiten in Schweden, England, Frankreich, Italien und Deutschland aufgepflanzt, er heißt auch überall der Maibaum, in Italien: il Maio, in Frankreich ebenfalls einfach: le Mai, in Schweden: die Maistange (Majstången), in England: der Maipfahl (Maypole), was darauf hindeutet, daß hier gewöhnlich ein abgeschälter Baumstamm genommen und dieser erst künstlich mit Laub und Blumen bekleidet wird, wie das zu Ehren der Göttin Bhavani, der alles Gebärenden, bereits in Ostindien geschah. Ich sage: er heißt der Maibaum, weil die Einbringung eigentlich im Mai, von Rechtswegen in der Walpurgisnacht, spätestens am ersten Sonntage des Mai erfolgen soll, wenn sie auch gewöhnlich bis zu Pfingsten, also gelegentlich bis in den Juni, in Schweden regelmäßig bis zu Johannis, auf Midsommarafton verschoben wird.

Halten wir nun einmal den Weihnachtsbaum und den Maibaum zusammen; den Attisbaum, der eigentlich ein Märzbaum wäre, mögen wir übergehen. Wie gesagt, könnten wir auch diese beiden Festbäume, die nur verschiedenen Zeiten angehören, für Zwillinge gelten lassen, weil sie eine und dieselbe

Digitized by Google

Gottheit predigen, denſelben Cultus und denſelben Schmuck empfangen — jez wär er usſtaffirt und wie 'ne Maibaum ziert, meint ſchon in den Alemanniſchen Gedichten die Mutter am Chriſtabend. Man nimmt ſogar häufig ganz dieſelben Bäume zu beiden Zwecken: die immergrünen Gehölze, welche den Winter überdauern, aber im Frühling ebenfalls ihre ſchönen jungen Triebe, den ſogenannten Maiwuchs haben, die Fichten und die Tannen, geben in Bayern und Schwaben ſo gut Chriſtbäume wie Maienbäume ab, und auch die Maien der neapolitaniſchen Wallfahrer, von denen bei der Rückkehr vom Feſte der Madonna di Monte Vergine Wagen und Pferde ſtarren, ſind Fichtenzweige, grüne und abgeſchälte. Birken ſind in Bayern vielmehr am Fronleichnamsfeſte obligat, wo ſie die Proceſſion zu begleiten pflegen. Nur in Norddeutſchland iſt der Maibaum gewöhnlich eine ſchöne junge Birke, wie der Weihnachtsbaum ein Tannenbaum iſt — die Birke, die ſich gerade um dieſe Zeit wie ein Laubmännchen ſchmückt und ſozuſagen nach dem Frühling riecht, das anmuthigſte Bild des Wonnemonats. Nicht etwa, daß die Birke im Frühjahr zuerſt ausſchlüge, es giebt viele Bäume, die ſich früher belauben, zum Beiſpiel die Weide; aber die junge Birke übertrifft alle anderen Bäume an Lieblichkeit und Schönheit, ſo daß ſie bei uns mit dem Mai identiſch geworden iſt. Im nördlichen Europa thut ſie das; in Italien iſt die Betula zwar nicht völlig unbekannt, aber auf die höchſten Gebirge beſchränkt. Auf dem Aetna findet ſie ſich erſt in der dritten Region und nicht unter 1451 Meter abſoluter Höhe. Der Monte Vergine aber iſt nur 1320 Meter hoch. Wenn die Neapolitaner Birken hätten, ſo würden ſie vermuthlich an ihrem Wäldchestag auch Birkenzweige brechen, während ſie ſo zu Pfingſten nach unſeren Begriffen: Weihnachten zu feiern ſcheinen. Auf die Baumart kommt es gar nicht an.

Digitized by Google

Die Hauptsache ist, daß beiden Festbäumen ein Cultus, ein Baumcultus zu Theil wird, den jetzt freilich Niemand mehr eingestehen mag, der aber dem ganzen Gebahren deutlich zu Grunde liegt. Diese Bäume sind Fetische, sie sollen das Glück bringen; ihre Reiser haben gleichsam den Vegetationsgeist in sich, daher man sich mit ihnen schlagen, stäupen und peitschen muß; sie werden ins Dorf, ins Haus getragen, die Heimstätte mit ihrer Gegenwart zu segnen; sie empfangen bis auf den heutigen Tag meist sehr materielle rudimentäre Opfer, die ihnen neben allerhand Tändeleien und phantasievollen Zieraten angehängt werden und die eben diese Bäume zu Schlaraffenbäumen machen. Daher der Haß der Kirche gegen beide Bäume, ein Haß, der mit dem religiösen Gefühle überhaupt allmählich abgenommen, aber seiner Zeit zur Abschaffung des heidnischen Gebrauches geführt hat.

Im Jahre 1585 gab ein englischer Puritaner Namens Stubbs eine Anatomie of Abuses heraus, in der er die Maifeier kurzweg als einen Hexensabbath und als ein Satanswerk bezeichnet. Es ist ja kein Zweifel, daß die Walpurgisnacht auf das heidnische Frühlingsfest und das Einholen des Maibaumes zurückgeht. So ungefähr läßt sich der strenggläubige Engländer vernehmen: Im Mai, um Pfingsten herum, kommen allerorten Männer, Weiber und Kinder, Alt und Jung, zusammen und ziehen zu Haufen, alle auf einmal oder gruppenweise, in die Wälder und Haine, auf die Berge und die Hügel, bald hierhin, bald dorthin, und bleiben die ganze Nacht bei Sang und Klang im Freien. Am Morgen kehren sie heim, einen Wald von Birkenzweigen und grünen Aesten in den Händen, als ob der Wald selber gegangen käme. Kein Wunder, es ist ja ein großer Herr unter ihnen gegenwärtig, nämlich ihr Pläsirvater und

Digitized by Google

Meister, Satan, der Fürst der Hölle. Aber das große Kleinod, das sie mitbringen, ist ihr Maibaum, als welchen sie mit Andacht ins Dorf geleiten. Nämlich so: sie haben zwanzig oder vierzig Joch Ochsen, jeder Ochse mit einem großen Blumenstrauße auf den Hörnern, und diese Ochsen ziehen diesen Maibaum, diesen stinkenden Fetisch (this stinking Idol rather) heim. Er ist über und über mit Blumen und Blättern bedeckt, die mit Bindfaden befestigt sind; manchmal auch bunt bemalt. Ein paar hundert Menschen, Männer, Weiber und Kinder folgen ihm mit Begeisterung nach. Dann wird er aufgerichtet, Schnupftücher, Fahnen wehen an seiner Spitze, der Boden rundherum ist mit Blumen bestreut, Laubhütten und grüne Zelte sind aufgeschlagen — und nun geht es an ein Schmausen und Bankettiren, an ein gottloses Springen und Tanzen um den Maibaum, gerade so wie die Kinder Israel um den Baal oder wie die alten Heiden um ihre Götzenbilder tanzten, wovon dies ein getreuer Abklatsch ist, wenn es nicht das Ding selbst ist (as the heathen people did at the dedication of their idols, whereof this is a perfect pattern, or rather the thing itself). In Knight's Malerischem Shakespeare, zur ersten Scene des Sommernachtstraums, wo die Maimorgenobservanz in dem Walde bei Athen erwähnt wird, findet sich eine interessante Illustration, die zeigt, wie es einst bei diesen Festen zugegangen ist, und ein Seitenstück zu dem berühmten Genrebilde Leopold Roberts, der Rückkehr der Landleute vom Feste der Madonna dell' Arco bei Neapel (das heißt eben: von ihrer dreitägigen Pfingstfahrt nach Monte Vergine) bildet (Bringing in the May-pole).

Digitized by Google

Dieſelbe Sache, daſſelbe heidniſche Feſt noch heute, nicht nur in England, ſondern auch in Italien, wo die Theilnehmer: Maggiaiuoli und ihre Geſänge: Maggi heißen; auch hier wird der Maie, der Maio feierlich eingeholt, um die Häuſer getragen wie ein richtiges Götterbild, in der Mitte des Dorfes aufgerichtet und umtanzt, namentlich aber auch, mit Brezeln, Apfelſinen und Zuckerwerk galant behangen, vor dem Hauſe, wo das ſchönſte Mädchen oder die Geliebte wohnt, geſteckt, was man: appiccare il Maio nennt. Bei der römiſchen Attisfeier wurde die gefällte Fichte ins Heiligthum der Kybele getragen, mithin der großen Mutter wiedergegeben, die ihn erſchaffen hatte. Im modernen Italien wird der Baum, der den Sieg des Lebens und die Niederlage der Winterrieſen verkündigt, ſelbſt für eine gute, ſegenbringende Gottheit angeſehen, die man in der Nähe haben will und einem geliebten Weibe wie einen Talisman zuwendet. Er tritt damit in die Reihe der Laren und Penaten, der Schutzgeiſter des Hauſes ein. Einen ſolchen neucreirten, dem Hauſe zugelegten Hausgeiſt ſtellt eben auch unſer Chriſtbaum dar.

Hat der alte engliſche Puritaner etwa nicht Recht? — Es iſt ein gehöriger Götzendienſt, der dem grünen Baume, dem Lebensbaume erwieſen wird; und zwar iſt ihm derſelbe urſprünglich an Ort und Stelle, im Walde erwieſen worden. Das geſchieht noch in Rußland, wo man den Uebergang ins Haus gleichſam mitanſehen kann. Halloh, ihr Kinder des Frühlings!

Freuet euch, ihr Birkenbäume,
Freuet euch, ihr grünen Maien!
Denn es gehn zu euch die Mägdlein,
Bringen euch den guten Fleiſchbrei,
Kuchen auch und Eierſpeiſe.
Hei, juchhei, Dreifaltigkeit! —

alſo ſingen in Rußland am Semik, das heißt am ſiebenten

Digitized by Google

Donnerstage nach Ostern, die jungen Mädchen, wenn sie in die Wälder gehen und eine Birke holen, die sie wie eine Frau anziehen, mit Blumen bekränzen und daheim aufstellen. Die Birke bleibt dann drei Tage, bis zum Trinitatisfest als Gast im Hause; am Sonntage nach Pfingsten wird sie zu fließendem Wasser getragen und sammt ihren Kränzen hineingeworfen. Aber aus dem mitgetheilten Verslein geht hervor, daß dem Baume erst draußen im Walde Speisopfer, Fleischbrei und Kuchen dargebracht und die vorgeschriebenen Ehren erwiesen worden sind. Dadurch werden wir erst inne, was es mit den Würsten und Schinken, den Broten und Kuchen, den Flaschen voll Wein und Bier, den vergoldeten Eiern soll, die in anderen Gegenden an den Maibaum gehängt zu werden pflegen, wenn er an der Malstätte, auf dem Markte, vor dem Wirthshause angekommen ist. Offenbar ebenfalls ein Speisopfer — der Unterschied ist nur, daß der Baum erst mit Speise und Trank erquickt wird, nachdem man aus dem Naturgeist einen Nationalgeist, einen Schutzgeist des Dingverbands gemacht hat. So viel ist gewiß, daß die Tücher und Fähnchen, mit denen der Baum geschmückt ist, und alle die guten Sachen und Eßwaaren dem Baume selbst gehören, nur für den Baum da sind und die Opfergaben des dankbaren Volkes darstellen.

Freilich, wer da oben säße, könnte leben wie Gott in Frankreich. Dort oben ist gut sein, dort oben ist Schlaraffen, dort oben Cuccagna. Man braucht nur einmal auf einen Augenblick zu vergessen, was dieser Baum für Heiligkeit an sich hat, so ist man auch schon oben und langt zu. Man plündert den Baum und wird zum Tempelräuber. Und es ist vergessen worden.

Der Maibaum hat zu dem Volksvergnügen der Cuccagna unzweifelhaft die erste Veranlassung gegeben. Er eignete sich zu einem Kletterbaume, und ein Kletterbaum ward daraus.

Digitized by Google

Der Maibaum war, im Gegensatze zu unseren gewöhnlichen Christbäumen, immer sehr hoch, wer etwas vom Opfer erwischen wollte, mußte klettern; allmählich wurde das Klettern Selbstzweck, das Olympische Spiel dem Cultus ganz entfremdet. Man stellte den Albero di Cuccagna auf wie die Kletterstange in Schönefeld oder wie die Kletterbäume auf dem Volksfestplatze vor dem Stadtgarten in Karlsruhe, die es 1881 bei den Hochzeitsfeierlichkeiten gab, deren Krone ein Tannenbäumchen bildete und die nicht bloß Schinken, sondern sogar Stiefel und Regenschirme trugen. Die Opfer waren praktisch. Ein Baum kann freilich keine Regenschirme brauchen; er ist selbst ein Schirm. Aber er konnte ja auch keine Eßwaaren, kein Geld brauchen, und dennoch widmete man ihm dergleichen. Damals vermeinte man wenigstens noch dem Geiste, der den Baum beseelte, etwas Gutes zu thun; in demselben Sinne zu thun, in dem wir den Leuten ein Trinkgeld geben. Heutzutage denken die Schlaraffen nur noch an sich selbst.

Digitized by Google

XIV.

Die Spendirhosen.

Es ist etwas Eigenes um die reichen Leute, philosophirt der berühmte Eseljunge Gennaro Capaociello, indem er sich eine Virginia anbrennt und bei dieser Gelegenheit fast eine ganze Schachtel Streichhölzchen consumirt; Gennaro Capaociello vom Tassoplatze in Sorrent, der bisher seine Fantasia am Schwanze von einem Ende der Halbinsel bis zum anderen getrieben hat und der sich nun zu etwas Höherem ausbilden und dem Berufe eines Lohndieners widmen will. Ja, es ist etwas Eigenes um die reichen Leute, etwas fällt doch immer ab, wenn man mit ihnen umgeht. Sie müssen sich für die vielen Dienste, die man ihnen leistet und die ganz unschätzbar sind, erkenntlich zeigen, nicht wahr? — Das ist der gemeine Brauch der Welt. Zum Beispiel: ich weise dem Herrn Fremden, wenn er sich in Neapel verlaufen hat, den Weg, ich führe ihn ein Stückchen — dafür setzt's ein Trinkgeld. Oder ich bringe ihm sein rothes Buch nach, das er vergessen mitzunehmen oder im Laden hat liegen lassen — das ist wie baares Geld. Ohne sein Buch kann er ja nicht leben. Daraus betet er. Oder ich improvisire ihm, ich trage ihm ein Abenteuer aus dem Rasenden Roland, eine Stanze meines Landsmannes Tasso vor; ich singe ihm sein Lieblingsliedchen, das ich gelernt habe, in seiner eigenen Sprache. Ich weiß nicht, was soll es be-

Digitized by Google

denken, daß ich so traurig bin . . . . . Du, Du liegst mir am Herzen, Du, Du liegst mir im Sinn . . . . . oder aber: Wenn ich ein Vöglein wär . . . . . wie er da aufhorcht! Wie er schmunzelt! — Gleich zieht er seinen Beutel. Ich trage ihm seine Tasche, ich schnalle ihm seine Decke, ich beschlage ihn, bezwecke ihn, schraube ihn, schröpfe ihn. Seine Reitgerte hat sich in das Gestrüpp verwickelt: ich löse sie ihm aus. In der Badezelle fällt ihm ein Schlüssel in die Klinze: ich practicire ihn heraus. Sein Hut ist ihm in's Wasser gefallen: ich angle ihn heraus. Ich thue viel für ihn; ich hole ihm seinen Stock aus dem Krater des Vesuvs heraus, wenn er ihn hineingeworfen hat. Ich bin seine rechte Hand, ich mache mich ihm unentbehrlich. Wollte er mich nicht königlich belohnen, so müßte ich nicht Gennaro Capaociello heißen.

Die Fremden können nicht zwei Dinge zugleich haben: Verstand und Geld. Sie sind unbehülflich wie die kleinen Kinder, sie schreien beständig nach uns; daher haben wir sie auch wie Kinder in der Hand. Das ist eine Wohlthat nicht allein für uns, sondern auch für sie selbst; die Reichthümer, pflegte mein Vater zu sagen, sind wie Dünger: haufenweis stinken sie; vertheilt, befruchten sie das Land. O, der reiche, der gute, der dankbare Mann, mein goldmachender Vogel, meine Kuh! — Manchmal erweist er mir auch seine Erkenntlichkeit bereits im Voraus. Er bestieht mich. Er macht es wie die Japaner, die das Trinkgeld beim Eintritt geben. Zum Beispiel, ich habe ihn auf einer Carrozzella — wir sind auf der neuen Straße über das Gebirge hinweg nach Amalfi gefahren und wollen nun nach Salerno, wo Eisenbahnstation ist. Wir wären auch zur rechten Zeit gekommen, aber er hat sich da unterwegs bei einem Fischer Hummer und allerhand Frutti di Mare aufschwatzen lassen und eine ganze Stunde damit vertrödelt. Nun soll ich zufahren, was das Zeug hält, damit er

Digitized by Google

den Zug nicht versäumt, der Schlecker. Er steckt mir zwei Lire zu. Ich begleite ihn auf den Bahnsteig: er möchte gern ein Abtheil für sich allein haben, weil er ungestört bleiben will, weil er ein Splenetico ist, weil er sich in den Kopf gesetzt hat, die Gegend sei unsicher. Ich versorge ihm das: wieder ein Cavurrino. Endlich sind wir spät Abends in Neapel: hier will er wieder im Hotel ein Zimmer mit der Aussicht auf den Vesuv, der gerade speit. Ich soll ihm das vermitteln. Er steckt so voller Launen wie ein räudiger Hund voll Flöhe. Der dritte Cavurrino an diesem glückseligen Tage! — O, er ist wie der Südwind, er gleicht einem erquickenden Regen, seine Wohlthaten fallen wie der Thau. Schade auf seine Tollheit! — Die Fehler der Aerzte bedeckt die Erde. Die der reichen Leute bedeckt das Geld.

Die Hauptsache ist freilich, daß mein Mann die Spendirhosen anhat, aus denen er das viele, viele Geld herausnimmt. Denn hat er die nicht an, so macht er Schwierigkeiten. Er stellt sich auf die Hinterbeine. Er fragt dann wohl gar, ob ich solche Dienstleistungen gewerbsmäßig betreibe? Ob ich eine Legitimationskarte besitze? Ob es meines Amtes sei, die Koffer zu tragen, die Fremden zu führen, die Knöpfe anzunähen? Ob ich in dieser Eigenschaft bekannt sei? Ob ich nicht schon abgefunden sei, ob ich nicht schon das Meinige weg habe, und was dergleichen unnütze, unitalienische, barbarische Redensarten sind. Cane!

Die Engländer und die Amerikaner sind bisweilen so halsstarrig, so ungebildet. Sie verweigern oft alles und jedes Trinkgeld, im Gegensatz zu den Russen. Ei, die Russen sind civilisirt; die lassen sich niemals lumpen. Was Trinkgelder anbetrifft, so hat Rußland das Prä, dann kommen die Franzosen und die Deutschen; die Engländer stehen auf der allerunterssten Stufe der Cultur, tief unten. Man muß Mitleid mit ihnen

Digitized by Google

haben. Es ist vorgekommen, daß eine englische Familie Monate lang an der Chiaja in einer Pension gelebt und keinen Carlino Trinkgeld gegeben hat! Weil nach dem Contracte die Bedienung im Pensionspreis inbegriffen gewesen sei! Was sind das für lächerliche, für veraltete Anschauungen! — Die Milordi haben die Spendirhosen nicht an, wenigstens nicht immer. Sie haben mitunter überhaupt keine Hosen an, so weit sind sie noch zurück. Es fehlt ihnen an Humor, an Bellumore, an Laune, an Gebelaune — sie befolgen die gefährliche Maxime jenes Buckligen: I am not in the giving Vein to-day.

Dafür haben andere Leute die Spendirhosen an, sogar solche Leute, die keine Milordi sind. Es giebt nämlich auch ganz arme Teufel, die dennoch gut abwerfen. Sie wollen sich sehen lassen: sie haben die Sucht, den Magnifico zu spielen und Geld unter die Leute zu bringen; sie sind brav. Nicht nur, daß sie nicht lange feilschen, wenn es einen Handel gilt, geben, was man verlangt, und die Rechnungen bezahlen, ohne sie durchzusehen, und die Händschken dazu — sie geben auch, wo es gar Niemand erwartet. Sie bringen es überhaupt niemals übers Herz, einen Preis zu bezahlen, den man gerade fordert, was hätten sie dann vor der Gentaglia voraus? — Sie müssen drüber geben. Sie kehren sich an keinen Tarif, sie spielen die Ducatenmännchen auf dem Abort. Sie lassen sich nicht wie andere Sterbliche für 10 Centesimi rasiren, sie geben einen Franc — die Stiefel lieber nicht putzen, als daß sie sich mit ein paar armseligen Centesimi abfänden — ein Glas Wasser vergüten sie wie Wein, einen Zahnstocher wie eine Tuberose und ein Streichhölzchen wie eine Regalia. Damit nur die Menschen sehen, was sie für große Herren, für Signoroni sind. Und doch haben sie die Schuhe selbst einmal geputzt. Aber jetzt können sie gleichsam keinen fremden Schuh-

Digitized by Google

putzer mehr ersehen, sie müssen ihn augenblicklich zu ihrem persönlichen Dienste commandiren, begünstigen, begnaden, besolden, behandschuhen, betrinkgeldern. Wer die richtigen Spendirhosen anhat, muß das Geld zum Fenster hinauswerfen, nur damit sie's drunten auflesen und die Jungen sich darum balgen. Das ist mein Mann! — Mit so einem läßt sich leben.

Er streut die Denari aus wie Korn, er wirft sie ins Wasser, er verschleudert, verschwendet sie — er ist wie der Erbschatzmeister des alten Deutschen Reiches, der während des Essens auf dem Rathhaus, wenn die Kaiserliche Tafel bestellt war, mit zwei vollen Beuteln, die wie Halftern zu beiden Seiten des Sattels befestigt waren, auf dem Römerberge umherritt und goldene und silberne Münzen unter die Menge regnen ließ — ut in Coronatione Papae vel Imperatoris fieri solebat — er ist wie der Graf von Toulouse, der ein Feld bei seinem Schloß umpflügen und 30,000 Unzen Silber säen ließ — er ist wie der Graf von Carlisle, der sein Reitpferd mit Silber, aber so lose beschlagen ließ, daß bei jeder Courbette ein Hufeisen unter das Volk flog; hinter ihm her ging ein Hufschmied, der das Roß immer von Neuem mit Silber beschlagen mußte. Das war einmal ein gebildeter Milorde, der hatte die Spendirhosen an! Die guten Hosen, wie wenig ist doch ein Nabob ohne sie! Sagt doch schon der Dichter:

Und haben alle Götter sich versammelt,
Geschenke seiner Wiege darzubringen,
Die Pantalons sind leider ausgeblieben;
Und wem die Gaben dieser Holden fehlen,
Der kann zwar viel besitzen, vieles thun,
Doch läßt sich nie an seinem Busen ruhn! —

Affè di Crimoli! — Die Spendirhosen sind weit besser als Reichthum — sie sind das Wappen und das Aushängeschild des Reichthums — wenn sie fehlen, verkommt der Reichthum wie eine Schüssel Maccaroni, die nicht gegessen wird — aber

Digitized by Google

mit ihnen erfüllt selbst ein mittelmäßiges Vermögen seinen Beruf. Den Beruf: alle zu werden. Was schiert mich der Seckel des Fortunatus? — Ich pfeife darauf! — Erst wenn unser Fortunatus die Spendirhosen anzieht, wird er ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Gott helfe ihm zu einem Schneider, der ihm ein Paar Spendirhosen machen kann! Er mag dem Herrlein nur ordentlich Maaß nehmen und sie ihm nicht zu eng machen, von gutem Stoffe und mit Taschen wie Futtersäcke! Notabene: löcherig! Um das Knie aber schlinge sich ein Band von dunkelblauem Sammet mit dem Motto in Gold gestickt:

Ist dir das Glück hold, so nimm deine Glücksgüter und beglücke die Welt, bevor das Glück entflieht;
Freigebigkeit erschöpft deinen Vorrath nicht, so lange dich das Glück anlächelt, und Sparsamkeit hilft dir nichts, wenn dir Fortuna den Rücken kehrt! —

Das ist der Hosenbandorden, der famose Ordine della Giarrettiera, der gewöhnlich mißverstanden und ganz falsch ausgelegt wird. Die Devise soll heißen: Honny soit qui mal y pense, maledetto chi su questo fonda cattivo pensiero, Schmach über den, der Arges dabei denkt. Das hat gar keinen Sinn für einen guten Christen. Nein, die Devise heißt von Rechts wegen: Honny soit qui n'aime pas à dépenser, das ist auf gut italienisch: Vergogna, chi non sa spendere, Schmach und Schande über den, der nicht ordentlich spendirt! — Wollten die Ritter das bedenken, so würden sie hier zu Lande gern gesehen und hochgeachtet werden. Denn wer nur recht spendiren kann, ist überall ein guter Mann; wer aber nicht will spendiren, wird sein Recht verlieren. Chi non ha, non è, wer nichts hat, ist nichts, sagt das Sprichwort. Chi non spende, non ha ciò che ha; wer nicht spendirt, hat nicht, was er hat, sage ich.

* * *

Digitized by Google

Panurg kann wahrlich von seinem eigenen Hosenlatze, seinem Fetisch und letzten Rettungsanker in allen Fährlichkeiten seines bewegten Lebens, nicht entzückter gewesen sein als unser Gennaro von den Hosen des reichen Mannes. Wir wollen aber jetzt, nachdem wir ihm so lange das Wort gelassen haben, einmal die verständige kleine Rede anhören, die dem armen Burschen ein moderner Volkswirth, gelegentlich einer seiner Reisen, zu halten für gut befunden hat.

Er verweist ihn auf eine andere Art von Freigebigkeit, die dem reichen Manne besser ansteht und weit mehr Ehre macht — auf die sparsame Freigebigkeit großer Kaufleute und edler Menschen, die nicht albern prahlen, nicht mit Trinkgeldern um sich werfen, ja, für sich selbst sehr wenig brauchen und außerordentlich bescheiden, beinahe ärmlich leben, aber zur rechten Zeit Geld haben, ungeheure Summen zu einem guten Zweck hergeben und dann die Fürsten spielen. Das sind die Ideale, vor denen unser Gennaro Capaociello den Hut abnehmen soll und die Italien selber groß gemacht und dem Volke wahrhaft geholfen haben.

Er verweist ihn auf den alten Cosmus Medici, den königlichen Florentiner Bankier, der fürstliche Großartigkeit mit republikanischer Einfachheit verband — auf den 1876 verstorbenen Marchese Raffaele De-Ferrari, Herzog von Galiera, der in Paris seinen Reichthum durch geschickte Bankoperationen klug vermehrte, verhältnißmäßig wenig ausgab, aber in seiner Vaterstadt Genua Arbeiterwohnungen gründete und der Regierung zwanzig Millionen Lire zur Erweiterung des Hafens von Genua, beziehentlich zur Erbauung eines neuen, den Hafen gegen den Libeccio schützenden Hafendammes überließ, so daß nun besagter Hafen einer der größten, besteingerichteten und belebtesten des Mittelmeeres ist, und die neuen Alpenbahnen (unter denen namentlich die Gotthardbahn Genua zum Transitwelthafen für

Digitized by Google

den Verkehr Mitteleuropas mit der Levante, den asiatischen Hauptplätzen und den La Plata-Staaten macht) nicht umsonst eröffnet worden sind — auf den Fürsten Torlonia, einen dritten italienischen Bankier, der durch die Pacht der Salz- und Tabaksregie in Rom und Neapel ein kolossales Vermögen erwarb, aber wohlthätige Anstalten errichtete und (1852—75) den Fuciner See trocken legte, was fünfunddreißig Millionen Franc kostete und 145 qkm Land einbrachte. Das hatten schon die alten römischen Kaiser geplant, und das hat der Sohn eines armen Sieneser Juden fertig gebracht, der einst in Rom den Cicerone machte und auf der Piazza di Spagna die Fremden abpaßte, um ihnen die Alterthümer zu zeigen.

„Ach, Du mit Deinen Spendirhosen, geh mir doch!" — fährt der Nationalökonom im Stile Sismondis fort, der einst auch hier gewesen und die Frau von Staël nach Neapel begleitet hat; und er bringt ein Beispiel, das diesem berühmten Schriftsteller, als einem Schweizer, besonders nahe lag. Die Familie Sismondi stammte aus Toscana, war aber ausgewandert und hatte sich im Dauphiné, wo sie zum Kalvinismus übertrat, nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes in Genf niedergelassen. „Geh, geh, geh! Ich will Dir einmal zeigen, Gennaro Capaociello, wer spendiren kann und spendirt. Nicht der Trinkgeldprotze, der den Leuten die Bajocchi an den Hals wirft; sondern der gute Wirth, der sich überlegt, was man in unserer Zeit mit einem Bajocco alles ausrichten kann. Der nichts umkommen läßt und auch ein Streichhölzchen nicht unnütz anbrennt wie Gennaro Capaociello; denn es läuft doch auf eins hinaus, ob man Geld oder Geldeswerth erhält. Der Graf Pourtalès zum Beispiel.

Im schweizerischen Kanton Wallis, auf der Grenze des piemontesischen Aostathales, wo Euer alter König Victor Emanuel zu jagen pflegte und ein Gehege für Steinbockzucht an-

Digitized by Google

legen ließ, liegt der Große Sanct Bernhard; über ihn führt ein Paß, und auf der Höhe des Uebergangs steht ein Hospiz. Die großartige Gastlichkeit, welche seit den Tagen des heiligen Bernhard von Menthon auf dieser unwirthlichen Höhe geübt wird, kostete dem Kloster jährlich an 60 000 Franc, eine Summe, die wenigstens theilweise durch freiwillige Gaben aufgebracht werden mußte. Was die Spendirhosen zurückließen und beim Abschied in den Opferstock legten, deckte die Kosten nicht entfernt, die Einkünfte der Väter waren während der Revolutionszeit stark geschmälert, ihre Besitzungen eingezogen, ihre Güter geplündert worden. Deshalb war es nothwendig, daß die Mönche, die der Regel des heiligen Augustinus folgten, im Lande bettelten und in der Schweiz, auf deren Boden sie lebten, milde Beiträge sammelten. So kamen denn einmal zu Anfang unseres Jahrhunderts zwei unbeschuhte schwarzgekleidete Terminanten auch nach Neuchâtel, der Hauptstadt des Fürstenthums Neuenburg, das damals noch nicht zur Schweiz gehörte, wie denn auch der Große Sanct Bernhard in jener Zeit kein schweizer, sondern ein französischer Berg war. Auf ihrem Rundgange durch die obere Stadt gelangten die Brüder an ein Haus, das offen stand; hier gab es eben eine Scene. Ein alter Junggesell machte seiner Wirthschafterin die bittersten Vorwürfe, weil sie ein Schwefelhölzchen, ich sage: ein Schwefelhölzchen, ins Feuer geworfen hatte, während es doch noch am andern Ende zu brauchen gewesen wäre. Damals hatte man noch keine Scatole di Cerini, nicht einmal ordentliche Fiammiferi oder Zolfini — die alten Schwefelhölzchen waren die sogenannten Zolfanelli oder Solfanelli, das heißt Hanfstengel, an beiden Enden mit Schwefel (Zolfo) überzogen und durch Eintunken anzubrennen. Einen Zolfanello zu vermoschen, so schändlich mit dem nützlichen Feuerzeug zu wüsten, welch ein unverzeihliches Verbrechen! Sie wird schon noch einmal sehen, wohin sie mit

Digitized by Google

ihrem Leichtsinn, ihrer unsinnigen Verschwendung kommt! Wohin es führt, wenn sie das Ihrige nicht zu Rathe hält! Wer den Pfennig nicht ehrt, ist den Thaler nicht werth! — Die Brüder hörten eine Weile zu — sie sahen sich an, und ihr Blick drückte die Zuversicht aus, die sie zu einem solchen Schwefelhölzleinspalter hatten — endlich klopften sie. Um Gottes Barmherzigkeit willen! Ein Scherflein für das fromme Kloster auf dem Sanct Bernhardsberge! —

Der alte Herr, ein Protestant, empfing die Sammler freundlich. Er ließ sich die Verhältnisse auseinandersetzen, prüfte auch die Lettre de Placet. Dann ging er, ohne ein Wort zu sagen, an seinen Secretär und händigte ihnen eine Rolle von 120 Louisdor, nach damaliger Rechnung: zwanzigtausend Batzen ein. Jetzt sahen sich die Mönche wieder an: sie konnten ein gelindes Erstaunen nicht verbergen. Und vorhin ein solcher Auftritt von wegen .... „Da ist nichts zu verwundern", unterbrach sie der edle Geber. „Ich habe meine Manier, mit dem Gelde umzugehen und Haus zu halten. Sparsam auf der einen, großartig auf der andern Seite, so kommt man durch die Welt, meine ehrwürdigen Väter. Sie gehen herum und sammeln ein, ich habe mir sagen lassen, daß Sie an sieben Thüren klopfen und dann an der achten etwas bekommen. Wissen Sie von wem? — Von einem, der mit sich selber streng ist".

Es war der Graf J. B. von Pourtalès, derselbe Menschenfreund, der in Neuchâtel selbst ein Hospital gestiftet hat und der einmal auf einem Viehmarkt, des ewigen Trödels müde, das ganze Vieh aufkaufte, so daß es die Bauern ihm abkaufen mußten. Seinen Namen tragen noch mehrere Officiere in der preußischen Armee, denn die Familie Pourtalès-Steiger gehörte zu der kleinen Minderheit, die der Krone von Preußen treu blieb und 1856 auf Umsturz der neuen Ordnung sann. Solche Rechner sind mir lieber als Deine großen Herren, wenn sie auch

Digitized by Google

ein wenig altväterisch aussehn; man findet sie besonders unter den Kaufleuten, wie denn die obengenannten Italiener alles Kaufleute sind — eben in Neuchâtel denkt man an den edlen David Pury, in Leipzig an den Buchhändler Tauchnitz, der hier die Stiftung eines Menschenfreundes machte und der Stadt 4½ Millionen Mark zu wohlthätigen Zwecken hinterließ. Auch unter den vornehmen Frauen, sogar unter den gekrönten Häuptern trifft man sie an, wie denn bekannt ist, daß der König von Bayern, Ludwig I. in seinem Privatleben gewissenhaft sparte, um für die Kunst und die Künstler, sowie zum Ankauf von Kunstschätzen übrig zu behalten. Schon der Kaiser Vespasian erhielt das As, aber baute das Kolosseum. Es fällt mir gerade ein anderer Junggesell ein, der vor einigen Jahren in Wien auftauchte.

Es klopfte ein Mann an das Palais des Grafen Taaffe, der den Ministerpräsidenten zu sprechen wünschte. Der Portier wollte ihn gar nicht hereinlassen, weil er zu Fuß ankam und etwas reducirt und ärmlich aussah: er hatte einen alten schäbigen Rock an, einen alten abgegriffenen Hut auf und eine alte, verschossene, ganz unqualificirbare Cravatte um. Das war ein Pauper — vielleicht ein kleiner Beamter aus der Provinz, der Unterstützung haben wollte — er mochte sein Gesuch schriftlich machen. Aber der Pauper ließ sich nicht abweisen — er holte eine alte Brieftasche und eine alte vergilbte Karte hervor und blieb dabei, daß er den Minister sprechen müsse, denn er sei eigens zu diesem Zwecke von Paris nach Wien gekommen. Der Portier warf einen Blick auf die Visitenkarte und las:

Le Prince Joseph Lubomirski,
Comte de Wisnicz et Jaroslaw.

Die Lubomirski sind ein unermeßlich reiches, altes polnisches Geschlecht. Der Portier begriff nicht; er konnte sich

Digitized by Google

den Rock und den Lubomirski unmöglich zusammenreimen. Schließlich meldete er den Fremdling. Graf Taaffe war gespannt.

Als der räthselhafte Mensch im Audienzzimmer stand, führte er sich folgendermaßen ein. „Excellenz, ich bin der Fürst Joseph Lubomirski, von der galizischen Linie. Ich beabsichtige eine Stiftung für polnische Waisenkinder. Ich dotire zu diesem Zwecke zwei Millionen Franc und ersuche Ew. Excellenz, diese Summe persönlich in Empfang nehmen zu wollen." Hierauf schickte er sich an, die Tausend-Francscheine aufzuzählen. Jetzt war wieder jemand überrascht; der Graf meinte, so viel Geld könne er hier nicht gut gebrauchen, die Staatskassen seien voll, zur Hinterlegung nicht eingerichtet. „Aber ich empfehle Ew. Durchlaucht den Gouverneur der Länderbank, Grafen Wodzicki, der wird sich ein Vergnügen daraus machen, Ew. Durchlaucht zu dienen." — „Wodzicki? Den Namen kenne ich. Zu dem habe ich ebensoviel Vertrauen."

Das Capital wurde thatsächlich auf der Oesterreichischen Länderbank hinterlegt und davon ein Internat für galizische Waisenknaben in Krakau gegründet. Später gab der hochherzige Pole noch eine Million zu einem Mädchen-Internat her. Das sind die beiden neuen Waisenhäuser in Krakau, die für Musteranstalten gelten. Der Fürst kehrte nach Erledigung seiner Angelegenheit nach Paris zurück und starb daselbst am 23. November 1895. Er blieb unverheirathet.

Ich will hier keineswegs den alten Junggesellen das Wort reden, obgleich es Leute giebt, die behaupten — der Philosoph Bacon war zum Beispiel dieser Meinung — daß die besten und der Menschheit nützlichsten Werke von alten Junggesellen oder von kinderlosen Männern ausgegangen seien. Nein, diese beiden Edlen haben nur entdeckt, was außerordentlich einfach klingt, aber Euresgleichen niemals in den Kopf will — daß

Digitized by Google

Groschen Thaler machen und daß das kolossalste Vermögen aus Pfennigen besteht. Es sieht wohl sonderbar aus, wenn neben einer riesigen Summe noch ein paar Pfennige vermerkt sind. Einer bekommt beim Bankier in Folge irgend einer Transaction 84 000 Mark und 25 Pfennig ausbezahlt. In der Berliner Oberrechnungskammer muß alles auf Heller und Pfennig stimmen. Unlängst kamen 40 Mark Ueberschuß von der französischen Kriegsschuld an die einzelnen deutschen Staaten zur Vertheilung. Die Freie Hansestadt Bremen erhielt auch ihr Theil. Es waren 13 Pfennig! — Ja, vor einem Jahr bekam ein preußischer Beamter außer Dienst, zur Zeit in Erfurt, von seiner ehemaligen Behörde in der Provinz Posen einen Pfennig, sage: einen Pfennig zugesandt. Der Pfennig war in dem betreffenden Geldbriefe mittelst Siegellacks befestigt! — Die Regierung hatte ihn bei der Gehaltsauszahlung vergessen.

Eine ähnliche Pfennigfuchserei beschäftigte im Februar des Jahres 1896 das diesseitige Finanzministerium. Es handelte sich um zwei Gefängnißwärter in Cuneo, denen für eine Dienstleistung eine Sondervergütung von je einer Lira gewährt worden war. Gehaltszulagen unterliegen nach den italienischen Gesetzen einem Steuerabzug von $7^1/_2$ vom Hundert. Demnach hätten die beiden Beamten von ihrer Gratification je $7^1/_2$ Centesimi abzugeben gehabt. Da aber halbe Centesimi nicht existiren, so zog man jedem von beiden nur 7 Centesimi ab und zahlte ihnen statt $92^1/_2$ Centesimi deren 93 aus. Die Centralbehörde beanstandete das Verfahren. Die Staatskasse hätte einen Verlust von 1 Centesimo gehabt. Es wurde der volle Steuerbetrag von den 2 Lire, das heißt: die Summe von 15 Centesimi verlangt. Hierauf erwiderte die Kammer der Provinz Cuneo gehorsamst, daß sie außer Stande sei, den Fehlbetrag zu erheben, sintemal Münzen von $^1/_2$ Centesimo nicht umliefen. Das Ministerium blieb aber unerbittlich und gab der Kammer

Digitized by Google

anheim, was am Ende sehr nahe lag: den Abzug von $7^1/_2$ vom Hundert nicht auf die einzelnen Lire, sondern auf beide Lire zusammen zu machen, so daß im ganzen nicht 1,86, sondern 1,85 Lire zur Auszahlung gelangten. Die beiden Empfänger konnten sich ja theilen; sie konnten sich todtschlagen wegen ihres Centesimo. Wenn der letztere nur die Schreiberei und den Zeitverlust werth gewesen wäre! — Siehst du wohl, würde der Graf Pourtalès zu seiner Wirthschafterin sagen, wie ein Finanzministerium, das einen Staatshaushalt zu führen hat, den Pfennig ehrt! —

Es sieht kleinlich, es sieht pedantisch aus, und ist doch nur consequent. Wohin sollte das führen, wenn die Pfennige als Bagatelle behandelt würden! — Zwar, ich entsinne mich, daß mir einmal in Paris ein Postsecretär einen mit 39 Centimes frankirten Brief, der von Rechtswegen 40 Centimes kostete und den ich eben vollständig freimachen wollte, lächelnd abnahm und ihn ohne weiteres expedirte. Und ebenso entsinne ich mich, daß einmal ein römischer Telegraphenbeamter einem meiner Freunde, der eine lange Depesche nach Kairo aufgab und dafür 126,52 Lire zu entrichten hatte, die 2 Centesimi schenken wollte, die er jedoch nicht annahm, sondern schließlich noch erlegte. Anderseits ist es mir in Berlin vorgekommen, daß ein Kellner, ein verzogener Kellner, dem ich die Zeche bezahlte, fünf einzelne Pfennige, die ich mit zugeben wollte, nicht als Zahlung annahm, sondern hochmüthig zurückwies, als ob das kein Geld gewesen wäre. Solche Früchtchen zeitigt die moderne Großthuerei, zu der sich jetzt jeder Schusterjunge verpflichtet fühlt. Scheidemünze existirt gar nicht mehr für die wohlhabende Gesellschaft. Aber ich bezweifle, daß mir der Cassier eine Fahrkarte nach Brindisi abließe, wenn ich ihm einen Soldo zu wenig hinlegte; oder daß ich auf der Post (wo man nicht in Kupfer einzahlen darf) eine Postkarte für

Digitized by Google

neun Centesimi bekäme. Wenn so etwas geschieht, so kann es eben nur ausnahmsweise einmal geschehen, weil die Differenz so klein ist, daß sie der Verkäufer aus Gefälligkeit auf sich nimmt; daß dergleichen nicht zur Regel werden kann, sieht jeder. Eben deshalb kann ein Pfennig unter Umständen sehr viel werth sein — er macht die Summe voll, die man gerade braucht, wie ein kleines Pünktchen das i vervollständigt; oder wie ein einziger Tropfen in dem Augenblicke, wo er hineinfällt, das Gefäß zum Ueberlaufen bringt; oder wie ein Körnlein die Waagschale niederdrückt. Dies ist aber nicht etwa eine besondere Kraft, die gerade dem letzten Körnlein innewohnte: sondern jede Einheit besitzt dieselbe Kraft; sie wird nur beim letzten Theilchen, weil mit ihm die erwartete Wirkung eintritt, besonders augenfällig. Ein Tröpflein hilft dem andern, viel Körnlein machen einen Haufen und viele Wenig ein Viel. Più Piccoli fanno un Grande. Demnach kann sich's jeder an den Fingern abzählen, daß kleine Einnahmen, die man in Menge hat, schließlich den Beutel füllen, und daß es die Masse bringt; sie gleichen den Schneeballcollecten, die im Nu ein Vermögen zusammenwerfen und die nur auf diesem Princip beruhen. Pfennig zu Pfennig baut das Haus.

Aus diesem Grunde ist das Betteln selbst ein so gewinnbringendes Geschäft; nicht minder aber und mit besserem Recht der Handel mit billigen und nützlichen Artikeln, die allgemein gebraucht und daher viel gekauft werden. Eine Waare, die das lawinenartige Anschwellen der Pfennige recht deutlich zeigt, sind eben die Zündhölzchen. Eine Schachtel schwedischer Zündhölzchen kostet wenig; ein einzelnes Zündhölzchen fast so gut wie gar nichts. Aber jedermann braucht Zündhölzchen: in Deutschland sollen täglich pro Kopf 12,70 Hölzchen verbraucht werden, eine Ziffer, die doch wahrlich etwas hoch gegriffen ist, indessen kommt es auf die Zahl nicht an. In Folge dessen

Digitized by Google

ist nicht allein die Erzeugung eine riesige, sondern auch die davon abfallende Prämie. Ihr Italiener werdet von Turin, von der Fabrik De Medici mit Zündhölzchen versorgt. Die größte Zündholzfabrik ist bekanntlich die zu Jönköping in Schweden, deren Tagesleistung etwa 50 Millionen Hölzchen beträgt; die Jahresproduction wird auf 4 Millionen Kronen geschätzt, das heißt: 4 500 000 Mark. Da Ihr so schön deutsch singen könnt, so sage ich Euch, Gennaro, daß die schwedischen Zündhölzchen, die wir in Deutschland brauchen, die Säkerhets-Tändstickor ein schönes Beispiel der niederdeutschen Lautstufe abgeben, auf welcher die schwedische Sprache steht. Ganz Schweden führte in den letzten Jahren je für zehn bis elf Millionen Kronen Streichhölzer aus. Die schwedischen Fabrikanten sind Zündhölzchenkönige, wie es in andern Ländern Eisenbahnkönige, Salpeterkönige, Grubenlords, Oelprinzen und Kohlenbarone giebt. Und jedes Hölzchen zählt.

Bringt nicht schon der Kleinhandel mit Schwefelhölzlein etwas ein? — Von einem bekannten römischen Buchhändler, dessen Geschäft heute noch blüht und dessen Namen eine classische Villa trägt, wird erzählt, daß er einst als armer junger Mensch damit angefangen habe, Streichhölzchen herumzutragen. An der großen Geschäftsstraße New Yorks, am Broadway erhebt sich ein Palast, den die Firma Rouß in allen seinen sechs Stockwerken innehat. Beim Betreten des Fahrstuhls erblickt man eine Tafel, die folgende Inschrift trägt:

> Fremdling, der Du Dieses liest, bedenke, daß der Erbauer dieses stolzen Palastes vor 25 Jahren mit einer Schuldenlast von über 50 000 Dollars auf den Straßen zu hausiren anfing.
>
> Verzage nicht, wenn es Dir schlecht geht. Mit Fleiß und Strebsamkeit kannst Du stets zu Ansehen und Vermögen gelangen.

Dieser Rouß ist einer der bedeutenden Unternehmer Amerikas. Er ist erblindet.

Digitized by Google

Und so könnt auch Ihr wohl noch einmal zum reichen Manne und wie der Torlonia, der diesen Spitznamen führte, zu einem Ciceronacchio dei Principi Romani werden, Gennaro Capaociello. Ihr müßt es aber auch machen wie diese reichen Leute und nicht wie die Narren, die für reich angesehen werden wollen. Seid hübsch sparsam! — Ausgaben, die man erspart, sind positiven Einnahmen gleichzusetzen. Wenn ich bisher für 3 Mark zu Mittag gespeist habe und von jetzt ab nur 2 Mark dafür auszugeben brauche, so ist das ebenso gut als ob ich monatlich 30 Mark mehr einnähme als bisher. Der Pfennig, den man erspart, soll sogar noch besser sein als der Pfennig, den man verdient. Er soll so viel werth sein, als ein ganzer Thaler, den man spielend gewonnen hat. Und es läuft auf eins hinaus, ob man Geld oder Geldeswerth erhält: die Locomotivführer, die Kohlen ersparen, bekommen eine Prämie von der Gesellschaft. Ein Streichhölzchen ist auch ein Pfennig oder ein Stück von einem Pfennig, so gut wie eine Kohle. Und beim Zündhölzchen muß man zu sparen anfangen, das ist eine alte Regel.

Die Sparsamkeit kommt eigentlich noch eher als der Erwerb, wie die Frau in der ganzen Weltgeschichte eher als der Mann kommt. Vorausgesetzt, daß man überhaupt etwas hat, so muß es natürlicherweise die erste Sorge sein, das zu erhalten, was man besitzt. Das thuen die höheren Stände, überhaupt alle gebildeten Leute, die Großstädter häufiger als die Bewohner der Provinz — für Euch Naturmenschen dagegen ist es bezeichnend, daß Euch der Sinn für die Zukunft fast gänzlich abgeht. Die Indianer wissen nicht einmal, Nahrungsmittel für den Bedarf des folgenden Tages aufzubewahren — heute leben sie wie Gott in Frankreich, morgen hungern sie. Wenn sie Büffelfleisch trocknen und stoßen und als Pemmikan für den Winter aufheben, so ist das schon ein Fortschritt, dem

Digitized by Google

aber die wilderen Stämme noch keineswegs huldigen. Diese wüsten im Gegentheile mit dem Fleische, wenn sie vom Glücke begünstigt gewesen sind; ausschließlich von der Jagd lebend, schonen sie doch das Thier nicht, das hochbeschlagen geht, auch wenn sie reichlich zu essen haben. Sie zerstören die Vogelnester und zerschlagen die Eier, ohne sie zu genießen. Sie sind Augenblicksmenschen, wie unsere jungen Leute, die in der Fastnachtszeit ihre Betten versetzen, um den Maskenball mitmachen zu können, ohne sich darum zu kümmern, womit sie sich morgen zudecken werden.

Ueberall, in Deutschland so gut wie in Italien wird über die theuren Zeiten geklagt: oggi la vita è cara, heißt es. Im Gegentheil, das Leben ist jetzt billig. Viele nothwendige Dinge, zum Beispiel eben Deine geliebten Hosen, werden bei der modernen Productionsweise billiger hergestellt als früher. Aber das Volk hat jetzt Gelegenheit, eine Menge kleiner Ausgaben zu machen, die sonst nicht existirten und die das Budget der Gegenwart belasten. Weil sie so geringfügig sind, bemerkt Ihr sie im Augenblicke kaum und rechnet sie fast für nichts; aber sie wiederholen sich fortwährend und summiren sich am Ende auch. Jeder Neapolitaner fährt jetzt mit der Eisenbahn, mit der Dampfstraßenbahn, mit der Drahtseilbahn, mit der Pferdebahn — jedermann schreibt Briefe und Postkarten oder läßt sie schreiben, wie Ihr, die Ihr des Schreibens unkundig seid, jedermann telegraphirt — jedermann liest Zeitungen. Alles Dinge, die wenig kosten, aber, in ungeheurem Maaße verbraucht, eine drückende Steuer involviren, etwa eine halbe Lira pro Tag. Dinge, die jetzt zum Leben und zur Cultur gehören, erfreulich, zeitgemäß; aber nicht etwa billig.

Die Folge müßte sein, daß sich die kleinen Leute jetzt erst recht einschränkten, weil eben das Leben größere Ansprüche an sie macht — im Gegentheil, sie verlernen das Wirthschaften ganz

Digitized by Google

und gar, geben freiwillig noch eine halbe Lira aus und legen sich selbst, übrigens ohne alle Consequenz und ganz launenhaft, eine neue, unnütze Steuer: die Trinkgeldsteuer auf. Wißt ihr, wie viel in Wien im Jahre an Trinkgeld gegeben wird? — 4 000 000 Gulden! — Und in Berlin? — 13 000 000 Mark! — Und zwar meistentheils kreuzer- und pfennigweise.

Zu den kleinen nothwendigen Ausgaben würden die Trinkgelder eben reichen. Für 5 Pfennige, für 2 Kreuzer bekommt man gerade eine Correspondenzkarte. Die Correspondenzkarte muß man schreiben. Das Trinkgeld giebt man nur, weil man ein Prahlhans ist.

Zumal in Italien, wo die Fremdentrinkgelder dem Staate ungefähr soviel einbringen wie die Konsumsteuern und die Geldstrafen und sich ebenfalls auf Millionen beziffern.

Darum bitte ich Dich, beschwöre ich Dich bei unserer Freundschaft, Gennaro: laß die Spendirhosen! Behalte lieber Deine alten Hosen an! — Und was das kostbare Hosenband anlangt, so mache es wie die Hexe in den Pyrenäen, die Rolands Knappen einen Handschuh, eine Serviette und einen verrosteten Kupferpfennig schenkte — man muß alles zu Rathe halten, sagte sie, als sie einen Regenwurm erblickte. Sie band sich den Strumpf damit fest.

Digitized by Google

XV.

Der Händedruck.

L'amor passa il Guanto.

Die Italiener ſchließen ihre Briefe gewöhnlich mit einem Händedrucke. Mit einer affettuosa Stretta di Mano, die ſie dem Freunde ſenden. Wann einſt, ſagt der alte Arndt in ſeinen Gedichten,

wann einſt fromme Herzen deutſch ſich finden,
ohne Eide, mit dem Händedruck
werden ſie hier Treue binden! —

Nun, ewige Treue wird auch in Italien mit dem Händedruck geſchworen, man reicht ſich die Hand zum Gruße und zum Gelöbniß, zum Bunde und zur Verſöhnung, es heißt: tendere amica la mano — und zum Abſchied wird ſie gedrückt.

So will ich mein Buch mit einem herzlichen Händedrucke ſchließen. Mit einer guten Hand habe ich angefangen, mit einer guten Hand will ich aufhören. Questo per Buonamano.

Wer lange in Italien lebt, findet nicht bloß Leute, denen etwas in die Hand zu drücken iſt; ich ſelbſt bin ſtolz darauf, unter den Italienern Freunde zu beſitzen. Aber auch dem Volke kann man unmöglich lange gram ſein. Das Trinkgeld iſt eine läſtige Sache auf einer italieniſchen Reiſe, mit ihren Mance machen ſie einem den Kopf oft warm. Aber es ſei

Digitized by Google

nicht vergessen, mit welcher Liebenswürdigkeit, mit welcher Herzensgüte, ich hätte bald gesagt: mit welcher Grazie die armen Italiener den kleinen Lohn aufwiegen, der hier einmal Landessitte ist und fast regelmäßig durch die wirthschaftlichen Verhältnisse bedingt wird. Alles verstehen heißt alles verzeihen. Auch muß man bedenken, daß die wohlhabenden Italiener selbst darunter leiden und die Verhältnisse, die sich nicht gleich ändern lassen, tief beklagen. Vor allen Dingen aber möchte ich mich dagegen verwahren: daß ich gegen das Trinkgelderunwesen im Vaterland blind wäre und den Splitter in meines Bruders Auge, nicht aber den Balken in meinem Auge sähe.

Im Gegentheil. Das Trinkgeld in Italien ist fast golden, das heißt in diesem Fall: bescheiden gegen das Trinkgeld im alten und im neuen Deutschen Reich zu nennen, sofern es nicht erst den in Italien reisenden Deutschen selbst zur Last gelegt werden muß. Vielleicht haben sich die von Tag zu Tage zahlreicher werdenden Touristen diese Unart eben in Italien, wo sie von langer Hand her gelitten wird, angewöhnt, wie es denn oft zu gehen pflegt, daß sie die schlechten Sitten des Auslandes annehmen und mitbringen und als eine feine Lebensart und Weltklugheit ansehen — hätten sie doch lieber den Italienern in der Sparsamkeit nachgeahmt, die sich mit einem weltmännischen Wesen recht wohl paart und ein fast untrügliches Kennzeichen vornehmen Standes ist.

Ecco la Mano! — Wegen des lumpigen Trinkgelds keine Feindschaft, meine lieben Italiener, nichts für ungut! Hier ist der Ort, das Sprichwort anzuwenden: l'Amitié passe le Gant! — Das heißt eigentlich: man darf bei Freunden die Handschuhe anbehalten; man darf ihnen die Hand geben, ohne, wie es die Höflichkeit will, den Handschuh auszuziehen. Hübscher wäre es schon, wenn Ihr ihn auszögt. Denn ihr pflegt zu sagen, daß klare Verträge gute Freunde machen:

Digitized by Google

Patti chiari,
Amici cari.

Aber es genügt nicht, daß die Verträge klar sind, sie müssen auch Stich halten. Ihr müßt auch bei Euren Abmachungen bleiben und keine neuen Klauseln hinzufügen. Deshalb schlage ich vor, das Sprüchlein abzuändern, beziehentlich zu ergänzen:

Patti saldi,
Amici caldi.

Digitized by Google

Sach-Register.

A.

Albergo, Herberge, eins und daſſelbe 126.
Alpini, Entdecker des Kaffeebaums 36.
Anbinden, Brauch der Schnitter und der Mägde 70.
Apanage, Brot 65.
Arra, Arrha, Angeld 97.
Augurio, Glückwunſch 157.
Averner See 109.

B.

Backſchiſch, Geſchenk, Trinkgeld im Orient 14, 69.
Baisers, italieniſche, 120.
Befana 137.
Bengodi, Schlaraffenland 162.
Beveraggio, Trinkgeld 33, 96.
Bibalien 33.
Biberagium 33, 96.
Birke, ſelten 170.
Bologna la grassa 107.
Bologneſer Waſſer, berühmt wie das Kölniſche und die Acqua della Scala in Rom 121.
Bottarga, italieniſcher Kaviar 90.
Brindisi, Toaſt, Bring dirs 32, 95.
Brodo, Fleiſchbrühe 67, 92.
Buonamano, italieniſche Bezeichnung des Trinkgeldes 11, 99.

C.

Cadeau 69.
Candiren, Canditen, Kandiszucker 119.
Cantucci di Prato 120.
Caparra, Draufgeld 98.
Capodanno, Neujahr 158.
Castrato, Schöps 106.
Cena, Abendeſſen 88.
Ceppo, Cippus 141, 146.
Chicche, Kinderwort 115.

Digitized by Google

Christbaum 142 ff., 168 ff.
Cialde, Cialdoni, Oblaten 118.
Cicca, Priemchen 115.
Cigarren, Cigarrenstummel 114 ff.
Conditor, Conditorei; eigentlich: Canditor, Canditorei 120.
Conduttore, Schaffner 81.
Confect, Confetti, Confitüren 118. Specialität der Stadt Pistoia 120 ff.
Congiaria, antike Spenden 163.
Crostini, geröstete Brotschnitten, Toasts 89.
Cuccagna, Kuchenland, Volksbelustigung 162 ff.

D.

Dare, geben für wünschen 158.
Desinare, Diner 88. Dopodesinare, nach Tische 95. Hauptgänge des italienischen Diners 89 ff.
Dolce far niente, unitalienisch 7.
Dolci, Douceurs 94, 115, 122.

E.

Elemosina del Grosso 11.
Empoli, der geflügelte Esel 73.
Épices, Zuckertüten in Frankreich 115.

F.

Fees, englisch, soviel wie Gebühren 65.
Fio, das italienische Lehen 67.
Fooi, holländisch, Wegegeld 62.
Fooitje, holländische Bezeichnung des Trinkgeldes 13, 62.
Fritto, Gelgebackenes, beliebtes Volksgericht 7, 94, 98/99.
Frutte, Dessert 94 ff.

G.

Galiera, Herzog von 8, 182.
Gänsebraten 94, 162.
Garzone, Cafékellner 38, Geselle 43.
Gastfreundschaft, wie sie in Italien geübt wird 126 ff.
Gottespfennig 96.
Gratificationen, Ausdruck für Trinkgelder 69.
Gratuliren, Gratulationen, falsche Anwendung des lateinischen Wortes in Deutschland 154 ff.
Gruß der Kinder in Italien 16.
Guanti, Handschuhe, deutsches Wort 18.

Digitized by Google

Guiderdone 19.
Gürtel, alte Geldtasche, Geldkatze 21, 28.

H.

Hammel als Almosen und als Trinkgeld 68, 101. Ablösung 108/9.
Handgeld 25, 97.
Handschuhe, italienische 26. Handschuhmacher 29. Schillers Handschuh, Sainte-Foix und Brantôme entnommene Fabel, gegründet auf die (auch in andere italienische Novellensammlungen übergegangene) 39. Novelle des 3. Bandes der Novellensammlung von Matteo Bandello (Lucca 1554), beziehentlich auf eine spanische Romanze 19.
Hasenbraten fehlt 94.
Hemd, in Neapel und Sicilien zum Wechseln angeboten, mittelalterliche Form der Gastfreundschaft 126.
Hosenbandorden, richtige Lesart 181.
Hospital 127.

J.

Italien, das schöne Land 4. Italien und Spanien 5. Italien und England 5. Italien und Deutschland 6. Italienischer Nationalcharakter 5 ff. Finanzministerium erläßt keinen Centesimo 188.
Italienischer Salat 89.

K.

Kaffee, Kaffeehäuser, Kaffeegeld 36 ff. Caffè Pedrocchi in Padua 37.
Kalbfleisch, Basis der Ernährung 94, 106.
Kaviar 89.
Kellner 38 ff.

L.

Lamm als Trinkgeld 68, 103. Ablösung 109 ff. Lämmerweihe 104. Osterlamm 105. Das Lamm in Italien nicht so wichtig wie in Griechenland 106.
Languedoc, das Land, wo man: oc für Ja sagt 4.
Leikauf, den Leikauf trinken 96.
Lorbeer, Doctorwürde 31. Baccalaureus 32.
Lottoziehung in Venedig 149.
Lymphatische Constitution der Italiener 7.

Digitized by Google

M.

Maccaroni 108.
Madonna di Monte Vergine, Wallfahrt 168 ff.
Maibaum 169.
Makronen, abgeschmackte Bezeichnung 120.
Mancia, Etymologie 19.
Mano, toccare la Mano, Trinkgeld geben 11.
Manus des Papstes 11, 136.
Milchkalbfleisch 106.
Minestra, Suppe 93.
Missilia, Wurfgelder 11, 163, 180.
Mistel 146. Wünschelrute 156.
Mortadella, Myrthenwurst 107.

N.

Nadelgeld 27.
Natalie, Weihnachtskind 138.
Nationalhospize in Rom 128.
Neujahrsgeschenke 136.
Neujahrswünsche 157 ff.

O.

Oblaten, das Backen derselben 118. Specialität von Lamporecchio 120.
Ochse als Honorar 67.
Oleander, Josephsstab 144.

P.

Panatella, Brotsuppe 92.
Pan di Ramerino, Rosinenbrot 116.
Panettone, Stollen 120.
Panforti di Siena 120.
Paraguantes, spanisch 20.
Pasqua, soviel wie Fest 139, 140.
Pasticceria 120.
Pattona, Polenta von Kastanienmehl 116.
Peterspfennig 8, 128.
Piccolo, Kellnerjunge 38, 43.
Pifferari 138.
Pizza, neapolitanische 116.
Portapolli, Liebesbote 117.
Postbotenbrot 71.
Poulet, Liebesbrief 117.
Pranzo, Hauptmahlzeit 88, typischer Verlauf einer ordentlichen italienischen Mahlzeit 89 ff.
Presbyterium 11, 136.
Principii della Mensa 89.
Propina, spanisch 20, italienisch 20, 32; propinare, zutrinken und schenken 20, 34/35.
Pugnitopo, Mäusedorn 146.

R.

Regalo, Regalien, regaliren 21, 123.

Digitized by Google

Rum-Eingemachtes, in Deutschland: Tutti Frutti, in Italien aber: Ciliege, Pesche, Uva in Guazzo genannt 95, 116.

S.

Salär, Salz, Gesindelohn 65. Salario des Koches 43.
Salat, italienisches Verschen, das die Zubereitung lehrt 94.
Schachtel, italienisches Wort, Tabaksdose 125.
Schafzucht in Italien 106.
Schenken, ursprünglich: einschenken 20, 35.
Schinken, italienische 107; am Schlaraffenbaume 162.
Schwefelhölzchen, alte italienische 184.
Schweine als Trinkgeld 104.
Schweineschlachten 107.
Service 53, 69.
Sì, das italienische Ja 4.
Spanferkel 94, 108.
Spillgeld 28.
Sprichwörter, italienische: 5, 8, 34, 38, 42, 45, 88, 94, 106, 112, 113, 114, 135, 136, 149, 158, 165, 173, 177, 178, 181, 190, 195, 197.
Strumpf, alte Geldtasche, eine gegenwärtig bisweilen wieder hervorgesuchte Form 21. Nach alter Sitte bekommt der Ueberbringer einer guten Zeitung die Strümpfe, daher es heißt, wenn einer nicht der erste gewesen ist, eine Neuigkeit zu melden: Tu non avrai le Calze! 57. Die italienischen Kinder hängen am Abend vor Epiphanias an den Kesselhaken im Kamine einen Strumpf, mettono la Calza, den die Befana in der Nacht je nachdem mit guten Sachen oder mit Kohlen füllt 22, 137. Strumpfwirker 29.
Suppe 91.

T.

Tabak 113. Kautabak 115. Schnupftabak 114. Schnupftabaksdosen 125. Verbrauch nicht so stark wie bei uns 114.
Torlonia, Fürstenfamilie 8, 183. Spitzname des Bankiers Giovanni Torlonia 192.
Torrone, Art Marcipan 121.
Trinkgeld, alter deutscher Begriff 33, niederländische, französische Form des Wortes 34, die schwedischen Trinkpfennige 12. Entsprechende Begriffe im Mittellateinischen 32/33, in Frankreich 34, in Ungarn 34, in Spanien 20,

Digitized by Google

in Portugal 35, in Rußland 36, in England 36, 69, in China 36, in der Türkei 36, in Italien 33, 36. Andere Formen des Trinkgeldes 20 ff., 27 ff., 66 ff., 112 ff. Zweck der Verblümung 22, 27; immer Kleinigkeiten 27, 35. Entwickelung des Trinkgeldes 69.
Trippe Trivigiane 123.

V.

Vettura, Vetturino 77 ff.
Viaggio 63.
Viaticum 62.
Viehgeld 66. Haydn bekommt ein Viehgeld 67.
Vincere, gewinnen 150.
Vischio, Mistel 146, 156.
Vogelfang, nationaler Sport 6, 11. Kleine Vögel Nationalspeise 6.

W.

Weihnachten, Weihnachtsgeschenke 136 ff.
Wunsch, Wish, Viscum 156.

X.

Xenien, Gastgeschenke 130 ff.

Z.

Zucker, Zuckerkand, von den Venezianern 120.
Zündhölzchen, italienische 191.
Zuppa, Suppe, eine ganz bestimmte Suppe 92.
Zuppa inglese 92.
Zuwinken 16.

Digitized by Google

Kennst du das Land?

Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens.

Unter Mitwirkung von

Prof. Dr. G. Floerke, Hektor Frank, Dr. Th. von Frimmel, Hans Grasberger, Dr. Eduard von der Hellen, Paul Heyse, Hans Hoffmann, Dr. Paul Hupfer, Dr. Max Ihm, Professor Woldemar Kaden, Professor Dr. O. Kämmel, Consul A. Kellner, Dr. R. Kleinpaul, Isolde Kurz, Alfred Ruhemann, Prof. Dr. R. Schoener, Dr. E. A. Stückelberg, Professor Dr. H. Thode, Richard Voß und Anderen

herausgegeben von

Julius R. Haarhaus.

Digitized by Google

Die Sammlung will in zwanglos erscheinenden, einzeln käuflichen Bänden den zahlreichen Freunden des schönen Welschlandes anregenden Lesestoff bieten; sie wird denen, die Italien bereisen wollen, als vorbereitende und belehrende Lectüre dienen, den Reisenden selbst ein unterrichtender und unterhaltender Begleiter sein, den Heimgekehrten frohe Stunden der Erinnerung bereiten, und denen endlich, deren Sehnsucht nach Italien noch keine Erfüllung fand, wenigstens eine ideelle und ideale Brücke zum Lande ihrer Wünsche schlagen.

Die Bände können in drei Ausgaben bezogen werden:

In **broschirter** Ausgabe zum Preise von **M. 2.50**

In braunem **Baedekerband** (besonders bequem zum Mitnehmen auf die Reise) zum Preise von **M. 3.—**

In reichem **Liebhaberband** (als Widmungs- und Erinnerungsgabe) zum Preise von **M. 4.—**

Bisher sind erschienen:

Band I. **Auf Goethe's Spuren in Italien.** I.: Oberitalien. Von Julius R. Haarhaus.

Band II. **Die Fornarina.** Trauerspiel in fünf Acten. Von Paul Heyse.

Band III. **Volksthümliches aus Süditalien.** Von Prof. Woldemar Kaden.

Band IV. **Rom im Liede.** Eine Anthologie von Gustav Naumann.

Band V. **Aus dem Vatican.** Ernstes und Heiteres. Von Hektor Frank.

Band VI. **Sommerfäden.** Hundstage in Italien. Von Prof. Gustav Floerke.

Band VII. **Aus meinem römischen Skizzenbuch.** Von Richard Voß.

Band VIII. **Auf Goethe's Spuren in Italien.** II.: Mittelitalien. Von Julius R. Haarhaus.

Band IX. **Auf Goethe's Spuren in Italien.** III.: Unteritalien. Von Julius R. Haarhaus.

Band X. **Alltägliches aus Neapel.** Von A. Kellner.

Band XI. **Im glücklichen Campanien.** Von Dr. R. Schoener.

Digitized by Google

Auszugsweise folgen hier einige Besprechungen der bisher erschienenen Bände:

Band I:

Auf Goethes Spuren in Italien.

I. Theil: Oberitalien.

Von Julius R. Haarhaus.

„Von jedem Freunde Goethes und jedem Italiens sollte dieses höchst empfehlenswerthe Buch willkommen geheißen werden! Es ist eine wichtige Ergänzung zu allen vorhandenen Biographieen des Dichters, und es ist der anziehendste und nützlichste Reisebegleiter nach Italien, den man sich denken kann."

(Weimarische Zeitung.)

„Haarhaus versteht glänzend zu schildern und geistvoll zu plaudern, er weiß stets in anziehender Weise Einst und Jetzt zu vergleichen, er prunkt nicht mit seinem Wissen und verliert sich nie in ermüdende Weitschweifigkeiten — kurz, sein Buch kann auf das Wärmste empfohlen werden."

(Norddeutsche Allgemeine Zeitung.)

Band II.

Die Fornarina.

Trauerspiel in fünf Acten. Von Paul Heyse.

„Wenn irgend ein deutscher Dichter berufen ist, das Liebesverhältniß zwischen Raffael und der schönen Bäckerstochter, deren Züge uns heute noch in der Gemäldegalerie des Palazzo Barberini bezaubern, im Spiegelbilde der Kunst zu verklären, so ist es Paul Heyse. Auch das Volksthümliche im Charakter der Fornarina und ihrer Mutter trifft der Dichter in mustergültiger Weise." (National-Zeitung.)

Digitized by Google

Band III.

Volksthümliches aus Süditalien.

Von Woldemar Kaden.

„Woldemar Kaden ist ein ausgezeichneter Kenner süditalienischen Volkslebens und versteht es, uns dies Leben in seiner ganzen halb kindlichen, halb wilden Barbarei auf das anschaulichste zu schildern. Wir sehen aufs neue den italienischen Staat in seiner Ohnmacht, die Justiz in ihrer Wehrlosigkeit und die Kirche als treue Pflegerin des Aberglaubens bis in seine verbrecherischen Formen hinein, und wir überzeugen uns aufs neue, daß die Zustände dort doch immer noch viel schlimmer sind, als selbst die Pessimisten sie anzusehen pflegen. Italien-Reisende werden nicht leicht ein besseres Buch zur Vorbereitung finden." (Das Volk.)

Band IV.

Rom im Liede.

Eine Anthologie. Von Gustav Naumann.
Mit Illustrationen von M. Pörschmann.

„Schon beim flüchtigen Aufschlagen erhält man den besten Eindruck von einem Buche, das typographisch dem Verlage zur besonderen Ehre gereicht. Aber nicht minder aufrichtig muß das Lob sein, das der hier zur That gewordenen Idee gespendet werden muß, in einzelnen gut bezeichneten Abschnitten eine Auswahl aus den besten Poesien bekannter Dichter über die „ewige Stadt", über Rom, die „Königin der Städte", zusammenzustellen. Möchten viele Italienfahrer sich diese in die Form eines lyrischen Bädeker gekleideten Romlieder zum freundlichen Begleiter erwählen." (Straßburger Tageblatt.)

Digitized by Google

Band V.

Aus dem Vatican.

Ernstes und Heiteres. Von Hektor Frank.

„Frank ist seit dem vaticanischen Concil in Rom und kennt Land und Leute gründlich; als Berichterstatter großer deutscher Blätter hat er Gelegenheit gehabt, manche Persönlichkeit kennen zu lernen, hinter manchen Vorhang zu sehen. Da ist es denn ganz überraschend, wie sehr er mit Zola übereinstimmt; die Beurtheilung der römischen Verhältnisse ist in allen Hauptpunkten dieselbe. Aber mag auch Zola umfassender und eingehender sein, mag er auch eine noch genauere Photographie der Zustände liefern, in einem Punkte wird er von Frank übertroffen: der Franzose hat absolut keinen Humor — bekanntlich geht der Humor, diese edle Gottesgabe, den Welschen ganz ab, — und der Deutsche verfügt über einen schönen reichen Vorrath davon. Und für die humoristische Betrachtung bietet diese fromme und dabei so weltliche Gesellschaft in Rom ein dankbares Feld."

(Evangelisches Gemeindeblatt für Braunschweig.)

Band VI.

Sommerfäden.

Hundstage in Italien. Von Gustav Floerke.

„Wie man in Italien die Hundstage verbringen muß, dazu giebt der Verfasser die richtige Anleitung, zugleich aber liefert er auch den eingefleischtesten Zweiflern den bündigsten Beweis, daß sich im Sommer die Poesie des Südens in ihrem herrlichsten Lichte zeigt. Zum Glück thut er es nicht in trockenen Recepten und Reisevorschriften, sondern als gewandter Erzähler führt er uns mitten ins Leben hinein, an den Nemisee, in das Paradies der Maler, in die Campagna nach der Lunghezza, dem alten Castell der Strozzi, er führt uns in die Sommer-

Digitized by Google

theater und gibt endlich eine ausführliche mit köstlichem feucht-fröhlichem Humor durchsetzte Schilderung einer Sommerfrische in der Aria buona von Assisi."

(Blätter für literarische Unterhaltung.)

Band VII.

Aus meinem römischen Skizzenbuche.

Von Richard Voß.

„In einer Bücherreihe über Italien — wie dürfte da ein Buch von Richard Voß fehlen! Haben wir doch unter den deutschen Schriftstellern wenige, die das sonnige Leben jenes classischen Bodens so gründlich kennen wie er, besonders das Leben der dort weilenden deutschen Gelehrten und Künstler: ihren Idealismus und ihre Armuth, ihre Liebe und ihren Schmerz, aber auch ihren unverwüstlichen Humor, der sich seinen Weg durch Thränen bahnt noch mächtiger, als wie die Sonne durch Wolken bricht. Auch diese Skizzensammlung übt auf den Leser einen mächtigen Reiz aus. Ohne in Rom gewesen zu sein, empfindet man mit untrüglicher Sicherheit: die Skizzen und Bilder sind lebenswahr: und dankbar sind wir, daß sie doch nicht naturalistisch, sondern von echt künstlerischem Geiste durchweht sind. Man greife fröhlich zu dem hübschen Buch!

(Leipziger Neueste Nachrichten.)

Band VIII.

Auf Goethes Spuren in Italien.

II. Mittel-Italien.

Von Julius R. Haarhaus.

„Mit gespannter Erwartung haben wir dem Erscheinen des 2. Bandes der Haarhaus'schen Publication entgegengesehen, denn der 1. Theil der geistvollen, klaren und sachlichen Forscherheit des umsichtigen Autors hatte unser Interesse in so hohem

Digitized by Google

Maße für die behandelte literarisch-historische Materie erweckt, daß wir mit Vergnügen und Eifer bereit waren, den Spuren Goethes in Italien an so überaus kundiger Hand weiter zu folgen. Wir sind in unseren Erwartungen nicht getäuscht worden. Wir haben das Haarhaus'sche Werk in einem Zuge vom Anfang bis zu Ende gelesen, aufmerksam und mit jener inneren Befriedigung, die erwärmt und zu tausenderlei Reflexionen anregt." (Leipziger Tageblatt.)

Band IX.

Auf Goethes Spuren in Italien.

III. Unter-Italien.

Von Julius R. Haarhaus.

„Wir haben diesen ausgezeichneten, geradezu erschöpfenden Commentar zur italienischen Reise, zu dessen Abfassung Haarhaus eingehende Studien an Ort und Stelle in Italien und Sicilien mit großem Aufwande an Zeit und Mühe gemacht hat, schon oft rühmend hervorgehoben, so daß wir uns diemal mit der Anzeige des Abschlusses des ganzen Werkes begnügen können." (Blätter für literarische Unterhaltung.)

„Der interessante Stoff des 3. Theils erhält durch geschickte umsichtige Heranziehung aller einschlägigen Literatur der vorgoethe'schen und goethe'schen Zeit, durch die Ergänzung ungenauer Angaben Goethes und scharfe Correctur seiner Urtheile, ferner durch die Vergleichung damaliger Verhältnisse Italiens mit den heutigen Verhältnissen eine höchst eigenartige, interessante Färbung, die namentlich noch durch die geistvolle Diction gehoben wird, so daß selbst diejenigen Literatur- und Goethefreunde, welche Italien nicht aus eigener Anschauung kennen, sich mit Lust und Eifer in die Lectüre dieses Werkes vertiefen werden. J. R. Haarhaus' fleißige Arbeit bildet einen der dauernd werthvollsten Beiträge zur Goethe-Literatur."

(Leipziger Tageblatt.)

Digitized by Google

Band X.

Alltägliches aus Neapel.

Von A. Kellner.

Inhalt: Geberdensprache, böser Blick und dergleichen. — Momentbilder von der Straße. — Das Volk auf Freiersfüßen. — Hochzeitsgebräuche. — Allerlei Stände und Standespersonen. — Häusliches. — Dienstbare Geister. — Aus der Handelswelt. — Piedigrotta. — Weihnachten. — Dreikönigstag. —

„Was hier über das Volksleben der Neapolitaner, über Sitten und Gebräuche, über häusliche und Straßenscenen, über Aerzte und Advokaten, über Volkswirthschaftliches und große Kirchenfeste in einem angenehmen Plauderton mitgetheilt ist, verräth auf jeder Seite, daß der Verfasser nicht ein flüchtig Reisender, sondern ein langjähriger Beobachter an Ort und Stelle ist." (Schwäbischer Merkur.)

Band XI.

Im glücklichen Campanien.

Von Dr. R. Schoener.

Inhalt: Aus der Campagna nach Campanien. — Die Erzeugnisse der „Terra di Lavoro". — Capua und das Land der Sidiciner. — Im Palaste S. Benedicts. — Kloster- und Osterbilder aus Monte Cassino. — Im Vesuvkrater. — Noch mehr vom campanischen Vulcan. — Neapolitanischer Sommer. — Ein Maibrief aus Sorrento. — Madonnenfeste im Neapolitanischen. — Von den Stätten der ewigen Ruhe. — Kloster Camaldoli bei Neapel. — Die phlegräischen Felder. — Stadt und Kloster La Cava. — Amalfi und Ravello. —

Digitized by Google

Digitized by Google

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES

This book is due on the date indicated below, or at the expiration of a definite period after the date of borrowing, as provided by the library rules or by special arrangement with the Librarian in charge.

DATE BORROWED	DATE DUE	DATE BORROWED	DATE DUE
C28(946)M100			

945.01 K41
v. 12

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0037129694

945.01 K41
12
Kleinpaul.
Das trinkgeld in Italien.

BRITTLE DO NOT
PHOTOCOPY

NOV 20 1946